Die Neujahrsnacht

Reisegefährten.

Eine

Sammlung von Novellen

und

andern Dichtungen

von

Friedrich Mosengeil.

Mit Beiträgen

von

Friedrich Jacobs.

*

Erster Band.

Frankfurt am Main.

bei Friedrich Wilmans.

1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

So ziehet denn hin in die Fremde, ihr trauten Kinder!

Seid was ihr mir gewesen, nun euch selbst: treue, heitre Reisegefährten; und werdet es allen guten Menschen, die Zufall oder Wahl euch beigesellt.

Haben eurer Etliche schon früher den Ausflug in die Welt gewagt, so mögen sie den Andern ihre Erfahrungen mittheilen: — Eine nicht zu vergessen! „daß dem bescheidnen, vom Herzen zum Herzen sprechenden Gast nur selten eine Thüre unwirthlich verschlossen bleibt." — Und so möge es denn auch jetzt, wo ihr gemeinschaftlich wandert, Abends nimmer an der Herberge fehlen, deren Bewohnern ihr ein trauliches Stündchen verplaudern helft. Unter gebückten Dienern, die beide Flügelthüren aufreißen und hurtig vorleuchten hinauf in den Prunksaal, wo man vornehme Reisende auf der Dichterfahrt einquartirt, da

würdet Ihr euch doch nicht wohl und heimisch fühlen. Nein, Euer Stolz sei ein gern eingeräumtes Plätzchen am Familientisch, — wo möglich neben der edlen Hausfrau, nicht weit von den anmuthigen Töchtern, — und ein kleines freundliches Andenken, wenn ihr weiter zieht!

Waren wir froh und glücklich zusammen, Kinder, so seid es nun ohne mich. Haltet euch jung, so lange ihr könnt, und laßt es euch nicht irren, daß euer Vater unterdeß auf dem Heimwege altert.

Fahret wohl!

Inhalt

Seite

I. Die Neujahrsnacht. 1

II. Biographische Umrisse aus der Mappe eines reisenden Kunstfreundes.

1. Gotthold und Wilhelm Remt. 29

2. Gotthold und Friedhof. 85

3. Die wunderthätige Madonna. 139

4. Bilderleben. 197

III. Die Klugheit der Gerechten oder der theologische Krieg in Hamburg. Von Friedrich Jacobs. 245

IV. Der Orakelspruch vom Ganges. 351

V. Die Flugreise nach der Heimath, und der Todtentanz. Zwei Nachtstücke aus der Traumbildergallerie. 365

VI. Dichterweihe. Ein Idyll. 389

Druck von Friedrich Vieweg.

I.

Die Neujahrsnacht.

Der letzte Tag des Jahres war mit so mildem Sonnenlicht über Grönfeld aufgegangen; daß die Bewohner des Städtchens, als athmeten sie schon Frühlingsluft, in frohen Schaaren durch die laublosen Gänge der umgebenden Anlagen lustwandelten. Dort begegneten sich blühende Jungfrauen, die einander noch Vieles von den empfangenen Weihnachtsgaben, am meisten aber von den entzückenden Ausstattungen des Putzschränkchens zu berichten wußten; dort zogen lärmende Kolonnen kleiner Freiwilliger und lieferten ein hitziges Treffen mit Stückkugeln von Schnee, der sparsam in den Vertiefungen des Buschweges aufgesammelt worden war; dort spazierten ernste Geschäftsmän-

ner in wohlthuender Muße der eingetretenen Ferien; ja selbst Greise komplimentirten, von der warmen Sonne herausgelockt, hier miteinander im Freien, nach alter Sitte sich wechselseitig fortdauernder Freundschaft und Wohlgewogenheit empfehlend.

Ein Glückwunsch aber sprach Alle gleichlieblich an, und mischte sich wie eine köstliche Würze in jeden Genuß des schönen Tages. Es war die eben erschollene Botschaft des nahen Friedens, der nach manchem angstvollen Kriegsjahr endlich wiederzukehren versprach.

Die Stadt Grönfeld hatte, bei ihrer begünstigten Lage, aus den Stürmen der Zeit doch einen groſsen Theil des sonst hier herrschenden Wohlstandes und geselligen Frohsinnes gerettet, und es traten daher noch an keinem Sylvestertage so viele Vereine zur bevorstehenden abendlichen Feier zusammen, als heute. Sorgsame Hausmütter eilten früher heim, um mit ihren Bestellungen zum Einkaufe der Citronen noch zeitig genug zu

kommen. »Das soll eine fröhliche Nacht werden!« hörte man allenthalben abschiednehmende Freunde sich zum letzten Gruß nachrufen.

Allmählig hatten die Lustwandler sich verloren; die östlichen Berge glühten schon hochroth von der sinkenden Sonne an, und sendeten Abendlüftchen ins Thal hernieder, die doch mehr an den Winter, als an den Frühling mahnten: da schritt noch ein Spaziergänger, ein großgestalteter Greis in Offizierstracht, einsam in der Allee herab. Seine rechte Hand setzte gravitätisch einen dicken Knotenstock zugleich mit dem steifen Beine vorwärts, und die Linke bewegte eine Krücke unter der gestützten Achsel in gleichmäßigem Takte fort. Ihm entgegen kam ein andrer Grönfelder, den seine schneeweißen Locken zwar auch unter die Greise, — der rasche feste Tritt aber, und die fast noch jugendlich gerötheten Wangen unter die rüstigen Männer stellten. Er war einfach ganz in Grau

gekleidet, und schien das schwer mit Silber beschlagene Rohr mehr zur schwebenden Balancirstange, als zur stützenden Hülfe zu gebrauchen.

Als die beiden Männer einander gegenüber standen, reichten sie sich kräftig einschlagend die Hände zu, ohne daß ihnen ein Gruß über die Lippen kam; desto beredter sprachen die Blicke, und jeder wußte, was der Andre ihm sagen wollte, darin zu lesen.

»Du kommst doch heute Nacht?« fragte endlich der Graue.

»Ja Bruder, ich komme!« erwiederte der Krückenmann; und als wäre es keinem möglich, noch ein Wort hinzuzufügen, stelzte dieser langsam seinen Weg hinab, während Jener sich mit kurzen, raschen Schritten nach der entgegengesetzten Seite hin entfernte.

Der Offizier, ein invalider Major, hieß Walter, und sein Freund, Gerold; ein begüterter Kaufmann und Fabrikherr der Stadt. Beide waren brave ehrenwerthe Man-

ner, die dem Vaterlande treu gedient, und, jeder in seinem Berufe, die allgemeine Achtung ihrer Mitbürger erworben hatten. Sie lebten hier seit mehreren Jahren ohne Familie; denn von ihren erwachsenen Söhnen, Reinhold und Rudolph, stand der Eine, die Laufbahn des Vaters fortsetzend, bei der Armee, während der Andre, den väterlichen Stand verlassend, als vielversprechender Künstler in der Fremde reiste. Die geliebten Mütter dieser Jünglinge, hatten die beiden Freunde schon längst verloren. Desto fester hatte sich um sie das Band der brüderlichen Liebe geschlungen, welches allmählig noch sechs gleichgestimmte Männer zu einem so engvereinten Kreise umfaßte, daß man sie scherzweise im Städtlein die Achter zu nennen pflegte.

Dieser geschlossene Freundescirkel feierte nebst manchem andern frohen Feste, auch regelmäßig das der Neujahrsnacht in Geralds schönem geräumigen Hause, und zwar je-

desmal auf eine so erfreuliche Weise, daß Alle, sobald ein Jahr sich zum Ende neigte, recht mit Sehnsucht seiner festlichen Scheidestunde entgegensahn, und sie kaum erwarten zu können versicherten.

Als nach einer langen Reihe frohgefeierten Sylvesterabende allmählig Einer und der Andre ausblieb und sich im stillen Zimmerlein des Friedhofes verlor; als von Achten nur fünf zurückblieben: da empfand man schon den Verlust hart genug, und die entstandene Lücke wollte sich auf keine Weise wieder ausfüllen lassen; indeß lebte und scherzte man sich dennoch so leidlich froh aus der letzten Stunde in die erste hinüber. Allein das jetzt beschlossene Jahr hatte neue, kaum zu verschmerzende Opfer genommen. Zwei der vereinten Freunde, vielgerufene Aerzte der Stadt, erlagen im Kampfe gegen eine bösartige, durch Lazarethkranke verbreitete Seuche; und einem Dritten brach der Gram das Herz um seinen in der Schlacht

gefallenen Sohn! So stand denn von jenen acht Säulen, die den kleinen heitren Bundestempel stützten, nur noch ein letztes Paar unter seinen Trümmern da: Gerold und Walter.

Darum also hatten die guten Alten, als sie heute einander begegneten, sich so stumm die Hände gereicht; darum wußte in übermannender Rührung der Eine nichts hervorzubringen als die Frage: „Du kommst doch heute Nacht?“ und der Andre nichts zu erwiedern als: „Ja Bruder, ich komme!“

Der Major ließ denn auch nicht lange auf sich warten, denn schon mit dem Glockenschlage der neunten Stunde klappten Stock und Krücke die Treppe herauf zum wohlbekannten Saale hin, wo Gerold seiner harrte. Doch als Walter eingetreten war, vergaß er in stummem Erstaunen abermals des Grußes.

In der Mitte des Saales saß der Freund hinter dem rauchenden Punschnapfe, und

rings um die runde Tafel her ſtanden noch ſieben Stühle geordnet.

»Links um, Major!« kommandirte dieſer ſich ſelbſt, und das lahme Bein machte eine Virtelsſchwenkung nach der Thüre zurück. »Nimms nicht übel! Herr Bruder!» rief er abmarſchirend; »Auf große Geſellſchaft war ich heute nicht gefaßt, und muß herzlich danken.«

Da ſprang Gerold auf: »Nein ſo iſt es ja nicht gemeint, du alter treuer Degen;« — ſprach er ihn wieder herbeiführend; »Niemand feiert hier die Neujahrsnacht, als wir. — Die Andern wollen ja nicht mehr kommen!«

»Sieh nur,« fuhr er fort, als Walter mit einem tiefen Seufzer Platz genommen hatte, und eben nach der Bedeutung der geſtellten Seſſel ſich näher erkundigen wollte; »ſieh, ich will dir alles ehrlich bekennen. Nur nimms nicht allzuernſt, Bruder, und lächle lieber über mich alten Narren.«

»Als ich vorhin allein dort vor den Bildern unsrer Freunde auf- und abging, so ganz allein, — da wurde mirs plötzlich seltsam zu Muthe. Der Gedanke an die Vergänglichkeit, der mich sonst wohl so wenig schreckt, wie dich, bekam eine traurige Uebermacht und deckte mir ein Leichentuch über die ganze Erde, über dich und mich, — über Alles! Und ich wills nicht verhehlen, die alten schwachen Augen ließen all' ihre Thränen hervorbrechen. Immer heftiger schritt ich durch den öden Saal; war wohl auch ein wenig außer mir, — exaltirt, wie sies jetzt nennen: kurz, ich hörte deutlich, wie dort unser zuerst geschiedener Großmeister, der sonst immer so lustige Stadtorganist, mir von seiner Wand herab leise zuwisperte: »Setze mir auch einen Stuhl, Gerold!« — »Mir auch einen! — Mir auch! — Mir auch!« So gings die ganze Reihe durch, daß ich zusammenschauerte vor Entsetzen. Mag sein, daß es bloß hier im Innern so gerufen hat;

aber es ließ mir keine Ruhe, bis ich die Seſſel herumſtellte. Nun freilich iſt der Spuk, die Träumerei, oder wie du es ſonſt nennen magſt, vorüber. Seit du dort ſitzeſt, ſitzt auch hier wieder der alte Muth und der alte Verſtand. Verlangſt du es, Bruder, ſo rücken die Stühle ſogleich an die Wand zurück?"

Der Major drohte ernſt mit dem Finger und ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Doch allmählig begann die Lippe unter dem grauen Knebelbarte aufwärts zu zucken, und die faltenreiche Stirne ſich auszuglätten.

„O du närriſches Haupt!" brach er lachend aus; „welche unerhörte Grillen haſt du da in deiner Einſamkeit ausgebrütet! Wäre es mir doch faſt unheimlich geworden, da ſie ſo unvermuthet mir vor den Augen herumſchwirrten! Nun aber merke ich wohl, daß ſich ihrem Spiel nicht ohne Lächeln zuſehen läßt, und faſt möcht ichs dir danken, daß du mich ſo aus meiner heutigen trüben

Laune herausgerückt hast. Die Sessel lasse nur immerhin sich hier neben uns breit machen, und uns lasse Gott preisen, daß doch wenigstens ein Paar Sitze von der Tafelrunde dermalen noch belegt sind.“

„Gesetzt auch,“ fiel Gerold nun ebenfalls muntrer gestimmt, ihm ins Wort; „gesetzt, daß unsre Abgeschiedenen sich einstellten, und ihr altes Plätzchen wieder suchten: was wäre dabey Furchtbares? Gewiß, sie säßen nicht hier als hohle bleiche Schatten, sondern als freundlich theilnehmende Engel in alter gewohnter Lust und Liebe. Denn nur aus großer Liebe könnte man ja die Welt der Seligen verlassen, um auf der kahlen, kalten Erde einen Besuch zu machen?“

„Wohl wahr!“ entgegnete Walter, und ließ sich das erste Glas füllen. „Wer indeß an dem Gespensterspuk unsrer neusten Literatur sich nervenschwach oder hirnkrank gelesen hätte, dem möchten diese leeren Stühle, trotz

deiner Beschönigung, doch wohl ein Dorn im Auge sein."

„Wir aber," nahm Gerold das Wort, „wollen gern daran denken, daß der Geist endlich einmal seinen abgetragenen irdischen Rock auszieht."

„Und die Krücken wegwirft!" fügte Walter hinzu. „Das Leben nützen, wie Gott es will!" sagte Jener; „Und es genießen, so lange ers vergönnt!" schloß dieser, herzlich mit Gerold anstoßend.

So hatten sich denn die beiden wackren Freunde, ohne selbst recht zu wissen, wie? durch eine Wendung, die der schauerliche Anfang kaum erwarten ließ, über die Stunde hinüber geholfen, vor welcher wohl Jedem heimlich bange gewesen sein mochte. Ihre Unterhaltung gewann sogar im Verfolg immer mehr Leben und Heiterkeit; denn es lag etwas ungemein Erhebendes in dem männlichen Selbstgefühle: daß bei so hoch herangewachsenen Jahren und bei so unersetzlich

großem Verluste ihnen dennoch Trost und Muth genug übrig geblieben, um den kleinen Rest ihrer Tage ergetzlich und wünschenswerth zu finden.

Sie lebten im traulichen Gespräche die frohe Jugend noch einmal mit einander durch. Von den Lebensereignissen der geschiedenen Freunde wurde mit Ausführlichkeit gehandelt, und Jeder wußte hier und da einen Umstand aufzuklären, der dem Andern unbekannt geblieben, oder entfallen war. Auch sogar mancher lustigen Scenen, die sie gemeinschaftlich durchgespielt, ward mit Dankbarkeit und mit neuerwachender Jovialität gedacht. Kurz, sie gestanden sich bald, daß auch der heutige Abend gewiß nicht unwürdig neben den früher genossenen stehe. Aber mitten im Gespräche hatte Gerold schon einigemal aufgehorcht und auch Walter lauschend nach der Thüre geschielt.

»Ich irre doch gewiß nicht!« rief Jener endlich aus: »Man belauscht uns draußen.

auf dem Vorsaale. Von Zeit zu Zeit huscht es über die Dielen hin; und so eben hörte ich flüstern, als ob eine ganze Gesellschaft sich heimlich Allerlei zuzuraunen hätte.“

„Darüber muß man ins Klare kommen,“ sagte der Major, und machte Anstalt, sich zu erheben; doch die Thüre that sich von selbst auf, und aus dem dämmernden Hintergrunde des Saales schwebten Gestalten in glänzendweißen Flügelkleidern hervor, die man nur für Gäste aus einer höhern Lichtwelt halten konnte. Kleine blühende Engel, den Kranz ewiger Jugend auf den schönen Lockenhäuptern tragend, nahten im feierlichen Zuge sich dem erstaunten Paare; — angeführt von einem Genius, wie der Dichter des Oberon den liebreizenden Elfenkönig malt. Ein Lilienstengel war das Scepter, womit er seinen fünf Gefährten, sie rund um die Tafel reihend, winkte.

Beim ersten Blick auf die lautlose Scene war den beiden Freunden, die sich un-

willkührlich von ihren Sitzen erheben, ein kleiner Schauder angekommen. Doch als sie die glänzenden Genien näher anzuschauen wagten, da winkten sie sich mit frohem Lächeln zu, still erwartend, was die seligen Geister wohl weiter mit ihnen verhaben möchten.

Jetzt erhob der Lilienengel die hohe, nickende Blume gegen zwei der Gefährten, und sie traten herzu mit Kränzen, von Immergrün geflochten, und reichten sie den Greisen mit zarten Händchen hinauf. Der Genius aber sprach feierlich langsam:

„Unverwelklich ist der Kranz des Bundes, wie der Freundschaft Treue; wie des Glaubens Hoffen; wie der Liebe Sehnen.“

Dann deutete er mit dem Blumenscepter auf einen andern der himmlischen Knaben; und dieser nahte mit farbig blitzenden

Krystallgefäßen, von duftenden Rosen überblüht, und der Genius sprach:

„Blühn sie nicht mehr in des Alters Wintergarten, so pflegt sie für Euch die Dankbarkeit glücklicher Kinder.“

Es kam der vierte Engel, gerufen durch einen neuen Wink, vor Gerold eine goldne Bürgerkrone, und vor Walter ein diamantnes Ordenskreuz niederlegend.

„Die Bürger reichen sie ihrem Vater,“ sprach der Genius dort; — und hier:

„Das Vaterland weiht es seinem Kämpfer.“

Dann trat schneller der letzte der Genien herzu und umschlang Beide mit einer Blumenkette, wobei Jener mit der Lilie sprach:

„So bleibet hier vereint, und so denkt der Vereinten dort.“

Doch länger vermochten die Reichbeschenkten sich nicht mehr zu halten. „O du

mein süßes Julchen!« rief Gerold, und hob den schönen Genius herzend hinauf an seine Brust: »Wie gut hast du es gemacht! und uns wie sehr erfreut! Und das verdanken wir wohl auch euern Müttern?«

Die Kinder lächelten bejahend. Auch Walter drückte nun Eins ums Andre an seine Brust. Es waren fünf Enkel der verstorbenen Bundesbrüder. —

»Aber wer bist du denn, liebes kleines Wesen,« sagte Gerold, indem er das sechste Kind zu sich hinaufhob: »dich kenne ich ja doch nicht?«

Julchen nahm das Wort: »Weil von Kronau's Niemand mehr lebt, so wählte die Mutter eine arme Waise für ihn, und hat ihr auch ein schönes Weihnachtskleid geschenkt.«

»Wohlgethan!« sprach Gerold, und sah dem Mägdlein tiefer in die klaren blauen Augen; »Du sollst mir nicht umsonst ein segnender Engel gewesen seyn: denn ich will

dich wieder segnen, und nehme dich in dieser frohen Stunde zu meiner Tochter an.“

„Halbpart, Bruder!“ rief der Major dazwischen: „Mir ist der Engel so gut, wie dir erschienen.“

„Es sei!“ erwiederte Jener: „Ich erziehe das Mägdlein, und du stattest es einst aus.“

„Topp!“ rief Walter: „und sollten mich denn die sechs Brüder draußen vielleicht nicht von sich lassen wollen, so wird mein Rudolph gern für mich eintreten.“

Gerolds neuangenommene Tochter fing in dunkler Ahnung des großen Glücks, das ihr jetzt zu Theil geworden, bitterlich zu weinen an. Gerold setzte sie liebkosend neben sich an Kronaus Platz, und die andern Kinder mußten die Sitze ihrer Großväter einnehmen, so daß es ein wunderbarer Anblick war, die grauen Alten kindlich froh in diesem Kreise aufblühender Engelgestalten, mit

leichten bunten Flügeln unter den bekränzten Lockenköpfchen, sitzen zu sehen.«

Walter, selbst ergriffen von diesem Bilde, schüttelte jetzt noch einmal sein Haupt. »Fast,« sprach er, zum Freunde gewendet; »fast glaube ich nun doch, daß du vorhin nicht dich selbst gehört hast, als dir dort der Großmeister zuflüsterte: Setze mir auch einen Stuhl! — Siehe, da sitzt Julchen, seiner trauten Tochter Kind! — und alle leeren Stühle sind besetzt von den Engeln, die uns unsre seligen Bundesbrüder herabgesendet haben!«

Doch Gerold schien in seiner jetzigen Stimmung auf diese Bemerkung nicht weiter eingehen zu wollen, und es begann nun ein frohes Leben unter den Kleinen; denn auch sie durften vom geistigen Trunke nippen und mußten dabei fleißig Antwort geben über vielerlei, was die Alten im fortgesetzten Gespräch über ihre Familien zu fragen hatten.

So flogen die Scheidestunden des Jah-

res unvermerkt dahin. Die Uhr tönte zum letzten Male; die Freunde ergriffen ein volles Glas und erhoben sich von ihren Sesseln, feierlich harrend auf den zwölften Schlag.

Schon scholl durch die Straßen ein lauter Ruf der Glückwünschenden. Ferne Freudenschüsse ließen sich vernehmen, und vom Markte her tönte, nach einer alten frommen Sitte, das schöne Kirchenlied: Nun danket alle Gott!

Die Glocke schwieg; die Gläser klangen nach. Doch ehe noch Gerold und Walter sich die erste Gesundheit des neuen Jahres zubringen konnten, trat Julchen hervor und schwang die Lilie, zum Zeichen, daß sie nach etwas zu sagen habe. Die Freunde horchten auf, der Engel sprach:

» Dem geweihten Trunk der ersten Stunde
Die das liebe neue Jahr gebracht,
Ward ein schöner Segen zugedacht
In verklärter Freunde heil'gem Bunde. —

Wohnt ein liebster Wunsch in Eurer Brust,
Treuer Vaterjorgen Lohn und Lust:
Sprecht ihn aus mit gläubigfrohem Munde.
Jener Wunsch, — er sey gewährt!
Sagt, was Euer Herz begehrt."

Da hoben Gerold und Walter ihre Becher freudig empor, und mit Einem Laute rief Jener: „Dein Rudolph!" und Dieser: „Dein Reinhold!" — Julchen hätte eigentlich nun noch ein Reimlein als Stichwort einer neu eintretenden Scene zu sprechen gehabt; aber das gute Kind fiel in der Freude aus der Rolle und vergaß das Erlernte.

„Sie sind da! Sie sind da!" rief sie durch den Saal hüpfend: „Sie warten nur, daß ich sie rufe!"

Allein sie warteten nicht! — Zwei junge Männer stürzten wortlos zur Thüre herein, und lagen in demselben Augenblick den geliebten Vätern in den Armen.

Rudolph, der Kriegsmann, war als Gemeiner in die Reihen der Kämpfer ge-

teten, und kehrte als Rittmeister zurück. Eine tiefe Narbe schmückte ihm die hohe Stirn, und das Kreuz des Verdienstes die breite muthvolle Brust. Reinhold, der Künstler, kam noch im Wanderkleide, heimkehrend von der weiten Reise. Im Streben, das Schöne zu bilden, war er selbst zum schönsten jungen Manne aufgeblüht. Noch lange nicht in der Heimath erwartet, hatten sich die Jünglinge durch briefliche Uebereinkunft die Stunde der gemeinsamen Rückkehr gewählt, und waren am letzten Jahresmorgen unerkannt in Grönfeld eingetroffen. Der junge Künstler, — zugleich Dichter, wie es jeder seyn sollte, — hatte gerade noch Zeit, die nöthigen Anordnungen zu treffen, und das anmuthvolle Julchen für die abendliche Engelrolle in die Schule zu nehmen.

Der verstummenden Wonne, wo das überfüllte Herz die Größe seines Glücks nur dunkel ahnet, folgte der laute Jubel des Entzückens, wo man es erblickt, ohne es

recht zu fassen; spricht, ohne der Rede mächtig zu seyn; hört, ohne zu verstehn; fragt, ohne die Antwort zu vernehmen; — und dann erst konnte die besonnene, alles verklarende Freude, gleich einer lichthellen Sonne, über den Glücklichen aufgehen. Ihr erquickender Morgenthau glänzte in allen Augen.

Aber als sie jetzt, zu diesem herrlichen Freudentag erwacht, um sich her blickten, sahen sie sich umringt von vielen neuhereingetretenen Gästen. Die Väter und Mütter der kleinen Engel, Jugendfreunde der Heimgekehrten, Verwandte des beglückten Gerold'schen Hauses, und einige Abgeordnete der Stadt hatten sich versammelt, und Jeder nahm sein Theilchen Freude hin, und erhöhte sie dadurch für Alle.

Was gab es nun nicht Alles zu besprechen, zu erzählen! Auch jeder einzelne Umstand der Vermitternacht mußte ja immer aufs Neue zurückgerufen und den Andern

mitgetheilt werden, die nicht zugegen gewesen!

Selbst das Ordenskreuz und die Bürgerkrone sollten nicht bloß symbolische Gabe der Poesie seyn, wie die Beschenkten geglaubt hatten. Walter war, auch mit der Krücke, bei verschiedenen wichtigen Kriegsereignissen den braven Wehrmännern seiner Stadt mit weisem Rath und kräftiger That hülfreich gewesen, und erhielt jenes Ehrenzeichen von seinem Fürsten, der den würdigen Sohn zum Ueberbringer wählte; und dem wackern Gerold sollte die von der Stadt gereichte Bürgerkrone für die treue Aushülfe danken, die er in mancher dringenden Noth, kein Opfer scheuend, dem Grönfelder Gemeinwesen geleistet hatte.

Schon war der junge Freudentag fast vier Stunden alt geworden; da half sich der Major an seiner Stütze vom Stuhle auf.

„Nein!“ rief er, jeder Bitte des unermüdlichen, zum lebensfrohen Jüngling um-

gewandelten, Gerold widerstehend: »Nun ist es genug, und fast zu viel für siebenzigjährige Knaben! Darum Gute Nacht!...—«

Doch mit dem Scheidegruß sank noch einmal das ganze Gewicht dieser, von den Himmlischen selbst geweihten, Nacht auf die beiden edlen Greise nieder und nahm der Lippe das Wort..

Ueber die Tafel hin reichten sie sich, wie für einen neuen ewigen Bund einschlagend, die kräftige Hand. Ihre Blicke waren Gebete, und große Thränen der seligsten Rührung rannen über die gebräunten Wangen herab auf die alten treuen Herzen.

II.

II.

Biographische Umrisse.

Erste Erzählung.

Gotthold und Wilhelm Kemt.

1.

Auf einer von jenen ergötzlichen Fußreisen, welche die Eilfahrten der Heerstraße zwar nicht an zurückgelegter Meilenzahl, aber desto mehr an wahrem Genuß übertreffen, schritt ich am schönsten Sonntagsmorgen aus dem rauhen Waldgebirg in das milde Rainfelder Thal herab.

Eine ländliche Gegend erhält ihre schönste Weihe in der Blüthenzeit von der Festruhe des Sonntags; so wie die blühende Jungfrau unter dem Brautkranze vor dem Altare am reizendsten erscheint. Mit fröhlichen Kindern, die sich Blumensträuße zuwerfen, und mit den feiernden Eltern, die, das Gesangbuch unter dem Arm haltend, gemüthlich hinter ihnen herziehn, ist die

Landschaft aufs beste staffirt. Das Geläute der Glocken, und der Kirchengesang betender Gemeinden, der aus der Ferne herttönt, mischet dem Eindruck des schönen Bildes etwas Unbeschreibliches bei; gleich jenem magischen Farbenduste, womit die Landschaftsgemälde grosser Meister überhaucht sind.

Diesem entzückenden Eindruck hingegeben, stand ich am Ende des Waldes, wo die freie Aussicht ins Thal sich öffnete. Mir zur Rechten auf einer, von Linden übergrünten Anhöhe erhob sich der kleine freistehende Tempel der Dorfgemeinde, deren weibliche Hälfte festlichgeputzt sich schon zahlreich versammelte; zur Linken lachte mich ein glänzendweißes Häuschen aus einem buntblühenden Blumengarten an, und gab sich auf den ersten Blick als die Wohnung des Pfarrherrn zu erkennen. Ueber das röthlich schimmernde Dach schaute ich weiter in den Grund hinab, auf dessen gelben Wiesenblumen die letzten Nebelwölkchen des Mor-

gens in flimmernde Thauperlen gemahlen. Weiße Blüthenblätter schneiten, vom frischen Ost bewegt, unter den Bäumen des Obstgartchens nieder, welches den Fuß des Kirchenhügels umzingelte. Die fallenden Blüthen sagten das nahe Scheiden des Frühlings an; nur hier und da hob sich noch ein Aepfelbaum mit seinen vollen, blaßrothen Straußbüscheln hervor. Die Saatfelder wogten schon in dunkelgrünen Wellen, aus denen sich die Lerche jubilirend in die klare Luft hinauf wirbelte. Am Flusse, der in sanften Krümmungen das Thal hinabzog, schwankten Weiden, flüsterten Erlen und Pappeln. Alles war wach und athmete Himmelsluft. Jener geheimnißvolle schöpferische Geist, der am Anfang das große „Werde!“ sprach, erging noch schaffend und liebend über die lebenreichen, farbigen Gefilde!

Fernher und nahe erhoben sich, gleich heiligen Boten, vielstimmige Glockenklänge von den Thürmen, und riefen den Landleu-

ten ein frommes Sehnen nach jenem geweihten Hause ins Herz, wo sie, von dem irdischen Gedränge der Werktage ruhend, sich zum Ewigen erheben konnten. Auch bei der Rainfelder Kirche verhallte jetzt der letzte Glockenton, und die Orgel strömte schon in tiefen, gehaltenen Akkorden, bis sich aus ihnen der andächtige Gesang der Gemeinde erhob. Da trat der Pastor im priesterlichen Ornate, das heilige Buch im Arme haltend, aus seinem Garten in die Strahlen der Morgensonne heraus, und die Kirchgänger theilten sich ehrerbietig, so wie er väterlich grüßend durch ihre Reihen schritt, und in die tönenden Hallen, des kleinen, heitern Gotteshauses einging.

Wie gern folgte ich ihm, und wie andächtig stand ich ihm gegenüber auf dem Chore, wo dem fremden Gast ein Ehrenplatz neben der Orgelbank eingeräumt worden war.

Gleichet er doch, — sprach ich bei mir selbst, als der Pastor am Schlusse des Ge-

fanges auf die Kanzel trat, — gleichet er doch einem Heiligen von Albrecht Dürer, einem Apostel von Peter Vischer! Sein Blick senkte sich noch auf die Bibel herab, auf welcher die Hände zum Gebete gefaltet, ruhten; aber es ermahnte, betete, erbaute schon sein bloßer Anblick, ehe noch die Rede begonnen. Und als sie begann, drang seine Stimme feierlich ans Herz, wie der Glockenton dieses heiligen Morgens; seine Worte lieblich, wie die Blüthen, die von den Fruchtbäumen rieselten; sein Geist erwärmend und leuchtend, wie die Strahlen der Morgensonne, die mir ihn heute zum erstenmal zeigten. Und als er das Amen gesprochen, da gelobte mein Herz, ihn und seine erquickende Rede »— vom göttlichen Lohn der guten That, die nicht um des Lohnes willen geübt wird« — nimmer zu vergessen.

2.

Aus der Kirche tretend, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehn, den Mann, der

mir als Vater seiner Gemeinde so wohl gefallen, nun auch als Familienvater im engeren Kreise seiner Häuslichkeit kennen zu lernen. Theilten es die Leser dieser Blätter mit mir, so begleiteten sie mich jetzt alle, und klopften an der niedrigen, von Geißblatt überrankten Pforte an. —

Das bemerken wir sogleich, wenn wir durch den Laubengang von Korneliuskirschen in die Thüre, und durch diese fast unmittelbar in das niedliche Stübchen treten, daß nirgends Ueberfluß, aber alles an seinem Platze ist. Ein unzertrennliches Schwesternpaar, Ordnung und Reinlichkeit, versieht offenbar den Kammerzofendienst bei der geschäftigen Hausfrau und begleitet sie durch alle Räume ihres kleinen mildbeherrschten Reichs. Ich will's meinen vornehmen Gefährten bei diesem Besuche im Pfarrhause, nicht abläugnen, daß ich im Vorbeigehn an der offenen Küche unter dem schimmernden Zinngeräthe auch eine Reihe ganz gemeiner hölzerner

Teller gewahr wurde; allein das hat seine guten Ursachen! Das Ehepaar ist mit einem Häuflein kräftig heranwachsender Kinder gesegnet; die nahmen es, als sie noch kleiner waren, mit gutem Tischgeräthe nicht sonderlich genau, und waren's wohl zufrieden, wenn ihnen Mütterchen die blankgescheuerten Ahornteller mit anpassendem Löffel vorlegte. So schickte sichs auch gewiß am besten zur aufgetischten einfachen Kost!

Diejenigen unter den Begleitern, welche die neuteutsche Vorliebe für das Altteutsche mitbringen, werden es ohne Zweifel beifällig bemerken, daß statt moderner Polsterstühle lauter stämmige Sessel, mit braunem Leder überzogen, auf steifen, gedrechselten Beinen an der Wand herumstehn, und nur Ein weicherer Lehnstuhl, worin sichs unser Pfarrherr besonders am Sonntage nach vollbrachter Arbeit wohlsein läßt. Das Klavier, welches gleich darneben seinen Platz hat, ist freilich von keinem Kunstschreiner mit Maha-

geni übertäfelt und das Tastenwerk ziemlich abgegriffen; wen von uns sollte es aber nicht freuen, es hier zu erblicken? Wie oft mag der Besitzer sich ein Feierstündchen daran versüßt, und in den leisen Klängen dieses ärmlichen Saitenspiels wohl mehr Erhebung und Wonne gefunden haben, als mancher Solospieler unter uns, am prunkenden Wiener Flügel mitten unter Bravourtrillern und Läufen!

Alles, was uns noch das sauber gehaltene Zimmer zeigt, ist in gleichem Geschmack: tüchtig, schlechtweg, — ausreichend. Findet Ihr nicht z. B. jenen Spiegel über dem Klaviere gerade groß genug, daß ein ehrliches Alltagsgesicht hinein-, und wenn es gerade bei guter Laune ist, lachend wieder herausschauen kann? Die Wand- und Pfeilerspiegel Eurer eleganten Gemächer sind freilich selbst für ein Goliatshaupt noch viel zu breit, und hoch genug, daß ein Mann auf der Leiter sich zusammt seinem hölzernen Fuß-

geſtelle vollſtändig beſehen könnte: aber wozu? —

Doch ich merke, wir ſind ſchon ganz daheim bei meinem Paſtor; und wie ſollten wir's nicht? Kommt er uns doch ſo freundlich entgegen, und ſchüttelt uns treuherzig die Hand; ruft auch ſogleich ſeiner geliebten Chriſtine bittend zu, das Frühſtück aufzutragen, ſo gut es das Haus vermag.

Chriſtine iſt eine brave, treffliche Frau, das ſieht man gleich an der gutmüthig freundlichen, und doch würdevollen Anmuth, mit welcher ſie die Gäſte bewillkommt, ohne über die Zahl derſelben verlegen zu ſeyn; da doch bekanntlich die Speiſekammer im Frühling, ſo wie Garten und Feld, mehr mit guter Hoffnung gefüllt iſt. Erſt im Herbſte, wenn Fäſſchen und Käſtchen mit allerlei Früchten und Naſchwerk verſehen ſind, kann eine brave Hausfrau fröhlich bei der Hand ſeyn, wenn der Mann ruft: Trage auf! — Doch Chriſtine thut nach Vermögen, und beant-

wortet den Wink ihres Gotthold mit gelbglänzenden Butterschnitten und mit rubinklarem Johannisbeerwein.

Wir können uns nun schon etwas näher nach den häuslichen Umständen der guten Leute erkundigen, und überhaupt dafür sorgen, daß die Beschreibung allmählig mehr der Erzählung die Hand biete.

3.

Schon seit zwanzig Jahren war Gotthold Pastor des Dörfleins Rainfeld. Die Einwohner bearbeiteten eine kleine Flur, welche ihnen gerade so viel zurückgab, als des Lebens Nothdurft erheischte. Unbekannt mit köstlicheren Genüssen, waren sie herzlich zufrieden bei einer Schüssel voll dampfender Kartoffeln, zu welchen blos am Sonntage sich die leckeren Fleischtöpfe der gern schmausenden Städter gesellten. Des Pastors Einkommen stand, wie gewöhnlich, mit dem seiner Gemeinde in Verhältniß,

wenn er auch nicht in die häufig vorkommenden Klagen vieler Amtsbrüder einstimmte: daß man höheren Orts sich allzugewissenhaft an die Worte des Evangeliums halte, nach welchen seine Prediger ausziehen mußten ohne Tasche, Beutel und Schuhe; daher es denn nun komme, daß ihre Tasche gesetzmäßig leer, und die Schuhe ihrer zahlreichen Familien oft früher zerrissen als bezahlt wären."

Stand es im Pfarrhause zu Rainfeld besser, so war dieß blos dem sparsamen Fleiße der trefflichen Wirthin zuzuschreiben. Nach einer fetten Pfründe bezeigte übrigens Gotthold kein Verlangen. Er fühlte sich nun einmal hier daheim; liebte, und ward geliebt, wie ein Vater.

„Wer weiß denn," sprach er, wenn Freunde ihm dringend anlagen, sich nach Verdienst um eine bessere Stelle zu bewerben, — „wer weiß, ob nach dem Vater nicht ein Stiefvater in Rainfeld einzöge; und wie

könnt' ich dann eine frohe in meiner neuen Gemeinde finden, wenn ich wüßte, daß die alte sich nach mir sehne? Wohl werden wir hier nicht reich werden. . . .«

„Und sind wir es denn nicht?« fiel dann Christine, ihn zärtlich umfassend, ins Wort. „Sieh, mein Gotthold! im Dörfchen drunten wohnen lauter Menschen, die dich als ihren Wohlthäter und Vater verehren. Dort auf dem Lindenplatze tummelt sich in lauter Lust und Jugendmuth dein wackrer Erhard mit seinem Bruder Wilhelm herum; — dort im Gärtchen pflegt dein zarter Liebling Juliane schwesterlich ihr kleines Luischen; und an deinem Herzen ruht ein treues Weib, das Gott täglich dafür dankt, dich lieben und von dir lernen zu dürfen.«

„O, davon schweige!« erwiederte Gotthold gerührt; »In den rechten christlichen Tugenden, — der Sanftmuth, der Demuth, der Geduld, und der nimmer müden Liebe bleibe ich ja doch nur dein Schüler!«

4.

An jenem Sonntage, dessen heilige Morgenstunde mir ein sehnliches Verlangen nach Gottholds näherer Bekanntschaft erweckte, trat ich gleich nach dem Schlusse des Gottesdienstes als ein reisender Fremdling in das einladende, von duftenden Frühlingsblumen umblühte Haus.

Noch herrlicher fand ich die Mutter umblüht von ihren schönen, wohlgearteten Kindern. Sie selbst stand noch in der Fruchtfülle kräftiger Gesundheit unter den Zöglingen ihrer Liebe da; und wie der blaue Majhimmel segnend auf die heranreifenden Fluren herabblickt, so schien ihr heitrer Blick Gedeihen und Wohlseyn auf ihre kleine Welt niederzustrahlen.

»Eine solche Gattin verdientest du, braver Pfarrherr!« So sagte ich erst still in meinem Herzen, und nach wenigen Stunden auch laut zu ihm selbst.

Wir wandelten gerade nach dem einfa-

chen, von gastfreundlicher Herzlichkeit gewürzten Mahle am schattigen Kirchenhügel auf und ab.

„Sie kennen," sprach er mit einem dankenden Händedruck, „mich und meine Gattin noch zu wenig, sonst würden Sie mich vielleicht weit über mein kleines Verdienst belohnt finden durch dieses Weibes Herz."

„Soll doch der Geistliche," fuhr er nach einer Weile fort, „alle Verhältnisse des Lebens auf die Aussprüche des heiligen Wortes beziehen, das er verkündigt; so darf denn auch ich bei ihrem erfreulichen Lobe jener frommen Altväter gedenken. Ein fleißiges, tugendsames Weib, sagen sie, ist des Mannes Krone und ihres Hauses Zierde; — eine edle Gabe, dem geschenkt, der Gott fürchtet."

„Wurde sie mir doch auch geschenkt von oben! Denn nur durch eine Verkettung von Umständen, die nicht in des Menschen Wahl

stehen, lernte ich meine Christine kennen und lieben. Aber der heitre Bund schloß sich an einer Stelle, wo man sonst nur Trennungen beweint: an jenem Grabe!«

Wir standen an der niedren Mauer, die sich von der Kirche den Hügel hinabzog und den Friedhof des Dorfes umzingelte. Der Pastor deutete auf eine Gruppe von Birken hin, deren Zweige sich über einen Leichenstein herwölbten.

»O lassen Sie uns diesem heiligen Altare näher treten! bat ich ihn, und schritt an seiner Hand durch die schwarze Gitterpforte über den Schlummerplatz ausruhender Rainfelder hin, dem von ihm bezeichneten Hügel zu.

Unter der einfachen Namensinschrift waren die Worte aus der Geschichte des verlorenen Sohnes zu lesen:

»Ich will umkehren und wieder zu meinem Vater gehn.«

Gotthold besuchte das Plätzchen oft; und

da man von demselben einer freien Aussicht in das Thal genoß, hatte er unter den Birken eine Rasenbank aufgeworfen, welche seine Gattin mit Rosen umpflanzte. Hier nahm ich neben ihm Platz, begierig nach seiner, mir bereitwillig mitgetheilten Erzählung. — Der Eindruck, den sie bei mir zurückließ, war so lebhaft, daß ich es wohl wagen darf, sie mit des Erzählers eignen Worten hier wiederzugeben.

5.

Der Wunsch eines begüterten Freundes, — so nahm der Pastor das Wort, — verschaffte mir bald nach unserm gemeinschaftlichen Abschiede von der Universität die Theilnahme an einer Reise ins Ausland, deren frohes Andenken die Einförmigkeit eines spätern Lebens oft versüßt hat.

Von den erhabenen Naturbildern der Schweiz, die dem Menschen nur geringen Einfluß auf ihre Verschönerung verstattet,

den romantischen Rhein hinab, wo Natur und Fleiß das Schöne wetteifernd schaffen, bis zum abgeflachten Holland nieder, das seinen Bewohnern Alles verdankt, — stellet sich Bild an Bild, und augenblicklich durchwandle ich im Geiste diese Gallerie mit einem Genusse, welcher nicht weit hinter dem der Wirklichkeit zurückbleibt.

Wie nun Jeder seine eigenthümliche Weise hat, zu genießen und anzuschauen, so haben mich die niederländischen Landschaften, gleich den Gemälden jener Schule, mit einer besondren Gemüthlichkeit angesprochen, die den Eindruck alles dessen, was ich dort gesehen und genossen, ungemein erhöht.

Ich werde in meinem Gefühle wieder zum Jüngling, wenn ich mich zurückversetze auf das Verdeck des Holländerschiffchens, worin wir glückliche Freunde, am prächtigen Antwerpen vorbei, jenem reizend gelegenen Hafen entgegen zogen, an dessen Halbrund sich das volkreiche Rotterdam erhebt. Mir ist,

als stünde ich noch jubelnd wie damals auf der Höhe der Schiffswerfte von Vlieſſingen, wo wir den erhabenen Anblick des Meeres auf der Einen, und des reichbebauten Gestades von der andern Seite genoſſen, während die Inſel Walchern wie ein engliſcher Garten unter unſern Füßen ausgebreitet lag und von Oſten her die Thürme Middelburgs herüberglänzten. An manchem ſchönen Abend ſteige ich im Geiſte noch in das kleine Boot, das wir ſelbſt über die ſilberſchillernden Wellen des Zuderſees nach dem netten, chineſiſch herausgeputzten Dörflein Bruk ſteuerten, oder nach dem gewerbfleißigen, von tauſend Windmühlen umgebenen Zaardam, um ſpät bei Mondenlicht wieder heimzukehren durch die vor Anker liegenden Schiffe, welche eine Stadt, von langen Straßen durchſchnitten, bildeten; — gleichſam eine Vorſtadt des lebenvollen Amſterdam, das damals den Handel aller Erdtheile in ſich vereinigte. Dann auch erblicke ich mich neben dem theil-

nehmenden Gefährten auf leichtem Rollwagen, durch wohlbebaute, fruchtreiche Felder neben anmuthigen Gärten und Landhäusern vorbeieilend auf den schönsten, bequemsten Fahrwegen, die wir jemals gesehn; uns immer eines neuen Zieles erfreuend; bald des schimmernden Hags, bald des stattlichen Lüttichs, oder des blumenreichen Harlems.

Hauptsächlich die zuletzt genannte Stadt wußte sich uns durch die reichsten Genüsse der beiden edelsten Sinne, des Auges wie des Ohres, auf immer unvergeßlich zu machen.

Schon in weiter Ferne hatten wir, — da mein Reisegefährte eine innige Neigung zur Musik, und eine besondere Vorliebe für ihr größtes und heiligstes Instrument mit mir theilte, — uns auf die Orgel gefreut, welche in der Hauptkirche von einem ausgezeichneten Meister erbaut ist, und vielleicht als die beste in Europa gerühmt werden darf.

In der Regel verwundern wir uns lieber über eine erstaunenswerthe Erscheinung,

wenn man uns ihre Größe in Ziffern anschaulicher zu machen sucht; darum enthalte ich auch Ihnen, mein junger Freund, die Nachricht nicht vor, daß jene Orgel sich 108 Fuß hoch bis zur Deckenwölbung erhebt und fünfzig Fuß nach der Breite ausdehnt. Drei Klaviere beherrschen fünf tausend Pfeifen, deren tiefste nicht weniger als 38 Fuß mißt; und zwölf Bälge müssen in Bewegung gesetzt werden, ehe die Riesin ihre erschütternde Stimme aus voller Brust ertönen läßt.

Der Baumeister, ein Teutscher, hieß Christian Müller, und soll außer diesem nur noch Ein ähnliches Werk für eine römische Kirche vollendet haben. Einige Geistliche derselben, so erzählt die Sage, beraubten den Künstler meuchlings seiner Augen, damit nur sie sich seines Meisterstücks rühmen konnten. — Wer aber möchte das glauben? — Gewiß ist es auch, daß Müllers römisches Werk das harlemer nicht erreicht. Sicher trägt der Bau der Kirche selbst

wesentlich mit zur grosen Wirkung ihrer Orgel bei.

Voll gespannter Erwartungen zogen wir in Harlem ein und unsre erste bittende Anfrage richtete sich auf die Erlaubniß, wo möglich heute noch Cäcilia's Heiligthum eröffnet zu sehn.

»Eilen Sie!« erwiederte uns der Wirth unsres Gasthofes; »Sie kommen zur glücklichsten Stunde. Es läßt sich so eben ein fremder Organist hören, von dessen Spiel man Wunderdinge rühmt.«

Unser gutes Geschick preißend durcheilten wir die Straßen, und traten mit mehreren schon Versammelten in den einfach verzierten, hochgewölbten Tempel ein.

Schon bei dem ersten Akkord, der wie ein Echo über uns hinrollte und sich mit einem bebenden Klingen in den Hallen der Kirche verlor, sahen wir uns staunend an, als wollten wir uns fragen: »War das Orgelton?« Das Staunen wurde zum Schau-

der, als das Meer der Töne allmählig stärker zu wogen und zu wallen anfing; der Schauder wurde zur Thräne des Entzückens, wenn sichs, als ob ein Christus es bedräut hätte, wieder beschwichtigte und ein leises Flötenlispeln, wie aus dem Tongewimmel verirrt, am entgegengesetzten Ende der Kirche zu schweben und zu vergehen schien.

Aus diesem Vorspiele, in welchem der Künstler seine Macht über das allgewaltige Instrument versuchte, entwickelte sich bald voll Ruhe und Klarheit eine der ewigen Melodieen aus Haydn's Schöpfung: »Mit Würd' und Hoheit angethan, mit Schönheit Stärk' und Muth begabt, zum Himmel aufgerichtet, steht der Mensch, ein Mann, ein König der Natur.«

»Ja wohl ein König!« seufzte neben mir mein entzückter Freund, die gefalteten Hände fest auf die Brust gedrückt; »dort herrscht er ja auf dem Throne der Harmonie!«

In der That gab sich in diesem Spiele

ein Meister kund, dem die Töne, wie einem mächtigen Zaubrer die Geister, gehorchten. Des Komponisten Grundidee wußte er gleichsam, als eine verklärte Heilige über die Erde emporzuheben, und seine eigenen Gedanken bildeten eine Glorie von strahlenden Engelköpfen um sie her. — Die sanfte Vorhumana im Wechsel mit einem andern Register, dem besten Violoncell vergleichbar, nahmen sich unablässig die Melodie ab, und die tiefsten Bässe begleiteten sie mit einer Majestät, die dem erhabenen Texte entsprach. Am Schlusse dieser wahrhaft „mit Würd' und Hoheit angethanen" Musik flog des Künstlers Name von Lippe zu Lippe im Kreise der Zuhörer herum. Er hieß Wilhelm Remt; mit Stolz erkannten wir in ihm unsern teutschen Landsmann.

Er gehörte nicht zu jenen Virtuosen, welche die Kunst überkünsteln; er war keiner von jenen oft bewunderten Komponisten, welche so lange mit Hand und Fuß darauf

losarbeiten, bis sie sich und den Balgtreter in Schweiß setzen; sondern er brachte gerade durch die einfachste Behandlung, durch die genaue Kenntniß der Register, und durch die meisterhafte Weise, wie seine Akkorde sich in einzelne Klänge auflösten, um dann aufs Neue verschmelzend in einander zu fließen, — die allergrößte Wirkung hervor.

Das zeigte sich am herrlichsten da, als er in das noch höher liegende Gebiet des echten Kirchenstyles überging.

Er legte seinem Spiele mehrere alte Choralweisen zum Grunde und knüpfte daran eine Phantasie, in welcher jene Weisen unaufhörlich, und immer mit neuer ergreifender Wendung, wiederklangen.

Mir kam diese Musik wie die Phantasie eines Christen in der Einsamkeit vor, der sein Leben bald ernst und tiefbetrübt, bald wieder flehend und hoffend überdenkt, und dem dabei immer eine bezugreiche Stelle aus heiligen Kirchenliedern einfällt, welche sich

dann auf das innigste mit seinen Gedanken und Empfindungen verwebt.

Der Meister war mit seinem letzten Vorgelstück, das den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ behandelte, kaum zu Ende, als ich hinauf ins Chor eilte, um nun den Mann auch zu sehn, der uns so Viel zu hören gab.

Doch ich hatte mir ein andres Bild von ihm entworfen! Es lag etwas Zurückschreckendes, Finstres, — eine gewisse menschenscheue Verschlossenheit in seinen Gesichtszügen, und der ziemlich nachlässige Anzug war nicht geeignet, dem unvortheilhaften Eindruck zu mildern. Der ganze äußere Mensch stand in auffallendem Gegensatz mit dem Bilde, das man sich nothwendig von seinem innern entwerfen mußte, so lange man nur hörte, und nicht zugleich anschaute.

Je mehr diese Gestalt mich überraschte, desto tiefer prägte sie sich meinem Gedächtnisse ein. Ich richtete einige Worte an ihn,

welche meinen Dank für diesen seltenen Genuß seiner Kunstleistungen ausdrückten, worauf er jedoch nur kurz und trocken antwortete.

Ein Fremder, der mit uns in Einem Gasthofe eingekehrt war, und den Virtuosen genauer kannte, löste das Räthsel.

Wilhelm Remt gehörte leider unter jene Klasse ausgezeichneter Menschen, welche man mit dem Namen: „liederliches Genie" zu belegen pflegt. Menschen, — in welchen ein guter und ein böser Genius den großen Kampf mit einander kämpfen, worin der letzte zwar öfter, doch selten ganz entschieden Sieger bleibt. Oft, während der Dämon triumphirt, hört man von ferne die leisen wehmüthigen Klagen des Engels. Geduldig und treu harret er nur auf den günstigen Moment, sich wieder aufzuschwingen und des Feindes mächtig zu werden. Doch nicht für Jeden erscheint die Befreiung von den schmachvollen Banden!

Unsern Weilhelm Remt zum beßren Weg

zurückzuleiten, hatte die Vorsehung mir vorbehalten, und ich habe ihr dafür stets als für eine der größten Wohlthaten gedankt.

6.

Seit jener genußreichen Reise waren mehrere Jahre verflossen, die ich zum Theil der Unterstützung eines alten würdigen Vaters widmete, nach dessen Tod mich mein Geschick hierher nach Rainfeld rief.

Bei dem wichtigen Beruf eines Landgeistlichen lieget ohne Zweifel in den Früchten seiner Arbeit zugleich sein höchster Lohn; allein das Gefühl ist dennoch, besonders Anfangs, oft genug lebendig, daß er jenen Pflichten manches nicht leichte Opfer bringe.

Die Abgeschiedenheit von den Kunstgenüssen, welche sich Stadtbewohner so leicht verschaffen können, gehörte bei mir zu den fühlbarsten; vor allen die der Musik. Einigen Ersatz fand ich im Briefwechsel mit meinem ehemaligen Reisegefährten, der mir

von Zeit zu Zeit aus der fernen Reſidenz das, was ich entbehren mußte, wenigſtens durch ſeelenvolle Schilderung zu vergüten ſuchte; wohl auch durch kleine Kunſtgaben, wie ſich allenfalls am Klaviere genießen laſſen.

Einer ſeiner Briefe überraſchte mich durch eine ſeltſame Nachricht. »Es habe, ſchrieb der Freund, jüngſt ein fremder Muſikus, der ſich Sturmwald unterzeichnete, ein Orgelkoncert angekündigt, welches aber leider nicht zu Stande gekommen ſei. Der Künſtler habe ſich nämlich Abends vorher in einem gemeinen Spielhauſe von einigen Gaunern ausplündern und in ſo verdrießliche Händel verwickeln laſſen, daß die Polizei ihm den Rath ertheilen müſſen, die Stadt ſogleich zu verlaſſen. Allen eingezogenen Nachrichten zufolge ſei dieſer Sturmwald kein andrer als — unſer Wilhelm Remt.«

Dieſe Vermuthung, die, wenn ſie ſich beſtätigte, den moraliſchen Verfall jenes von

der Natur so reichbegabten Künstlers nur zu sehr bewies, — beschäftigte mich noch auf das lebhafteste, als mich einige Tage später ein Amtsgeschäft in das Filialdorf rief, welches am jenseitigen Fuß des Waldberges gelegen ist.

Bei meiner abendlichen Rückkehr sah ich auf der Höhe des Berges seitwärts am Stamme eines Eichbaumes einen Mann sitzen, der schon von Ferne meine Aufmerksamkeit erweckte. Er war allein, der Stimme und Geberde nach aber im heftigen Gespräch begriffen. Meine Neugier verwandelte sich bald in mitleidige Theilnahme, als in der Nähe mir die ganze verkümmerte Gestalt einen nothleidenden Kranken ankündigte. Mich gewahr werdend verstummte er und wendete sich abwärts; doch dieß schreckte mich nicht zurück, ihn mit freundlicher Nachfrage anzusprechen: „ob, und wie ihm vielleicht Hülfe noth thue?“

Ein bleiches Gesicht blickte mich aus ver-

löschten tiefliegenden Augen an. »Mein Gott!« rief ich ihn erkennend, »Sie sind Wilhelm Remt, dem ich einst eine der schönsten Stunden meines Lebens verdanke.« Er sah verlegen zu Boden, und fand denn doch die Kraft zur Unwahrheit: »Ich heiße nicht Remt, und bedarf nichts. Ich will keines Menschen Nähe, der sich mir aufdringt!«

Daß der tieffressende Seelenschaden dieses Unglücklichen mit zarter, schonender Hand zu behandeln sei, war mir sogleich klar. Von meiner Willkühr hing es nicht mehr ab, den Versuch zur Heilung zu machen, da mir eine innere Stimme denselben als Pflicht auflegte.

Als hätte ich die zurückschreckenden Worte überhört, versetzte ich mich lebhaft in die Kirche zu Harlem zurück. Die Sprache des innigsten Gefühls mußte auch wider des Künstlers Willen den Weg zum verschlossenen Herzen finden. Als ich ihm mit einer Begeist-

rung, die nicht erkünstelt zu werden brauchte, besonders den mächtigen Eindruck seiner letzten Phantasie schilderte; als ich mit dem Ausruf schloß: »Glauben Sie es mir, ich habe Ihrer dankbar gedacht, so oft ich nachher die Melodie des heiligen Liedes vernahm »o Haupt voll Blut und Wunden!« — da seufzte er tief auf, sah mich eine Weile schweigend an und sagte dann sanfter: »Ja, ich wills nicht läugnen! Ich bin dieser Wilhelm Remt gewesen, — gewesen!«

»O sein Sie es noch! nahm ich sogleich wieder bittend das Wort. Sie sind vielleicht krank? — Ihr Ansehen verräth es. Aber nicht jeder Kranke fühlt den wahren Sitz seines Uebels. Vertrauen sie sich einem Freunde ihrer edlen Kunst, — vertrauen Sie sich mir an!«

Hier beschrieb ich ihm meine häusliche Lage; wie ich noch unverheirathet lebe, und in meinem Häuschen Platz genug für einen Gast habe. Ich fügte alles hinzu, was auf solch

einen Geiſt in ſolchem Zuſtande nur irgend. Eindruck zu machen verſprach; und die Mühe war nicht verloren! Nach manchen, mit immer neuen Gründen und Zuſicherungen bekämpften Weigerungen ſtand er endlich auf. »Ihnen,« ſprach er, »iſt Gewalt über mich gegeben; ich widerſtrebe nicht länger. Aber Sie bürden ſich eine größere Laſt auf, als Sie es ahnen, armer Mann!«

Schweigend ging er neben mir her, doch nicht ohne Aufmerkſamkeit auf das, womit ich ihm ſo viel Zutrauen einzureden ſuchte, als ein Arzt nothwendig braucht, um ſeines Patienten Krankheit nur erſt recht kennen zu lernen.

Aus ehemaligen Unterhaltungen über ihn wuſte ich, daß er die Kirchenmuſik älterer italieniſcher Meiſter über alles geſchätzt hatte. Nun war es mir vor Kurzem gelungen, ein ſeltnes, unvergleichlich ſchönes Magnificat des großen Tonmeiſters Allegri durch Beihülfe meines Freundes zu erhal-

ten; die Beschreibung dieses Werks zündete sichtlich ein aufflammendes Feuer in den matten Augen meines Begleiters an; und als ich zum begeisterten Lobe eines nicht minder herrlichen Requiem von Durante überging, welches er ebenfalls nicht kannte: da sah ich ihn plötzlich Etwas, das ich nicht deutlich zu erkennen vermochte, unter seinem ärmlichen Gewande hervor weit von sich in die Büsche schleudern. Fragend blickte ich ihn an; doch seine verschlossene Miene und eine Ahnung, die sich späterhin bestätigte, schreckte mich von näherer Erkundigung zurück.

Eine anständigere Kleidung ward aus meinem kleinen Vorrathe zur Nothdurft zusammengesucht, und nahm sie gegen mein Erwarten willig von mir an. Auch in die Kirche zur Orgel begleitete er mich am folgenden Morgen; wollte jedoch nicht spielen.

„Vielleicht künftig einmal zur guten Stunde!“ sagte er ablehnend. Jedes Mittel, ihn zu erheitern, blieb übrigens frucht-

los, und nach wenigen Tagen fiel er in eine schwere Krankheit; — die Folge eines regellosen Lebens und zerrütteten Gemüthes.

Ein erfahrener Arzt des nächstgelegenen Städtchens, in welchem mir mein gutes Geschick zugleich einen redlichen Freund geschenkt hat, übernahm die Kur des Kranken aus demselben Pflichtgefühl, das auch mich antrieb, die übrige Pflege so treu zu besorgen, als es nur immer meine Amtsgeschäfte gestatteten. Es gelang ihm, die Krankheit zu heben, die den Unglücklichen mit einem nahen Tode bedrohte. Er erhob sich wieder vom Lager; allein es blieb ein Siechthum zurück, welchem der Arzt erst im künftigen Frühling kräftiger entgegen zu arbeiten hoffte.

Desto erfreulicher schritt dagegen mein Pflegling in der geistigen Genesung vorwärts. Nicht vergebens hatte ich ein treues festes Wort des Heils an sein krankes Herz gelegt; nicht umsonst hatte ich oft halbe Nächte lang an seinem Schmerzenslager gesessen, um

die finstern Zweifel des Unglaubens und der Selbstverachtung, die sich seiner bemächtigt hatten, zu verscheuchen. Manches hingestreute Saamenkörnlein faßte Wurzel, der Engel, der in ihm eingekerkert gewesen, bekam Freiheit, die glänzenden Schwingen wieder zu regen, und der feindselige Dämon wich der göttlichen Uebermacht. Die Verzweiflung ging allmählig in stillere Trauer, diese in Hoffnung, und die Hoffnung in Glauben über.

Mit welchen frohen Empfindungen sah ich aus diesen vertrockneten Augen die ersten Thränen einer frommen Reue fließen! Von nun an lag mir auch Remts ganzes Leben offen vor Augen; er verhehlte mir keine seiner vielfachen Verirrungen.

Wohl wäre seine Geschichte einer umständlicheren Entwickelung werth, denn auf dem Pfade, den er wandelte, ist ja schon mancher hochbegabte Mensch seinem Verderben entgegen gegangen!

12. Er war früher im Elsaß angestellt gewesen; — verheirathet mit einem braven Weibe, die ihm eine Stieftochter zubrachte aus voriger Ehe, ohne nachher Kinder zu bekommen. Die geniale Anlage, die immer gern die Regel fliehe; ein unbewachter Hang zum Vergnügen und zu freiem unbeengtem Leben, — wohl auch ein übermüthiges Vertrauen auf seine Kunst, erzeugten bald Unfriede zwischen ihm und der einfachen, ordnungsliebenden Gattin. Er verließ sie und seine Stelle, um als reisender Virtuose umherzuziehen; hochbewundert, nicht selten reichlich belohnt; dann aber wieder Monate lang der Verschwendung ergeben, und auf traurigen Abwegen irrend. Besonders hatte sich während seines Aufenthaltes in großen Städten, nach einigen gelungenen Versuchen, der Hang zum Hazardspiele seiner bemächtigt; — eine Leidenschaft, die weit mehr, als der einfache Müßiggang »Aller Laster Anfang« genannt zu werden verdient.

So wie die Naturgesetze der physischen Welt immer ihr Entsprechendes in der moralischen finden; so konnte man von daher seinen Seelenzustand mit dem eines fallenden Körpers vergleichen, der mit stets vermehrter Geschwindigkeit abwärts sinkt. Ganz verarmt, ohne moralischen Stützpunkt und mit dem Gefühl einer zerstörten Gesundheit, war er jenem furchtbaren Abgrund nahe gekommen, an welchem ich ihn fand, und der mit seinen zwei gleichschrecklichen Namen Wahnsinn und Selbstmord heißt.

Auch nach seiner Genesung hielt es mir schwer, ihn zu überzeugen, daß er damals, als ich ihn auf der Waldhöhe antraf, allein gewesen; immer kam er noch zuweilen auf die Idee zurück: es habe sich ein gräßlicher Gefährte zu ihm gesellt, von dem er sich nur durch den Tod befreien können, wäre ich ihm nicht zu Hülfe gekommen. Was er auf dem Rückwege von sich wegschleuderte, war, wie er mir jetzt gestand, ein Taschenpistol gewe-

sen, womit er einige Minuten später ohnfehlbar seinem Leben ein Ende gemacht haben würde.

Die Namen Allegri und Durante hatten ihn aus seiner Erstarrung aufgerüttelt, und die Erfahrung, daß er noch nicht aller liebreichen Theilnahme unwerth geachtet sei, fachte das erlöschende Fünklein der Lebenslust wieder an. —

Die liebste Beschäftigung des Genesenden gewährten ihm jene genannten Musikstücke. Immer hörte er sie aufs Neue durch, dann sein Blick auf die Noten ersetzte ihm die vollstimmigste Aufführung.

Seine Urtheile über echte Kirchenmusik waren mir sehr werth und belehrend. Sie drangen tief in das Wesen dieser heiligen Kunst, welche seiner Meinung nach nur in Italien ihre rechte Heimath gefunden und seitdem sich nirgends wieder mit der wahren Gemüthlichkeit eines Volkes innig befreundet habe.

„Viele Jahre werden vergehn, sagte er unter andrem, ehe man in Teutschland den Reichthum der Schätze ahnet, die dort zu heben sind. „Ja, Italien selbst wird den Zauberspruch vergessen, durch den sie an das Licht hervorsteigen. Die ältere Zeit hat in der heiligen Musik so gut ihre Raphael's, Michel Angelo's und Correggio's hervorgebracht, als die Malerkunst; aber das rechte Ohr für wahre Musik ist fast noch seltner, als das rechte Auge für gute Bildwerke. — Doch das Göttliche stirbt nimmer, ob es verkannt werde, oder verworfen und vergessen! Es wächst, wie ein Saatkorn, heimlich fort, und bereitet die Keime zu künftigem Segen vor. — Dieses Allegro, setzte er lächelnd hinzu, ahndete es gewiß nicht, daß sein gottbegeistertes Werk so fern von ihm, und so spät, seinen Todten aus der Gruft hervorrufen würde mit den beseligenden Christusstimmen.

Hier ergoß er sich, wie er nur zu oft, in

thun pflegte, in Aeuſſerungen des Dankes gegen mich, die mich zugleich erfreuten und beſchämten; — jenes, durch die große Theilnahme an dem Glück eines verirrten, nun ſich wieder zurechtfindenden Geiſtes; — dieſes, durch die Stärke ſeines Ausdrucks und durch das Uebermaß des Werthes, den er einer ſo einfachen Chriſtenpflicht beilegte, als die ihm geleiſtete Hülfe war. — Vom Dank, welchen er dem Himmel abzutragen ſtrebte, ſuchte ich ihn, — den ich jetzt von Herzen Freund nannte, — immer auf die Pflichten zu lenken, die er noch der Erde ſchuldig war.

Oft ſeufzte er zweifelnd in trübe Ahnungen verſenkt; dann aber wachten auch wohl an heitren ſchmerzenfreien Tagen neue Hoffnungen auf.

Er wollte nach ſeiner völligen Wiederherſtellung ins Elſaß zurückkehren; — wollte der verlaſſenen Gattin, die unterdeß von ihrem kleinen eignen Vermögen lebte, die

Verirrungen seiner frühern Zeit nun doch mehr durch neue Freundschaft vergüten, und in stiller Zurückgezogenheit sich mit der Komposition von Kirchenmusikstücken beschäftigen. Sein Friede mit der Gattin war schon durch Briefe geschlossen, und man erwartete ihn um so sehnsuchtsvoller in der Heimath, da man ihn wahrscheinlich für todt, gewiß aber für verloren gehalten hatte.

Das Gefühl seiner Schwäche und des Arztes ernstes Verbot gaben ihm fortdauernd vor dem Frühling keine Hoffnung zur Heimkehr. Es entging mir nicht, wie sehr auch Er sich nach der Versöhnten, einst so bitter Gekränkten, sehne; aber ich las zugleich in seinem Herzen, daß die Sorge, mir lästig zu werden, ihn von der Bitte abhielt, die Gattin zur Herreise einladen zu dürfen; darum that ich selbst seinem geheimen Verlangen Genüge, und freute mich schon im Stillen der Vorstellung, wie diese Ueberraschung den Genesenden beglücken und seine

Heilung vollendet werde. Auch die Tochter seiner Gattin, — die er jetzt, nach einigen, von Gemüth und Bildung zeugenden, Briefen sie sein eignes Kind liebte, — hatte ich mit zum Besuche eingeladen.

Doch das einmal gelöste Band sollte auf Erden nicht wieder geknüpft werden! Während die heitren Hoffnungen und frommen Vorsätze eines gebesserten Sinnes ihn aufs Neue in die Welt zurückzuführen schienen, stand schon unsichtbar ein Engel hinter der Wolke, die uns das Jenseits verhüllt, und winkte ihm nach höheren Bahnen hin. Der Engel hieß Cäcilia.

7.

An einem heitern Nachmittage des Spätsommers saß ich mit meinem Gaste auf der Gartenbank. Unser Gespräch, das uns, wie gewöhnlich, bald aus dem Kreise alltäglicher Lebensverhältnisse in die höhere Sphäre der Innigkeit hob, hatte ihn heiterer gestimmt,

als ich ihn jemals gesehn. Die Mittagszeit des Tages rührte mit keinem Hauche die herbstlichen Blumen an, die um uns her blühten; und die lautlose Stille der äußern Welt weckte nur noch mehr die Melodieen der innern auf. In Remts Augen leuchtete ein Feuer, das ein neuerwachtes Leben verkündigte, und ein leises Roth über die bleichen Wangen ausgoß.

„Heute, sprach er, fühle ich mich zum erstenmale genesen, und eine unwiderstehliche Sehnsucht ruft mich hinauf zur Orgel. Heute, mein theurer Freund, gedenke ich Ihnen, wenn Sie mich in die Kirche führen wollen, etwas vorzuspielen, was Ihnen vielleicht ein kleines Theilchen der Mühe vergilt, die Sie mir Armen gewidmet haben.“

Mit Freuden gewährte ich seinen Wunsch. Der nahwohnende Schulmeister kam auf meinen Ruf eilig herbei, und ließ sichs nicht nehmen, für dieses mal den Dienst des abwesenden Balgtreters selbst zu versehen. Er-

wartungsvoll ließ ich mich in einen fernen Kirchstuhl nieder. — —

Große, unvergeßliche Stunde, in welcher ein gottbegnadigter Geist, dem Irrthum und dem Verderben entronnen, sich auf Engelflügeln der Harmonie aufwärts schwang!

Schon oft hatte die Kraft der heiligen Musik, besonders wenn sie von der majestätischen Orgel ausströmt, auch mich der Erde entrückt; doch jeder Eindruck der früheren Zeit ward von dem weit übertroffen, welchen jetzt der Begeisterte hervorzubringen wußte. Gleich an den ersten feierlichen Akkorden erkannte ich Durante's Werk; sie trugen den Geist der heiligen Worte, so daß man sie selbst zu hören glaubte, inbrünstig empor:

»Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis.«*)

Aber wie ein großer Redner über eine Schrift-

*) »Ewige Ruhe gib ihnen Herr, und ewiges Licht leuchte ihnen.«

stelle sich verbreitet, und ihren tiefsten Sinn dem Hörer herzergreifend enthüllt; so war jene Musik nur die Grundlage zu des Meisters Phantasie.

Dieses wehmuthsvolle Flehn, welches das große „Dies irae" einleitete, — es mußte durch die Wolken dringen, das fühlte ich an meinen eigenen emporgetragenen Empfindungen! Ich hörte den Entzückten weniger spielen als beten; aber alle Worte seines Gebetes lösten sich in Harmonieen auf.

Das Innerste erbebte vor der Kraft seines Ausdruckes, als er sich nun nach den leisen, von Flötenregistern getragenen Melodieen plötzlich mit der vollständigen Pracht mächtiger Posaunenbässe ergoß:

»Tuba mirum spargens sonum etc.«

(»Die Posaun' im Wundertone,
wo auch wer im Grabe wohne,
rufet Alle her zum Throne.«)

Und alle irdische Pracht der Tonfülle trat

wieder in Demuth zurück und löste sich bebend in das Seufzen eines beklemmten Busens auf, bei den Worten:

»Quid sum miser tunc dicturus
quem patronum rogaturus,
dum vix justus sit securus?«

(»Ach was werd' ich Armer sagen?
Wer beschirmt mich vor den Klagen,
Da Gerechte selber zagen?«)

Aber neue Hoffnung zur Gnade richtete den Bebenden auf im folgenden Gebete:

»Recordare, Jesu pie etc.«

(»Milder Jesu, woll' erwägen,
daß du kamest meinetwegen,
um mein Heil alsdann zu hegen.«) *)

Als das hochbrausende Meer, von Erdenstürmen, von Reue, Furcht und Zweifel bewegt, sich beschwichtigte im Vertrauen; als alle wogenden Kräfte dieser unvergleichlichen Phantasie ihren Ruhepunkt fanden im

*) Nach A. W. Schlegels Uebersetzung.

Schlußwort: dona nobis pacem! „da, glaubte ich, hätte der Meister sein Werk vollendet, und schon wollte ich voll des gerührten Dankes hinauf zu ihm eilen, als sein Blick noch einmal sich in den Himmel erhob, und ein preisvoller Lobgesang begann. Es war Allegri's Magnificat! Der Jubel einer begnadigten Seele, das Frohlocken der Erhörung im Aufschwunge zum Thron des Vaters, alles drängte sich in das Wort: „fecit mihi magna, qui potens est. etc.“

Diese Weihe und Fülle der Phantasie hatte etwas Wunderbares. Ein leiser Schauder kam über mich mit der Furcht, daß jenes Uebermaß von Begeistrung vielleicht nachtheilig auf meinen Freund wirken könne.

„Es ist zu viel!“ rief ich hinaufeilend; „so darf kein kaum Genesener spielen!“ — Aber in diesem Augenblick verwirrten sich die Klänge und verstummten plötzlich mit einem gellenden Schrei. Nur der tiefste Ton des

Posaunenbasses strömte noch einsam durch die schauerliche Stille fort.

Erschrocken kam auch der Schullehrer von den Bälgen herab; und als wir uns auf dem Chore begegneten, fanden wir ihn, der uns so eben durch den erhabnen Schwung seiner Hymnen entzückt hatte, bleich und verstummt zusammengesunken. Die krampfhaft gefalteten Hände stützten sich auf die Tasten der fortklingenden Bässe; das Haupt lehnte bewußtlos an der Wand der Orgel an. — Ein Nervenschlag hatte ihm die Besinnung geraubt. Noch ehe wir ihn in das Haus hinabbrachten, war mit einem tiefen Athemzug sein Leben entflohn.

Zu spät bereute ich nun meine Unbesonnenheit, der geahneten Gefahr nicht noch früher vorgebeugt zu haben. Nur in seinem süßen, von ihm selbst herbei gebeteten Frieden fand ich einigen Trost, und im Gedanken: daß wohl selten ein Verirrter nach langem jammervollen Sehnen endlich den-

noch auf so seligem Pfade zur Heimath eingegangen sei, als Wilhelm Remy.

Die Worte, welche ich seinem Leichensteine eingrub, hatte er sich selbst im Beginn der Krankheit, wo er stets den nahen Tod für unausbleiblich hielt, zur Grabschrift gewählt.

8.

Der Pastor saß, den Blick auf die Ruhestätte des Freundes herabgesenkt, in wehmüthiger Erinnerung da, während ich, seine Gefühle theilend und sein Schweigen ehrend, den Namen des Vollendeten mit einem Kranze aufblühender Grabrosen umgab. Gotthold drückte mir, wie zum Danke die Hand, und nahm dann seine Erzählung von neuem auf.

»Als wir ihn hier eingesenkt hatten, lag außer dem Kummer über seinen Verlust mir auch noch die Sorge schwer auf dem Herzen, es möge die Benachrichtigung, welche ich sogleich an seine Gattin abgehen ließ, sie viel-

leicht nicht mehr in der Heimath finden. Die Arme, die nach jahrelangem Kummer nun endlich die unerwartete Hoffnung fassen durfte, den irrenden Gatten wiederzufinden und gerettet in die Arme zu schließen, — sie nun bei ihrer Ankunft hierher an sein Grab führen zu müssen, das dachte ich mir allzubitter für sie, wie für mich selbst!

Da indeß einige Wochen ohne irgend eine Kunde verliefen, so hoffte ich wieder, jener Brief sei noch zu rechter Zeit angelangt, um zugleich mit der kostspieligen Reise, eine schmerzliche Täuschung der Wittwe meines Freundes zu ersparen. Wie aber eine gütige Schickung uns das oft zur Wohlthat gedeihen läßt, was wir mit sehnlichen Wünschen abzuwenden streben; so hatte sie es auch dießmal anders gefügt.

Von einem Berufsgeschäft aus dem benachbarten Dorfe heimkehrend, sah ich einen Abgeschickten mir eilend entgegen kommen, über dessen Botschaft ich nicht wenig erschrak.

„Ein Reisewagen,“ — so berichtete man mir, — „hakte vor meinem Hause; zwei Frauen seien weinend ausgestiegen, um sich sogleich die Thüre des Kirchhofs öffnen zu lassen.“ — Sie hatten, wie ich nachher hörte, schon unterwegs den traurigen Ausgang ihrer Hoffnungen erfahren, als sie nur noch wenige Stunden von Rainfeld entfernt gewesen.

„Also doch zu spät!“ rief ich im Innersten bewegt, und eilte dem Grabe zu.

Mutter und Tochter hielten sich bei meiner Ankunft mit Thränen tiefer Trauer umschlungen. Wenige Worte machten uns gegenseitig mit einander bekannt; denn in solchen feierlichernsten Momenten sinken die gewöhnlichen Alltagsfloskeln, womit sonst Unbekannte sich einander zu nähern pflegen, zu ihrem eigenthümlichen Unwerthe herab. Ein Blick, ein Händedruck, reichet bei einem, die Herzen gemeinsam bewegenden Gefühl schon hin, Menschen, die sich freund waren, schnell zu befreunden.

Erst dann, als der erste Schmerz sich ausgeweint hatte, versuchte ich die Trauernden mit denselben Tröstungen aufzurichten, die mich früher selbst gestärkt. Was unsre Briefe angedeutet, führte ich nun in umständlicher Erzählung aus, welche ich mit der Schilderung des frommen Scheidens unsres verewigten Freundes beschloß. Was ich sprach, strömte aus der Tiefe eines theilnehmenden Gemüthes, und blieb darum auch nicht wirkungslos.

»Habe Dank!« seufzte die Wittwe, den betenden Blick zum Himmel gerichtet; »habe Dank! denn Du hast den verlornen Sohn aufgenommen zu Dir; dorthin wo sich nun Engel über seine Rückkehr freuen! — Und haben auch Sie Dank!« wendete sie sich an mich; — doch neue Rührungen erstickten ihre Worte. Die Tochter hatte meine Hand ergriffen, und ehe ich es verhindern konnte, ruhten ihre Lippen darauf. »O Gott!« flüsterte sie leise:

„O Gott wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!“

Diese demüthige fromme Tochter war — meine Christine! In diesem von Thränen geweihten Augenblick fühlte ich deutlich, als ob der Hingeschiedene es mir zusagte, sie und keine andre werde die künftige Gefährtin meines Lebens sein; und — dort kommt sie ja selbst gerade zur rechten Zeit, meine Erzählung zu beschließen!“

Gottholds treffliches Weib hatte uns hier aufgesucht, als sie uns nicht mehr auf dem Lindenplatz der Kirche fand. Die Rührung welche ihr aus unsern Blicken entgegen kam und der frische Rosenkranz, womit ich den väterlichen Grabstein geschmückt, ließ sie wohl über den Gegenstand unsrer Unterhaltung nicht im Zweifel; und gern nahm sie das Wort auf, um zu vollenden. — Wie der Mutter Aufenthalt, welcher des Pastors dringender Einladung folgte, in Kurzem die gegenseitige Achtung noch fester begründet;

wie nach geschlossenem Bunde der Liebe Remts Wittwe wieder in die Heimath zurückgekehrt und dort späterhin in eine neue Ehe getreten; wie zufrieden Gottholds Gattin bisher in Rainfeld gelebt, wie glücklich sie sich fühle, von gesunden, guten Kindern umringt, ein Herz zu erheitern, das selbst nur für Andrer Glück schlage und wirke: — alles dieß hörte ich nun mit erhöhter Theilnahme aus Christinens Munde.

Was ich in diesen unvergeßlichen Sonntagsstunden vernommen, so wie Alles, was ich in der Folge, bei oft wiederholter Einkehr im Hause des Gastfreundes beobachtete, erschien mir gleichsam als eine weitere Ausführung und Nutzanwendung jener frommen Rede, welche zuerst meine Aufmerksamkeit zu ihm hingelenkt hatte; denn überall gab sich unverkennbar kund »der göttliche Lohn der guten That, die nicht um des Lohnes willen geübt wird.«

2.

Gotthold und Friedhof.

1.

Unter jenen hohen uralten Linden, welche den Kirchenhügel überschatten, versammelte an schönen Sonnabenden, oft der Pastor die Seinen zu traulicher Unterhaltung. Allen die liebste waren immer des Vaters Erzählungen; — zum Theil Geschichten, die er aus alter Ueberlieferung kannte, und nach seiner Weise bedeutsamer für das Leben wiedergab; meist aber lieferte ihm seine eigne reichhaltige Erfahrung den Stoff.

Des Pastors Erzählungen waren einfach, aber sie fanden das Herz; und wenn so manche lockend ins Auge fallende Geschichtchen unsrer neusten Zeitbüchlein mit den seidenen Putzblumen zu vergleichen sein möchten, die man von außen zusammensetzt, Blätter und

Knospen an einander leimend und flickend, um sie hernach mit dem Pinsel anzumalen, so glichen Gottholds Erzählungen dagegen den natürlichen Pflanzen, die von innen herauswachsen, und sich am Lichte des blauen Himmels färben. Waren es auch keine seltene Prachtblumen, wie sie nur in den Lustgärten großer Dichter gedeihen; so steckte man sie doch gern als einen reinduftenden Strauß von Maiblumen, Feldrosen und Veilchen ans Herz.

Eines Abends saß der Pastor schon lange harrend unter den Bäumen, als die Jünglinge, zufrieden mit ihrem vollendeten Tagwerk, aus dem Studierzimmerchen mit lauter Fröhlichkeit die Treppe hinabpolterten, während die sittige Juliane mit ihrem Arbeitskörbchen am Arm zierlich herbeischritt. Der Vater schien in ein tiefes, gerührtes Nachdenken versunken, und gab es bald zu erkennen, daß er sich heute zur Mittheilung eines Ereignisses seiner früheren Jahre

vorbereitet habe, welches sein Gemüth im Innersten bewege, so oft er es aufs Neue zurückrufe. Ohne gerade weh zu thun, mache es ihn doch wehmüthig; und ohne ihm das Irdische zu verleiden, wecke es gleichwohl ein tiefes Sehnen nach dem Ueberirdischen auf.

Schon ordneten sich Alle lauschend um ihn her, die liebliche Tochter zunächst an seiner Seite, als er begann.

2.

„Der Nachmittagsgottesdienst an einem Sonntage des Spätherbstes war geendigt, und der häusliche Kreis der Lieben schloß sich zu traulichem Gespräch um die runde Familientafel her, die wir immer so froh, unter uns, oder mit benachbarten Freunden umringten, — es mochte nun ein ländliches Mahl uns daran rufen, oder, wie jetzt, die klingenden Tassen, welche die Mutter aus dem weißbedeckten Körbchen herumstellte.

Jene Stunden der vollendeten Berufsarbeit gehören unter die Feststunden eines Predigers; — Stunden, deren stilles Glück am besten zu würdigen weiß, wer durch Wahl und Schickung die rechte Priesterweihe empfing. Mein Vater, ein hochbejahrter, doch lebenkräftiger Greis, war am Morgen mit einer Rede in der Gemeinde aufgetreten, die großen Eindruck zurückließ. Ueber die wunderbaren Wege der Vorsehung, über die Kraft und das Glück des Glaubens an sie, — hatte er gesprochen; und ich, schon seit mehreren Jahren der Gehülfe seines Amtes, nahm in der nachmittäglichen Versammlung, da mich des Vaters Vortrag gleich den übrigen Zuhörern mächtig ergriffen hatte, den unerschöpflichen Gegenstand von neuem auf und suchte die Worte der Schrift: »Er hat seinen Engeln befohlen über dir« auf den Gang der heiligen Geschichten und auf das Leben der Gläubigen anzuwenden.

Welch eine selige Ruhe senkte sich nun

am Feierabend auf uns nieder! Hatten wir uns doch wechselseitig einander neuen Muth und Glauben zugesprochen auf den dunkeln, seltsam verschlungenen Pfaden des Lebens, wo wir kurzsichtige Wandrer nur allzuleicht irre und kleingläubig werden! Als wir jetzt gemeinschaftlich zu den Hausgenossen hinabgingen, da gaben wir uns durch Blick und Handschlag zu erkennen, daß Einer aus des Andern Seele gesprochen habe; und jeder freute sich im Stillen der Hoffnung, welche den Redner so sehr ermuntert und belohnt, — der Hoffnung: überzeugt, gerührt, genützt zu haben.

Der Vater, dem meine jüngeren Geschwister mit froher Emsigkeit den Lehnstuhl herbei rückten, nahm in gemächlicher Hauskleidung Platz unter seinen Kindern, und, immer noch im Geiste mit dem hohen Gegenstande der heutigen Andachten beschäftigt, begann er eben, uns einige merkwürdige Erfahrungen seines wechselvollen Lebens mit-

zutheilen, als ein lauter werdendes Geräusch unsre Aufmerksamkeit auf die Straße des sonst Sonntags so stillen Oertchens richtete. Bald rief ein heftiges Klopfen uns zum Fenster. »Feuer! Feuer in Solenwerth!« schrie man uns aus der immer anwachsenden Menge entgegen, Zugleich trat der Küster erschrocken herein, das jetzt beginnende Sturmläuten anzusagen. »Vom Thurme herab,« — so berichtete er, — »entdecke man schon deutlich eine schwarze Dampfsäule, die, einem ungeheuren Baume gleich, bis an die untergehende Sonne hinaufwachse.«

3.

Solenwerth war eine starkbevölkerte Landstadt, kaum eine Meile von meinem damaligen Wohnort, Auenthal, entfernt. Zwischen derselben und unserm Dörfchen herrschte so viel Verkehr, als es sich nothwendig zwischen benachbarten Ortschaften anknüpft, deren Einwohner wechselseitiges Be-

dürfniß zusammenführt. Es mochte also in diesem Augenblick wohl Niemand unter dieser Dorfgemeinde sein, den nicht der Gedanke an irgend eine Solenwerther Bekanntschaft erschreckt hätte. Am meisten war dieses vielleicht bei den Meinigen der Fall. Durch theure Familienbande, durch oft empfangene Beweise herzlichen Wohlwollens waren wir gleichsam dort einheimisch geworden, und es konnte daher unsre süße Sonntagsruhe nicht leicht auf eine peinlichere schreckenvollere Weise unterbrochen werden, als durch diesen Hülfruf aller Nachbarn, die theils sich zum thätigen Beistand rüsteten, theils schon, mit Löschwerkzeugen und Wagen versehen, lärmend die Straße hinabzogen.

Der ehrwürdige väterliche Greis stand gedankenvoll mit gefalteten Händen am Fenster und blickte zum klaren Abendhimmel hinauf. Die jüngeren Hausgenossen liefen verstört umher und nannten die Namen lieber jugendlicher Freunde in der Stadt. Die Mut-

ter faßte bebend meine Hand, als auch ich den Reisemantel umnahm, und bat mit weiblicher Sorgsamkeit, den Freunden zwar beizustehn, doch dabei der eignen Erhaltung nicht zu vergessen. Da wandte sich auch der Vater, und gab mir als Abschiedssegen das Wahlwort der heutigen Rede mit auf den Weg: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir.“

4.

Die dumpfen, taktlosen Schläge der Kirchenglocken, — die als Verkündiger der Noth in ganz eignen graußhaften Lauten erklingen, — begleiteten mich weit zum Dorfe hinaus.

Die Straße verlassend, um über den Bergwald den nächsten Pfad einzuschlagen, stand ich bald auf der Höhe, wo sich die Aussicht ins Solenwerther Thal öffnete. Ja, ich stand einige Minuten, unwillkührlich im hastigen Laufe gehemmt; denn es war

ein furchtbarer, lähmender Blick in diese hoch zum Himmel hinaufqualmende, Funken und Feuerballen weit umhersprühende Glut, die schnellverzehrend immer neue Nahrung suchte. Ein schneidender Nordost, der sich Nachmittags erheben, wurde jetzt zum saußenden Sturmwind, der alle Rettung zu vereiteln, und der ganzen Thalstadt den Untergang zu drohen schien.

So viel ich durch Rauch und Flammen hin zu unterscheiden vermochte, waren jene Straßen, wo die verwandten Freunde wohnten, noch unversehrt. Zu ihnen rief mich die Pflicht zunächst. Als ich mich nun durch die Züge jammernder, zum Theil schon verarmter Flüchtlinge, durch Wagen und Getümmel der ordnungslos rettenden Menge, unter herumirrendem, kläglich brüllendem Vieh, — neben einstürzenden Häusern und hochaufflackernden Thürmen vorbei, nicht überall gefahrlos hindurchgedrängt hatte, fand ich in der That die meisten der befreun-

deren Häuser noch von der Flamme verschont, ohnwohl mit jedem Augenblick heftiger bedroht, und so war denn auch meine Ankunft nicht verspätet zu thätiger Beihülfe und besonnenem Rath.

Man würde umsonst versuchen, dem, der nicht selbst die Erfahrung gemacht hat, die seltsame Mischung von Gefühlen zu beschreiben, die in solchen gefahrvollen Stunden allgemeiner Noth auf uns eindringen. Was man aber selbst mitten unter dem Zudrang stürmender unklarer Eindrücke nicht ohne Erstaunen an sich wahrnimmt, ist eine ungewöhnliche Steigerung der Kräfte. Wäre es möglich, in diesen Momenten kalt zu beobachten, so müßte es, eins der anziehendsten Schauspiele sein, zu bemerken, wie eine große, die allgemeine Hülfe heftig ansprechende Noth wunderbar auf die Menschen einwirkt, und ihnen eine außerordentliche Regsamkeit, Thatkraft und Verachtung der Gefahren, ja zuweilen eine fast über-

menschliche Erhöhung der Körperkräfte, auch selbst des geistigen Scharfblicks, mittheilt.

So ist es aber auch zur gehörigen Ausgleichung menschlicher Verhältnisse nothwendig. Denn bei jenen, welche nun gerade selbst unter der schnell hereingebrochenen Noth leiden, findet oft das Gegentheil statt. Eine schlaffe Lähmung, ein zitterndes Irren und Schwanken, Unbeholfenheit zum Retten und Entrinnen, kindischer Mangel an richtigem Urtheil zur Ergreifung wirksamer Maßregeln, — alle diese Folgen eines großen plötzlichen Schreckens machen jene Verunglückten den Unmündigen ähnlich, für welche nun Andre sorgen und arbeiten müssen. — Verdoppelte Arbeit, verdoppelte Kräfte! — Der Schöpfer hat es wohl einzurichten gewußt!

Auch von meinen Solenwerther Freunden fand ich selbst die besonneneren in einem so unbeholfenen Zustande, daß ihnen eine fremde, rüstig eingreifende Hand höchst

willkommen sein mußte. Denn Einige hatten ihre Habseligkeiten dahin gebracht, wo sie keineswegs geborgen waren; Andre irrten noch unentschlossen in den Gemächern umher, die kostbare Zeit mit nutzlosen Klagen verschwendend, Werthloses zusammentragend, und das Wichtigere außer Acht lassend. Dem Einen fehlte es am sichern Führer, der die Kinder zum nächsten Dorf geleiten sollte; der Andre bedurfte eines treuen Wächters bei seinen im Freien liegenden Geräthschaften; zu welchen Dienstleistungen ich bewährte Männer unsres Dorfes genommen hatte. Jenen Unglücklichen aber, die schon ihre Wohnungen in Asche verwandelt sahen, wurde die Noth doch wenigstens einigermaßen gemildert durch die herzliche Theilnahme eines Freundes, der ihnen vorläufig sein eignes Haus in Auenthal zum Zufluchtsorte darbot.

5.

So war unter stetem Hin- und Herlau-

ſen, Anordnung und thätiger Handreichung, während immer neue Straßen vom wilden, verheerenden Element angefallen wurden, längſt die Nacht herbeigekommen, ohne daß ich es in ſo gräßlicher Beleuchtung bemerkt hatte. Nur die Ermüdung, welche kaum mehr zu bewältigen war, mahnte mich daran, und zugleich an die ſorgſame Bitte der Mutter, die des Sohnes noch ſo ſehr bedurfte.

Ich fühlte, daß mir eine kurze Erholung unentbehrlich ſei, und da ich ſie hier, obſchon die Wuth des Feuers ſich allmählig zu legen ſchien, nirgends zu finden hoffen durfte, ſo ſuchte ich ſie im Freien.

Nahe an der Stadt erhob ſich der Wall mit einem lieblichen, mir von jeher vertrauten Plätzchen, wo ich mich oft mit den Freunden ergötzt hatte, die jetzt der Noth und dem Kummer preis gegeben waren. Hier ſank ich erſchöpft auf die Raſenbank.

Die Erſchöpfung gibt zuweilen ein gewiſſes ſeliges Gefühl der Ruhe, worin das

irdiſche Getümmel unſer Ohr nicht mehr erreicht, und wo es uns zu Muthe iſt, als würden wir ſchon hinauf gehoben zum ewigen Frieden. Das war mein Gefühl.

Die rauchende Stadt lag hinter mir. Vor mir ein ſpiegelheller See, über welchem der volle Mond ruhig und tröſtlich niederblickte, und aus der Waſſerfläche wiederſtrahlte. Der Sturm hatte ſich gelegt. Um meinen Raſenſitz her blühten, buntfarbig in Gruppen gepflanzt jene herbſtlichen Blüthen, die der gemeine Sprachgebrauch bezeichnend Todtenblumen zu nennen pflegt. Eine tiefe Wehmuth, und dann bald ein ſeliges Vergeſſen kam über mich. Die Augen, die nicht zum erſtenmal an dieſem Abend von mitleidigen Thränen übergingen, ſchloſſen ſich unwillkührlich, und ich mochte ſo, in Ermattung aufgelöſt, eine gute Weile geſchlummert haben, als ein Traumbild, neue Angſt und neue Kräfte gebend, mich plötzlich von meiner Schlummerſtätte eilig

hinabtrieb. „Gott! rief ich laut, wie mag es meinem armen Friedhof ergangen sein! Und wie war es nur möglich, ihn zu vergessen!“

Damit ihr die bittren Vorwürfe begreift, mit welchen ich selbst meine Vergessenheit strafte, muß ich zuvor bemerken, warum jener Friedhof mehr, als irgend ein Nothleidender der Hülfe bedurfte; und da Er es eigentlich ist, dessen Geschick meine heutige Erzählung veranlaßt, so werden wir etwas länger bei ihm verweilen müssen.

6.

Friedhof war der einzige Sohn vormals begüterter, späterhin herabgekommener Eltern. Sie hätten, als sie sich in Solenwerth niederließen, immer noch in ihren Einkünften ein nothdürftiges Auskommen finden können; allein ein früheres glänzendes Besitzthum hatte sie allzusehr verwöhnt, um bei geringem vergnügt zu sein. Durch mancher-

lei Unglücksfälle, so wie durch eignes Verschulden war die Familie vom Wohlstande reicher Kaufleute so weit herabgekommen, daß sie sich mit dem Rest ihres Vermögens in dieses Landstädtchen verbargen. Wie nun die Menschen solche Güter, die sie einmal besaßen, nicht leicht vergessen und verschmerzen, sondern sich immer mit neuen Sorgen abmühen, sie auf irgend eine Weise wieder zu erlangen: so sollte auch Friedhof, der Sohn, das gesunkene Haus wieder emporbringen, und mußte deshalb, seiner Neigung entgegen, sich dem Kaufmannsstande widmen. Ein Stand, der allerdings, wenn Glück mit Geschick vereint ist, oft schnell zu jenem Ziele führt. Unserm Friedhof fehlte indeß gemissermaßen beides. Sein nach Innen wirkender stiller Sinn, der vielleicht durch die häufigen Klagen der Eltern zu einer gewissen Schwermuth gestimmt wurde, machte ihn wenig geschickt zu jener rührigen Thätigkeit, zu jenem durchdringenden Scharf-

blick, welcher instinktartig den versteckt liegenden Gewinn eben so sicher aufspürt, als die Biene den Honigsaft der Blume. Er konnte oft sich kaum der Thränen enthalten, wenn er während seiner Lehrzeit hinter dem großen Handlungsfolianten saß, oder trockene einförmige Geschäftsbriefe ins Kopierbuch eintragen mußte; und wenn ihm ein feilschender Käufer im Laden unverschämt niedrige Preise bot, erröthete er oft vor Schaam und Verdruß, weil ihm das den Verdacht eines betrügerischen Vorschlagens vorauszusetzen schien.

Ganz andre Bücher, als die vom Haben und Sollen, lockten den Jüngling an. Ein glühender Eifer, seine früheren Schulstudien fortzusetzen, verleidete ihm die kaufmännische Laufbahn, und mehr als einmal war er im Begriff, auf seine eigne Gefahr dem inneren Zuge zu folgen, um sich dem gelehrten Stande zu widmen. Dann aber fielen ihm seine armen Eltern ein, die doch

auf ihn all ihr Hoffen setzten, und über ihre Vorurtheile sich nicht zu erheben vermochten; da wurde er denn wieder muthlos und entsagte dem lockenden Plane.

Unter solchen Umständen war es freilich nicht zu erwarten, daß der Sohn dereinst das verlorne Paradies der Eltern wieder erobern werde. Seine besten Lebenstage verzehrten sich in wenig lohnender Anstrengung. Die Handlung, die er selbst späterhin errichtete, wollte niemals recht in Flor kommen; auch schien seines Vaters Unglück auf seinen Spekulationen zu ruhn, da er durch den unvermutheten Fall einiger Häuser, bedeutende Summen verlor.

Als nach einer Reihe sorgenvoller Jahre die Eltern zu spät ihren Mißgriff erkannten, und ihn bereuend, — obwohl nicht alt, doch lebenssatt, — aus der Welt gingen, da fand Friedhof sich ärmer, als sie es jemals gewesen waren. Gerade noch zur rechten Zeit schloß er Buch und Laden; legte

sein kleines, aus dem Handel gerettetes Kapital auf Zinsen, mit denen er durch große Sparsamkeit auszukommen wußte, und fing nun an, sein einsames Leben durch Wiederaufnahme der Lieblingsstudien besser zu genießen und zu nützen.

Familienvater wollte er in seiner beschränkten Lage aus Gewissenhaftigkeit nicht werden; und nur um so weniger, da ihm früher eine Geliebte gestorben war, deren Verlust diesem Gemüthe, das alles so innig und ewig ergriff, als ganz unersetzlich erscheinen mußte.

Er hatte sich in das abgelegene Hintergebäude eines ansehnlichen Hauses eingemiethet, welches der Stadt angehörte, und mehreren Gesellschaften zum Sammelplatz diente. Hier fand er den Vortheil, um so unbemerkter und wohlfeiler wohnen, und die nothwendigsten Handreichungen ohne eignen Bedienten erhalten zu können.

So lebte er verschiedene Jahre in un-

getrübter Zufriedenheit; — von den Meisten übersehn oder vergessen; von Manchen, als ein sogenannter verdorbener Kaufmann gering geschätzt; von Wenigen seinem inneren Werthe nach gewürdigt.

Oft redete er späterhin von dieser Zeit mit rührender Begeistrung und verhehlte es Freunden nicht, daß es ihm damals nicht schwer gefallen, seine Mittagsmahlzeit auf Eine Speise, und seine Abendkost auf trockenes Brod zu beschränken, um mit dem Ersparten einen und den andern ausgezeichneten Schriftsteller ankaufen zu können. Ihm genügte es nicht, ein solches Buch zu leihen. Er mußte es tag- und wochenlang mit sich herumtragen; mußte mit seiner zarten, die Bücher mehr zierenden als entstellenden Handschrift eigne Gedanken in Randbemerkungen aussprechen, bis es ihm so bekannt und unschätzbar geworden, wie ein alter vertrauter Freund.

Auch die klassischen Autoren des Alterthums, vorzüglich die Dichter, waren von

diesem vertrauten Umgang nicht ausgeschlossen. Denn Friedhof hatte sein früheres Schulstudium der Sprachen mit so großem Eifer aufs Neue begonnen, daß er in kurzer Zeit bei dem alten Dichtervater selbst, — den man eben sowohl einen Göttervater nennen könnte, — bei Homer zu Gaste gehen und aus der Nektarschale schlürfen durfte. Auch manches schöne Kupferblatt zum Schmuck des kleinen Zimmers wußte er sich abzusparen, da sich die edle Freude an Gegenständen der bildenden Kunst zugleich mit seiner Dichterliebe entwickelte.

Aus gleicher Quelle floß ohne Zweifel auch sein fast leidenschaftliches Wohlgefallen an schönen Blumen. Ihm waren sie Kunstgebilde des Schöpfers, die er oft Stundenlang betrachten, erforschen, und über ihre bewundernswürdige Einrichtung nachsinnen konnte. Ein großer, sich zum Stadtgraben hinabziehender Blumengarten lag seiner Wohnung nahe. Hier hatte er sich mit vie-

lem Geschmack ein kleines Blumen-Eden geschaffen.

In der That erinnere ich mich nicht, nachher etwas Aehnliches gesehen zu haben! Durch eine lange, so schwärmerischfromme Anschauung und Erforschung erhielten die verschiedenen Pflanzen- und Blüthenformen für ihn eine ganz eigene Bedeutung, wonach er sie ordnete und zusammenstellte; so daß der, dem er den Schlüssel zu dieser Naturbilderschrift gab, überall einen höheren das Gemüth innig ansprechenden Sinn erkannte. Dabei hatte er die Erdart und Pflege, wie sie jeder Pflanzengattung anpaßte, aus vielen Versuchen erlernt, und wurde dafür durch ausgezeichnet schöne und vollkommene Gebilde belohnt.

7.

Indem ich mich jetzt so lebhaft in Friedhofs edlen kindlichen Charakter, in seine damalige Lage und Beschäftigung versetze,

scheint es mir, daß man nur eines an ihm habe tadeln können: »seine allzugroße Zurückgezogenheit von den Menschen.« — Auf sie soll jeder, der sein Erden-Bürgerrecht verdienen will, auch kräftig einwirken und das gemeinsame Werk fördern helfen. Wer nur liebe Geschäfte verrichten mag, unterläßt eben darum die verdienstlichen: und »für die Welt leben« erfordert etwas mehr, als »sein Leben genießen.«

Manche Menschen sind indeß durch die ganze Eigenthümlichkeit ihres Charakters und durch die Wendung, die derselbe durch besondere Schicksale genommen, dazu bestimmt, selbst in der größten Zurückgezogenheit uns Uebrigen dadurch nützlich zu werden, daß wir an ihrem Beispiele lernen, wo man eigentlich in schwierigen Verhältnissen den edelsten Trost und die Stillung der inneren Sehnsucht zu suchen habe.

Eine solche, mit Geistesgütern, nützlichen Kenntnissen, edlen Gedanken und

Phantasiebildern bereichernde Einsamkeit mußte bei diesem Manne nothwendig vorangehn; denn nur durch sie konnte ihm eine noch weit größere unfreiwillige Abgeschiedenheit von der äußeren Welt erträglich werden, wie sie nun über ihn verhängt war.

Mein armer Freund erblindete durch eine unheilbare Staarkrankheit. — Die Anlage dazu hatte sich schon längst immer bedenklicher angekündigt; war vielleicht durch allzuanhaltendes nächtliches Studiren, wohl auch durch den Kummer seiner Jugendjahre, zur Reife gediehen, bis sie endlich auch den letzten Schimmer diesen Augen entzog, aus denen gewiß niemals ein giftiger Blick des Neides oder ein stechender Strahl des Hasses auf irgend ein lebendes Wesen, wohl aber manche Thräne der Liebe, des Mitleids und erhabner Seelenrührung gefallen war!

Die jammervolle Klage über diesen unaussprechlich großen Verlust wich zur Bewunderung der Wenigen, die Friedhofen zu

beobachten würdigten, in kurzer Zeit einer Fassung des Gemüthes, welche man eher eine selige Zufriedenheit, als geduldige Ergebung hätte nennen mögen.

Mit diesem letzten, schwersten Schlage des Schicksals war die Erziehung des inneren Menschen bei diesem seltenen Manne vollendet, da sie nun mehr als zuvor, die höchste religiöse Richtung nahm. Bald ging er fleißiger unter Menschen, und seine ganze Thätigkeit, die sonst zwischen Büchern, Blumen und Bildern getheilt gewesen, vereinigte sich jetzt in der Liebe zu Kindern. — Mehrere kamen aus benachbarten Häusern täglich zu ihm, um vorzulesen; am meisten ausgewählte Bibelstellen, worüber er dann die Kleinen auf die anziehendste Weise belehrend zu unterhalten wußte. Wer ihn in dieser edlen Beschäftigung genauer beobachtet hätte, würde bald entdeckt haben, daß er die zarten sich entwickelnden Seelen ganz mit derselben zärtlichen Zuneigung im tiefsten

Wesen zu erforschen strebte, wie früherhin seine Pflanzen. Die Keime und Blüthen, welche im Verborgenen schlummerten, entwickelten sich auch hier, wie dort, auf das herrlichste unter seiner väterlichen Pflege.

Fast ganz von diesen Vorlesungen ausgeschlossen blieben die Dichter. Vermuthlich, weil er wenige kannte, die für Kinder taugen. Dafür aber bildete sich in ihm selbst die schöpferische Kraft aus, liebliche Phantasiebilder und tiefes Gemüthsleben in gemessener wohltönender Rede auszusprechen.

Mathen, die elfjährige Tochter eines benachbarten Rentbeamten, — ein sanftes gefühlvolles Kind, das er unsäglich liebte, — genoß vor seinen übrigen Zöglingen den Vorzug, alles was er in günstigen Stunden dichtete, in ein Buch einzutragen, welches er „Sonnenblicke der innern Welt“ betitelt hatte.

So entstand eine Sammlung, die ich einigemal mit großem Wohlgefallen überle-

sen, die ich jedoch niemals zur Abschrift von ihm erhalten konnte. Vielleicht, weil er zu viel Geschmack besaß, um nicht mancherlei Unvollkommenheiten bei seinen Uebungen einer schwierigen, von ihm so spät ergriffenen, Kunst zu bemerken, und weil er zu bescheiden war, mit Unvollendetem hervorzutreten. — Ein unersetzlicher Verlust für seine Freunde? Denn jene rührenden Ergüsse einer schönen Seele sind im unglücklichen Brande mit verloren gegangen, und nur durch ein günstiges Geschick haben sich mir zwei von Allen erhalten, deren Mittheilung meinen wiederholten Bitten zuletzt nicht versagt werden konnte.

Da in diesen Gedichten mein Friedhof in seinem inneren, immer auf das Höchste gerichtete Sehnen erst recht lebendig vor euch hintritt, und da besonders das Eine in einem gewissen geheimnißvollen Zusammenhange mit dem Gang meiner Erzählung zu

stehen scheint, so sollen sie euch, ehe ich in derselben fortfahre, hier mitgetheilt werden.

8.

1) Herbstabendsegen.

Wenn die bunten Sommerfreuden
Eilend fliehn, und gelben Blätter
Nun den rauhen Herbst verkünden,
Da erhebt der kleine Vogel, —
Hier geboren, nie entflogen, —
Kühn und hoch die zarten Schwingen,
Fortzuziehn zum fernen Süden,
Ob er dort sein Leben friste?
Und er sieht sich nicht betrogen!
Wo Natur ihn hingerufen,
Fehlts an Speise nicht und Freude.

Wenn der Käfer nun erstarret
Nach dem kurzen Sommerleben,
Wählt ein Plätzchen er den Jungen,
Die nach ihm dem Ei entschlüpfen.
Und der Wurm wird nicht betrogen!
Wo Natur ihn hingewiesen,
Findet, wenn er längst gestorben,

Seine Brut die Kost bereitet
Für das arme Waisenleben.

Auch die Biene baut sich Zellen,
Füllet sie mit Blumenhonig;
Fraget nicht, ob's wohl von nöthen?
»Sei nur emsig! sagt die Mutter,
»Winter wird gewißlich kommen.
»Sollt' ich denn mein Kind betriegen?«
Und das Bienchen glaubt's und sammelt.
Dann, in blumenlosen Monden,
Fehlt ihm Speise nicht und Freude.

Wenn die Raupe satt gekostet
Von den Blättern, von den Früchten,
Wird sie still, als ob sie sinne.
Plötzlich fängt sie an, zu weben,
Webt geschickt ein weiches Bettchen,
Wo sie ruhet, ringsverschlossen.
Nur ein Thürlein läßt sie offen,
Als ob dort der Ausgang wäre
Nach dem langen starren Schlafe. —
Weberin, bist nicht betrogen!
Sieh', mit glanzgefärbten Schwingen
Wachst du auf und flatterst munter
Durch das Thürlein in den Maien,
Wie's Natur dir gab zu ahnen!

Ueberall wird Wort gehalten! —
Was bewegt mich tief im Herzen?
Erdenwehmuth, Himmelshoffen?
Mutter, Mutter! sieh mich knieen,
Stammelnd flehn und weinend danken!
Ach, ich sehne mich von hinnen
Aus dem Herbste nach dem Frühling
Ins verheißne Land gen Osten!
Du, Du gabst mir all' mein Sehnen:
Solltest du dein Kind betriegen,
Das zunächst dir ruht am Busen? —
Nein, ich schlafe, frei von Sorgen.
Mutter, weck' auch mich am Morgen!

---

2) Abschiedsgaben eines Blinden.

Zieht die goldne Sonne mir von hinnen?
Soll nach meines Schicksals heil'gem Schluß
Nun der nie erhellte Pfad beginnen,
Den ich armer Greis durchwandern muß?

Schon wird's dunkel. Auch die letzten Sterne
Löschen aus, eh sie den Lauf vollbracht.
Alles weicht zurück in graue Ferne;
Einsam tret' ich in die öde Nacht.

✦

Einem Blinden gnügt's an seinem Stabe,
Und des Lichtes Güter sind nicht sein.
Nehmt das Beste meiner kleinen Habe,
Theilt's, ihr Lieben, und gedenket mein!

✦

Euch, ihr holden Kleinen, die mit milder
Zarter Unschuld noch ins Leben schau'n,
Euern Händen will ich schöne Bilder, —
Malchen, Dir die liebsten, — anvertrau'n.

✦

Alpenthäler wo sich Hirten laben;
Felsenhöh'n im Abendsonnenglanz;
Die Maria mit dem Jesusknaben,
Und den Engel mit dem Palmenkranz.

✦

Edle Jungfrau'n, schützt im kleinen Garten
Der verlaßnen Blumen bunten Flor.
Seht sie trauernd Eurer Pflege warten,
Seit mein Blick die Lieblichen verlor.

✦

Hebet stolz die schleierweißen Kronen,
Blüht, Narcissen, dort an reiner Brust.
Veilchen unter zarten Anemonen,
Bleibt bescheidner Anmuth Bild und Lust.

✦

Purpurnelken, küſſet nun die Wange,
Die ſich blühend zu euch niederbückt.
Euer Feſtkranz, Myrth' und Roſe, prange,
Wo die Braut zum Traualtar ſich ſchmückt.

✦

Jüngling, ſchimmern dich die goldnen Lichter
Hoher Ideale lockend an?
O ſo nimm den Schatz der alten Dichter
Mit den Thränen eines Blinden an!

✦

Lebet wohl, ihr trauten Sänger alle,
Die mit ſüßem Lied mich ſonſt erfreut,
Deren Lichtwelt ich im Geiſt durchwalle
Auf dem dunkeln Pfad zur Ewigkeit.

✦

Mir am Herzen iſt ein Buch geblieben, —
Mag verlöſchen nun der Augen Strahl! —
Jenes Buch, worin der Herr geſchrieben:
»Ich geleite dich im finſtern Thal.«

✦

Kommt mein Nachen aus dem Friedenshorte?
Reicht ein Engel rettend mir die Hand?
Mir iſt wohl, als ſtänd' ich an der Pforte,
Heimzugehn ins ſonnenhelle Land.

Meine Erbengüter sind vertheilet;
Eines Müden Tagwerk ist vollbracht;
Traum und Schlummer haben mich ereilet:
Freunde, sagt mir freundlich gute Nacht!

9.

Als Gotthold dieses Lied aus dem Gedächtniß gesprochen hatte, schwieg er eine Weile, seine innere Bewegung nicht verbergend. Auch seine Zuhörer blickten sich mit den Zeichen der Rührung an, die besonders aus Julianens Augen reichlich flossen. „Wo lebt jetzt Friedhofs Malchen?“ fragte sie leise den Vater. Doch dieser fuhr, ohne darauf zu antworten, in seiner Erzählung fort.

„So kennt ihr denn nun einigermaßen den Mann, dessen Bild im Geiste vor mir stand, als ich erschöpft auf der Rasenbank eingeschlummert war! — Erschrocken, ja entrüstet über mich selbst, fuhr ich auf.

Gewiß, ich verdiente die Vorwürfe, mit denen ich mich strafte; — doch wohl nicht ohne alle Entschuldigung! Es hatten ja die nahverwandten Familien mir keinen Augenblick Zeit gelassen, an den entfernter wohnenden Freund zu denken! Und überhaupt war dieß eine von jenen Lagen, wo der Mensch die Beschränktheit seiner Kräfte oft auf die drückendste Weise fühlt; — Momente, wo die ruhige Besonnenheit, die ihm sonst vielleicht treuer bleibt, im inneren Sturm der Gemüthsbewegung so leicht verloren geht!

Nun suchte ich wenigstens durch die Hast, womit ich den Hügel hinab nach Friedhofs Wohnung eilte, wo möglich das Versäumte einzubringen. Die Wuth des Feuers schien gebrochen. Hier und da stürzte noch ein verkohltes Haus krachend zusammen; an andern Orten flammte es zwar von Neuem auf, doch so, daß die Löschenden bald Herr darüber werden konnten. Ich fand nicht mehr jenes

wilde Getöse, wie es etwa auf dem Schlachtfelde herrscht, im Augenblick des Angriffs; sondern die furchtbare Stille, die darauf folgt, wenn die Schlacht geendigt ist, und die Leiber der Erschlagenen verstummt und verblutet umher liegen. Hier und da begegnete mir ein armer Abgebrannter, mit den traurigen Resten seiner Habe beladen; — einmal auch ein mühsam fortschreitender Kranker, der sich auf seinen Führer stützte; irgend ein Plätzchen suchend, wo er Ruhe fände, vielleicht bald auf immer!

»Friedhof!« rief ich bei all' diesen Jammerbildern vorübereilend; »liegst du erschlagen unter den Trümmern, oder irrst du auch so hülflos umher? Ach! wer wird Deiner sich annehmen, du armer, blinder Mann!« Endlich stand ich vor dem Hause, in dessen Hofraum er gewohnt hatte. — Welch ein Anblick! — Nur die vordere Mauer stand noch, mit hohlen Fensterräumen hoch und schwarz in die Luft ragend. Die Thorfahrt

war unzugänglich durch glimmenden Schutt. Ein Umweg führte mich in den Hof; — aber darniedergesunken lag Friedhofs kleines Haus. Von den Scheunen, die an den Garten stießen, standen nur wenige Trümmer.

Dorthinaus, in jenen Garten konnte er sich gerettet haben. Mit dieser Hoffnung drang ich durch die Verwüstung hindurch. Ich rief seinen Namen mit aller Kraft, die mir noch in der geängsteten Brust geblieben, und eilte durch die Obstallee der Stadtmauer zu.

Hier, wo sich der Weg zu einer Laube und nach des Freundes Blumengärtchen hinbog, hier war ich endlich am ersehnten Ziele! Er selbst kam mir entgegen!

An seiner Seite ging eine seiner Schülerinnen, die ihn mir zuzuführen schien. — Ein großer seliger Augenblick meines Lebens! Vielleicht der größte, den mir die Vorsehung hienieden bestimmte! Denn gewiß, es lag etwas Heiliges, Ueberirdisches in der Erschei-

nung, das ich auch eben darum nicht recht zu schildern vermag.

Alle Noth war vergessen und belohnt. Der stille, mondhelle Garten wurde mir zum Elysium, und die beiden Gestalten, die mir darin entgegenkamen, erschienen mir, wie die Seligen, die uns einst in höheren Regionen begegnen. Das anmuthige, weißgekleidete Kind konnte man wohl für einen Engel halten, wie sie den heiligen Schriften zufolge, bisweilen den Frommen gedient haben. Eine unbeschreibliche Ruhe umschwebte dieses Paar, in welchem sich das edelste Alter und die schuldloseste Jugend liebend vereinten. Man sah sich bei diesem Anblick hoch über die braußenden Erdenstürme emporgehoben, aus denen ich herkam.

Nur noch einige Schritte, und ich schloß den geretteten Freund an die Brust! Er war überrascht und erschrocken, ehe er meine Stimme vernommen.

»Sie waren es also, der meinen Na-

men rief?“ fragte er dann, froh gerührt; und auf meine ſchnellen, kaum der Antwort harrenden Fragen: „Wie haben ſie ſich hierher gerettet? Sind Sie auch ganz unbeſchädigt? Und iſt das vielleicht Ihr gutes Malchen, das ſich Ihrer ſo kindlich angenommen?“ erwiederte er mit leiſer Stimme: „Laſſen Sie uns in meiner Laube niederſitzen. Ich bedarf der Erhohlung. — Alles ging wie ein Traum vorüber. Ich will mich ſammeln, und dann erzählen.“

10.

„Wie es uns armen Blinden zu geſchehen pflegt,“ — ſo begann er nach einer Weile: — „wir unterſcheiden nicht mehr Tag und Nacht; und ſo wachen wir denn oft, wenn Andre ſchlafen, und der Schlummer beſchleicht uns, wenn ſie ſich ihrer Thätigkeit und des lieben Sonnenlichtes erfreu'n.“

„Ich war einſam in meinem Lehnſtuhl eingeſchlummert, denn die Stunde, wo mich

neine Kinder zu beſuchen pflegen, war noch
icht gekommen. Da weckte mich plötzlich
in inneres Erſchrecken. Dumpfes Lärmen,
Rufen, Heulen und Kniſtern, — alles
erkündete mir die nahe Feuersbrunſt. Kaum
atte ich die Thüre geöffnet, die zum Vor-
erhauſe führte, als ich ſie eben ſo ſchnell
ieder ſchließen mußte. Ein erſtickender
Dampf kam mir entgegen, und die Glut
ner nicht allzufernen Flamme hauchte mich
n. Hier alſo keine Rettung!

Ich half mir auf der entgegengeſetzten
Seite die Treppe hinab, um in den Garten
entkommen. Vergebliche Hoffnung! Die
reppenthüre war von Außen, vielleicht durch
geſtemmte Geräthſchaften verſchloſſen; mei-
e geringe Kraft vermochte nicht, ſie zu
rengen. — Zurück ins Zimmer! Aus dem
enſter rief ich meine Noth hinab; aber wie
tte man dieſen ſchwachen Ruf im Getöſe
r Straße vernehmen können, da im In-

neren des Hofraums kein Mensch zu sein schien.“

„So war denn mein Loos entschieden; die Erlösung nahe: doch auf welchem schrecklichen Wege sollte ich sie finden! Mein Innerstes erbebte vor dem gräßlichen Flammentode. Ich rief meine Angst hinauf in die Wolken mit tiefem unaussprechlichem Seufzen: da war die Hülfe nah! — Ich hörte ein leises Kommen; die Thüre that sich auf; — mein gutes Malchen hatte mich armen blinden Mann nicht vergessen. Es war ihr gelungen, den Treppeneingang frei zu machen. Schnell fand ich mich an ihrer Hand hier im Garten, wo ich das Ende der Noth abzuwarten beschloß; denn im Gedränge der Straßen wäre ich dem Unglück wohl schwerlich entgangen.“

So erzählte der Gerettete. „Gottlob!“ rief ich mit emporgefalteten Händen; und meine Blicke suchten das treue Malchen, sie zu segnen, und ihr auch meinen Dank zu

sagen für ihr schönes, edles Werk. Allein das liebe Kind hatte sich während Friedhofs Erzählung in der Stille entfernt. Wir riefen, suchten umsonst nach ihr. Ein Kästchen, worin Friedhof seine kleine Baarschaft aufbewahrte, und welches gerettet zu haben er sich nicht entsinnen konnte, stand vor der Laube, und auf demselben lag das heilige Buch, aus welchem die fromme Schülerin so oft vorgelesen. Vermuthlich hatte sie es allzuwerth gehalten, um es den Flammen zu überlassen.

Der Freund war ängstlich über des Kindes Fortgehen. Mir gewährte es nur einen neuen Blick in Malchens schönes Gemüth. Gewiß wollte sie, da ihr Lehrer nun bei mir in Sicherheit war, unserm Dank bescheiden entweichen! — Ich versprach aufs Heiligste, mich, sobald es möglich sein würde, nach ihr und der Familie sorgfältig zu erkundigen.

Still und in sich gekehrt ging Friedhof an meiner leitenden Hand auf ein nahge-

legenes Vorwerk, und am folgenden Morgen fuhren wir zusammen nach Auenthal. Denn er hatte nichts dagegen, vorläufig bei mir zu wohnen, so leicht ihn auch sonst die Besorgniß angstigte, Andern lästig zu fallen.

Vor der Abreise konnte ich ihm noch die eingezogene Nachricht bringen, daß Malchens Familie nach Waldrieth, — einem nicht weit entfernten Dorfe, — zum dortigen verwandten Prediger gezogen sei. Dieser Trost wollte jedoch nur Anfangs einige Wirkung äußern. Auf unsrem Heimwege ward mein Freund immer stiller und einsylbiger, und gestand endlich auf meine theilnehmenden Fragen: »daß er sich nun eines Umstandes erinnert habe, der in der gestrigen Verwirrung seinem Gedächtniß ganz entfallen gewesen sei. Malchen wäre nämlich schon seit mehreren Tagen nicht zu ihm gekommen, weil sie sich unwohl gefühlt. Eigne Unpäßlichkeit habe ihn verhindert, sie zu besuchen. Nun könne er sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß

die Anstrengung und das Verweilen bei ihm in der kalten Nachtluft dem ohnehin so zarten Mädchen gefährlich, vielleicht tödtlich werden müsse.«

Kein Kummer ist schwerer zu bekämpfen, als der eines unglückahnenden Gemüthes. So verfing denn auch meine Versicherung wenig, daß mir das Kind im Garten dem Ansehen nach vollkommen wohl geschienen.

Uns über diese bänglichen Zweifel und andre Ereignisse des schreckenvollen Abends besprechend, langten wir in der Heimath an. Einige Tage waren der nöthigen Ruhe vergönnt. Die Hausgenossen boten alle Kräfte auf, den verunglückten Gästen, — denn mehrere hatten hier ihre Zuflucht gesucht, — dienend an die Hand zu gehen. Der väterliche Greis unterstützte sie mit geistlichen Tröstungen. Schon fingen sie allmählig an, sich einen Plan zur Wiederherstellung des Verlornen zu entwerfen; mit neuen Hoffnungen

kehrte neue Thätigkeit, und mit dieser frische Kraft und Lebensluſt zurück.

Derſelbe Naturtrieb, der die Schwalbe ihr zerſtörtes Häuslein immer erneuen, — der die Ameiſe ihren zerrütteten Bau wieder einzurichten anregt, er iſt auch dem Menſchen verliehen, und macht ihn rührig, ſein Dach wieder zu decken, wenn der Sturm des Unglücks es zertrümmerte. Und wohl uns, wenn wir, dieſem Triebe folgend, auf rüſtigen Schultern das ſchwere Schickſal tragen lernen, das den Erſchaffenden vollends in den Boden hinabdrückt!

11.

Erſt am dritten Morgen nach jenem unglücklichen Brande konnte ich mein Verſprechen erfüllen, ſelbſt nach Waldrieth zu gehn, um dem immer noch beſorgten Freunde die ſicherſte Kunde dorthin, und wieder zurückzubringen.

Es war ein unvergeßlicher Tag für mich!

Einer von jenen Herbsttagen, wo das sinkende Jahr uns noch einmal recht mild und warm anblickt, gleichsam mit dem letzten Segen eines scheidenden Freundes.

Die Blätter rieselten schon häufig von den Pappeln nieder; doch nur von leisen, lauen Lüften gewirbelt. Alles war so still, so friedlich! Der ganze Himmel nur wie ein großes blaues Auge, aus dessen goldenem Stern die ewige Liebe herabstrahlte auf die altgewordene Erde, die nur noch blasse Zeitlosen und ähnliche Spätblüthen hervorzubringen vermochte. Wie oft tönte mir, während ich über die abgeärndteten Felder und durch den hochroth gefärbten Buchenwald schritt, Friedhofs Wort aus der Seele:

» Mir ist wohl, als ständ' ich an der Pforte,
Heimzugehn ins sonnenhelle Land! «

Noch jetzt in der Erzählung weilte ich gern lange auf diesem Wege; denn mich rührt der Gedanke, euch an das Ziel desselben zu führen.

Und gleichwohl — stehn wir nicht früh oder spät alle dort, wie wir auch säumen mögen? Nein, wir dürfen uns nicht scheuen, dahin zu blicken, wo der Tod uns in so freundlicher Gestalt erscheint, als am Sarge eines frommen Kindes!

Ihr ahnet es schon, — an Malchens Sarg muß ich euch führen; — eben so unerbittlich, als das Schicksal, welches jene Eltern, die, ihrer Wohnung und eines großen Theils ihrer Habe beraubt, nur um dieses Eine Geschenk, um das Leben der geliebten Tochter flehten, — doch nicht erhören durfte, sondern sie hinaufhob in die unbekannte Heimath der Seelen.

Als ich anlangte, standen die Bewohner des Ortes vor dem Pfarrhause im Kreise herum unter frommen Gesängen. Ich ahnete es vorher, was mich in Waldrieth erwartete; denn schon von ferne tönten mir durch die klare Luft wohlbekannte Worte eines alten Grabliedes entgegen:

„Zeuch hin mein Kind,
Wo Sonnen sind,
Die hell im Glanze stehen,
Und niemals untergehen.“

Tief ergriffen trat ich in den Trauerkreis, der sich dem fremden Wandersmanne gerne öffnete.

Da lag sie vor mir, die kleine, holde Engelsbraut in ihrem weißen Festagsschmuck, mit einem bunten Kranz von Herbstblumen um die blonden Locken! Ich glaubte sie wiederzusehn, wie dort im mondhellen Garten; — nun ausruhend von ihrem letzten frommen Geschäft, — der Rettung eines Blinden aus dem gräßlichen Flammentode.

Als wir den Sarg, den die Jungfrauen mit Blumenschnüren und mit einer blinkenden Krone schmückten, den Kirchberg hinauf begleitet hatten, sprach der Geistliche am Grabe milde Tröstungen über jene Worte aus, die einem jeden beifallen mußten, der diese bleiche stille Engelhülle mit ihrer fast lächeln-

den Miene anschaute: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft.“

12.

Die Leichenfeier war geendigt, das Grab geschlossen. Die Begleiter zogen vereinzelt das Dorf hinab ihren Hütten zu, und ich wagte es nun, bei den Eltern einzutreten, zu deren tiefem Leid sich heute alle Herzen hingeneigt hatten.

Dieser allgemeinen Theilnahme schienen sie mir auch ganz werth zu seyn. Ich fand sie in jener feierlich ruhigen Fassung, in welcher man mit seinen Gedanken und Wünschen viel zu hoch über der Erde steht, um noch von ihren ritzenden Dornen und beklemmenden Nebeln erreicht zu werden. Ein erhebender Anblick! Denn das ist der Triumph des frommen Gemüthes, wenn sich der Mensch gerade unter den bittersten Schmerzen dem Glauben am innigsten in die Arme wirft!

In solcher Stimmung durft' ich es wohl

wagen, den Eltern Friedhofs Gruß zu bringen, ja selbst die bekümmerte Ahnung mitzutheilen: seine Rettung möge vielleicht den Tod des Kindes veranlaßt haben. Des Vaters Erstaunen, als ihm nach mehreren Fragen und Erläuterungen klar wurde, wovon eigentlich die Rede sey, erregte bald auch das meinige.

„Mein Gott!“ rief er aus, „Sie sind auf eine unbegreifliche Weise im Irrthum! Beruhigen Sie doch hierüber den armen Mann, den ohnehin der Tod seines Lieblings tief genug beugen wird. Malchen war in jenen schrecklichen Stunden besinnungslos und zum Tode schwach. Ihre Krankheit hatte früher schon eine gefahrliche Wendung genommen, und nur aus Schonung war es dem Freunde bei seiner eignen Unpäßlichkeit verschwiegen werden. Wir Eltern wichen in jener Nacht nicht von des Kindes Lager, als wir sie, in Betten gehüllt, aus der vom Untergang bedrohten Stadt hierhergebracht hat-

ten. Ein groſser Theil unſrer Güter ging verloren, weil wir das Liebſte zu retten ſuchten. Wer den theuren Mann rettete, war wohl gewiß eine andre ſeiner dankbaren Schülerinnen, denn Alle waren ihm mit gleicher Liebe ergeben. Meine ſelige Tochter konnte ja ſein Engel nicht werden; denn ſeine und unſre Noth erreichte ſie nicht mehr!“.

So ſchied ich von Waldrieth mit einem groſsen Räthſel, deſſen Löſung ich ſpäterhin immer umſonſt verſucht habe. — Für meinen Freund löſte ſichs bald. Er lebte nur noch kurze Zeit.

Als ich ihm, was ich erfahren, erzählte, verſchwieg ich ihm des Vaters Vermuthung nicht, die allerdings auch die meinige blieb. Statt des bittern Kummers, den ich befürchtet, ging eine himmliſche Verklärung in ſeinen Mienen auf. — Lange ſchwieg er ſinnend, dann druckte er mir dankend die Hand: „Es war dennoch Malchen meine Rette-

rin!“ flüsterte er mir, wie ein heiliges Geheimniß zu. — Von jenem Augenblick aber schien er nicht mehr recht einheimisch unter den Bürgern der Erde. Alles, was er in diesen Tagen erfahren; sein ohnehin so schwankender Gesundheitszustand; die Entzückung selbst, die für ihn in dem Glauben lag, an eines Engels Hand den Flammen entronnen zu sein: alles dieß führte nach wenigen Wochen die Stunde herbei, in welcher ich ihm den letzten Labetrunk aus dem Kelch der ewigen Liebe reichte. — Niemals war noch unter meiner segnenden Hand ein Sterbender so ruhig, schmerzenlos und seligheiter entschlafen! Unter seinen letzten, kaum vernehmbaren Worten, glaubte ich noch den Namen des Kindes zu hören, dessen himmlisches Bild nun stets vor seiner scheidenden Seele stand.

»Freunde, sagt ihm freundlich gute Nacht!“ —

»Gute Nacht!“ flüsterte die weinende

Juliane, als Pastor Gotthold hiermit seine Erzählung beschloß.

Die Sonne war eben herrlich hinabgesunken, und in den Linden lispelte der Abendwind leise und geheimnißvoll, wie Geisterstimmen. Eine große Rührung schauerte durch die Herzen, als der Pastor, sich feierlich von seinem Sitze erhebend, ein kleines, in schwarzen Sammt gebundenes Buch hervorzog.

„Dieß," sprach er, „ist Friedhofs gerettete Bibel, sein Vermächtniß an mich. — Und dieß, (er reichte ein Blatt hin, das er in derselben aufbewahrte,) dieß sind jene euch mitgetheilten Gedichte, — von Malchens Hand geschrieben."

Juliane ergriff hastig das Blatt, blickte es schweigend an, und drückte dann einen leisen Schwesterkuß auf die schönen zarten Schriftzüge. Die Jünglinge aber betrachteten es mit Gefühlen, wie etwa ein Gläubiger die heilige Reliquie anschaut, die zu berühren er sich nicht heilig genug fühlt.

3.

Die wunderthätige Madonna.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdischen Leben.

Schiller.

„Vergiß meinen alten, braven Wahlheim nicht!“ rief der Vater mir noch aus dem Fenster nach, als ich, die ersehnte Ferienreise antretend, schon eilig über die Straße schritt.

Das Verlangen, einige Gegenden und Städte zu besuchen, deren Natur- und Kunstschätze hohen Genuß versprachen, hatte mir den Reiseplan vorgezeichnet. Amtmann Wahlheims Wohnort, Schloß Bruneck genannt, lag in jeder Hinsicht ziemlich weit abwärts; doch der wiederholte väterliche Wunsch, dem alten Universitätsfreunde willkommene Grüße zu senden; sein sehnliches Verlangen, ihm den Sohn, den jener als Kind auf dem Arm

gehalten, nun als Mann vorzustellen, verpflichtete mich, den bedeutenden Umweg nicht zu scheuen. Was ich Anfangs für ein Opfer der Pflicht gehalten, gab sich mir in der Folge als eine reiche Gabe meines guten Geschicks zu erkennen.

Schon der Eintritt in den enggeschlossenen Grund, der mir die Ansicht des alterthümlichen Landschlosses, von einem Kranze blühender Gärten umringt, zuerst darbot, versetzte mich in jenes behagliche Gefühl, womit man in ein wohlgeordnetes Hauswesen einzutreten pflegt. So wie es hier, um uns heiter zu stimmen, keines Prunkes, sondern nur einer verständigen Anordnung und gastfreundlichen Gemüthlichkeit bedarf; so braucht auch eine Gegend, um uns zu gefallen, gerade keine vorzüglich begünstigte Lage, reiche und große Aussicht zu besitzen. Erblicken wir nur die Spuren guter Ordnung fleißiger Hände; wandeln wir auf wohlgehaltenen Wegen fort, wo uns keine verkümmerte Bauern

mit magrem, abgequälten Zugvieh begegnen; lachen uns reinliche Wohnungen aus wohlverzäunten [illegible]npflanzungen und Fruchtgärten an, dann wird gewiß jedem Wandrer so wohl zu Muthe, als es mir wurde an jenem heitren Frühlingsabend, wo ich Wahlheims Dörfchen zum ersten Male erblickte.

Am Eingange desselben lag die Burg; ihr zur Seite blickte mich ein niederes, ganz in holländischem Geschmack erbautes, und mit holländischer Reinlichkeit aufgeschmücktes Haus so einladend an, daß ich näher herzutrat, um über den zierlichen bunten Staketenzaun hinweg in den innern Hofraum schauen zu können.

Ein wohlgekleideter rüstiger Greis, dessen schlicht herabhängendes Silberhaar ein schwarzes Sammtmützchen bedeckte, schritt in der Vorhalle langsam auf und ab. Auf den ersten Blick glaubte ich in ihm den Freund meines Vaters zu entdecken, und nahte mich

ihm, meinen Beglaubigungsbrief in der Hand, mit Gruß und Anfrage.

Das ohnehin so heitre, fast noch ganz faltenlose Antlitz des Alten klärte sich, als er die wohlbekannten Schriftzüge anschaute, immer freundlicher auf. Schon beim Erbrechen des Briefes reichte er mir die Hand, und bald lag ich, wie ein heimkehrender Sohn empfangen, an seiner Brust. Auch ich nannte ihn von Herzen „Vater," und meine Bitte erlangte an jenem Abend noch das väterliche Du von ihm.

Wahlheim war unverheirathet geblieben. Eine angenommene Tochter armer Verwandten besorgte die häuslichen Geschäfte. Recht daheim war er eigentlich nur im Hause des Gutsherrn, des Baron Bruneck, wo er mich am nächsten Morgen einführte.

Wie man einen Becher köstlichen Wein in einzelnen Tropfen zu schlürfen sucht, so hatte ich diesen Tag in Brunecks Familie gleichsam minutenweise genossen, und als ich

am späten Abend in Wahlheims stilles Holländerhäuschen zurückkehrte, konnte ich mich lange noch am süßen Nachgenuß laben.

In einem doppelten Familienkreise, deren Einer sich eng, der andre weiter um ihn herschloß, hatte ich den Freiherrn von Bruneck als einen edlen, gebildeten Mann kennen gelernt, der nach allen Richtungen hin kräftig wirkte. Im engeren Kreis stand ihm zunächst die Gattin, fast noch jugendlich schön, — wenn nicht mehr an Gestalt, doch an weiblicher Huld und Anmuth. Alles, was in ihrem Umgang so innig ansprach, und was man gewöhnlich Bildung nennt, schien ihr keineswegs angebildet, sondern blos freie Entwickelung glücklicher, natürlicher Anlagen zu sein. Sie gehörte zu den seltenen Frauen, die in sich und ihrem Wirkungskreise ganz und klar abgeschlossen sind; — zu jenen Edelsten ihres Geschlechts, die man nur kurze Zeit zu beobachten brauche, um dann in jedem vorkommenden Fall von sittlicher Bedeutung ihre

Handlungsweise mit Sicherheit zum Voraus bestimmen zu können. — Jede Hälfte des innigvereinten Paares umschlang ein sprechend ähnliches Ebenbild. Der Mutter sinnige Anmuth, war in der funfzehnjährigen Amanda neu aufgeblüht; des Vaters Gestalt und Wesen lebte in ihrem jüngeren Bruder Berthold fort.

Im weitern Kreise umgaben den Herrn von Bruneck, wie Kinder ihren Vater, die Bewohner des Dörfchens. Ein arbeitsames, mit Wenigem zufriedenes, dieses Wenigen aber nie ermangelndes Völkchen. Erlaubte es auch ein angeerbter Respekt den guten Leuten nicht, die geliebte Herrschaft mit dem Vater- und Mutternamen anzusprechen, so war doch das kindliche Verhältniß, in welchem sie zu derselben standen, überall unverkennbar.

Auf unsrem nachmittäglichen Spaziergange hatten wir nicht nur vor mehreren Wohnungen verweilt, um mit den Heraustreten-

den Wort und Gruß zu wechseln, sondern auch auf die Einladung Einiger, bei ihnen Einkehr gehalten, und sie durch anerkennendes Lob ihres wohlbestellten kleinen Hauswesens erfreut. Der Brunecker Akademie der Wissenschaften durfte ich als auswärtiges Ehrenmitglied beiwohnen; das heißt, mich auf der Bank der neueingerichteten, von einem braven jungen Mann besorgten Knabenschule zuhörend niederlassen, und die Unterrichtsanstalt der Dorftöchter besuchen. Diese stand unter der unmittelbaren Aufsicht der Baronin, wie man sogleich am sittigen Betragen der Schülerinnen, so wie an ihren schönen Kenntnissen und Fertigkeiten bemerkte, die übrigens so ganz für ihre einfache Bestimmung paßten.

Eine heitre Unterhaltung, durch Ernst und Scherz wechselsweise erhöht, würzte am Abend das frugale Mahl, nach welchem Mutter und Tochter, von Brunecks Spiel begleitet, nicht minder einfach und nicht weniger labend, uns durch einige Schulzische und

Reichardt'sche Lieder ergötzten. Zur guten Nacht geleitete uns der muntre Berthold nach Hause, der nach Knabenweise den fremden Gast gar bald und innig mit seinen kleinen Armen umklammert und ins Herz geschlossen hatte.

„Wie gern," so rief ich unter anderm im begeisterten Epilog des so genossenen Tages aus: „wie gern verzeiht man dem Schicksal manchen mißlungenen Wurf, wenn es ihm auch nur hier und da glückt, den rechten Mann so ganz an seinen Platz zu stellen, wie es ihm hier gelang! Dieser, keineswegs reiche, kaum wohlhabende Gutsherr, — was für große, edle Zwecke hat er mit seinen beschränkten Mitteln zu erreichen gewußt! Welche glückliche Bewohner hat er in seiner Abgeschiedenheit einem wenig ergiebigen Boden zu erziehen verstanden!"

„Schauet her, ihr wortreichen, thatarmen Staatsmänner und Weltverbesserer! Ihr alles berechnenden Finanzkrämer kommt, de-

nen statt des Herzbeutels ein Geldbeutel in der Brust hängt; die ihr die Köpfe nur um des Kopfgeldes willen zählt, und Seelen schockweise verhandelt: kommt und erkennt Menschenwerth und Lebensglück in einem armen Flecken, den ihr in der Ferne mit Freuden für ein Paar hundert Morgen Hochwald vertauschen würdet!« —

Hier schien Vater Wahlheims bedenkliche Miene anzudeuten, daß er dergleichen jugendlichen Rednerschwung nicht sonderlich liebe. Gern kam ich daher vom verbitternden Tadel wieder auf das herzerquickende Lob und dann auf meine frühere Bitte zurück: »mir aus des edlen Bruneck früherer Geschichte einige Bruchstücke mitzutheilen.« Von meinem Vater hatte ich gehört, daß der Freiherr ehemals in der Residenz als Liebling des Fürsten viel gegolten, und dort ein großes Haus unterhalten habe. Um so begieriger war ich nun nach seiner Geschichte. Denn es schien mir nicht wenig Klugheit dazu erforderlich,

vor jenen lockenden Scheingütern endlich die einfachen, dauernden auszuwählen; und eben so viel Stärke, die Fesseln des Götzendienstes der großen Welt zu zerbrechen, um hier in unbemerkter glanzloser Stille für das Glück eines armen Dörfchens zu leben.

„Es ist," nahm darauf Wahlheim das Wort; „Es ist gerade nicht immer leicht, den Weg genau zu bezeichnen, auf welchem wir durch ein wechselvolles Leben zu dem Standpunkte gelangten, wo wir uns jetzt erblicken. Die lenkenden Fäden, die irgend eine entscheidende Richtung jenes Weges bestimmen, sind oft fein bis zur Unsichtbarkeit. Jener Mann, der jetzt unsre volle Hochachtung verdient, hätte sie unter wenig veränderten Umständen vielleicht niemals erworben."

„Den eigentlichen Wendepunkt seines Lebensganges, ja selbst seines Charakters glaube ich indeß dennoch ziemlich bestimmt angeben zu können. Solltest du es aber wohl glauben," — setzte er lächelnd hinzu, — „daß

der Dank für das Glück dieser Familie und für den durch sie gewirkten Segen wahrscheinlich einer wunderthätigen Madonna gebührt?«

»Das wäre allerdings überraschend genug;« — erwiederte ich; — »besonders hier, wo man sich, so viel ich in der Schule vernommen, echt evangelisch protestantisch zu sein befleißigt. — Doch ich glaube des Wortes Sinn zu fassen! Heißt ihre Wunderthäterin nicht vielleicht Emilie?« — (So hieß Brunecks Gemahlin.)

»Beinahe errathen! Allein ich meinte es doch auch anders, und wörtlicher. — Wohlan!« fuhr er fort, als ich nun dringender um die Lösung des Räthsels bat: »Wir haben ohnehin am Schlusse dieses festlichen Tages, der mir einen Sohn geschenkt hat, uns nach altväterlicher Sitte noch den Schlaftrunk zuzubringen« — (das freundliche Mühmchen setzte ihn so eben in einer dampfenden Punsch-Bowle auf;) — »und bei dem grauen Knaben tritt an die Stelle des

Trinkliedes schicklicher ein trauliches Gespräch. Es wird jedoch mein junger Zuhörer die poetischen Flügel, die er, wie ich vernehme, zuweilen schwingt, bescheiden zusammenfalten, um dem alten steifen Prosaiker hübsch zur Seite zu bleiben. Denn der geht Schritt vor Schritt hinter der Erfahrung her, und ermangelt gänzlich des leichten Schwunges, womit romantische Erzähler unter den süßesten Phantasieblumen, wie honigtrunkene Bienen unter Blüthen schwelgen."

Ich drückte statt aller Gegenrede lachend die Hände des lieben Alten an mein kindlichehrendes Herz, und er begann, nun ferner nicht mehr unterbrochen, seine Erzählung.

Ferdinand von Bruneck ist ein Sohn und Zögling der großen Welt; — einer Erzieherin, die als Meister des Scheins, sich wenig um das Sein bekümmert. Wie auch der Grundton eines Charakters verschraubt und verstimmt werden möge, — ihr genügt

es, wenn er nur leidlich in den Akkord mit einklingt, den die Gesellschaft angibt.

Die Familie des Freiherrn gehörte ehmals zu den angesehensten, reichsten des Landes; suchte aber leider dieses Ansehn auch dann noch beim alten Glanze zu erhalten, als der Reichthum schon längst verschwunden war. So mangelte denn jenes nothwendige Gleichgewicht eines wohlberechneten Hauswesens, ohne welches nichts recht gedeiht, und Niemand sich behaglich daheim fühlt.

Kein Wunder, daß daher auch in den ehelichen Verhältnissen von Ferdinands Eltern jener traurige Mangel an Einverständniß herrschte, den man in vornehmen Familien weit öfter bemerken würde, wären sie weniger geübt in der Kunst, sich zu verbergen.

Ferdinand, — jetzt noch, wie du ihn kennst, ein wohlgestalteter Mann, — war ein bildschöner Knabe; der einzige Sohn, der geschmeichelte Liebling des Vaters, wie der Mutter. Uneins unter sich, kannten sie

wohl in ihren Erziehungsgrundsätzen nicht einig seyn. Es entstand vielmehr eine gewisse Eifersucht auf des Kindes Liebe, die nur verderblich wirken konnte.

„Unglückliches Kind, das gemeinschaftlicher Gegenstand der Zuneigung zweier sich abgeneigter Herzen ist!“ — So seufzte ich oft, wenn Geschäfte mich von meinem damaligen Wohnort Hainfelden, (einer Bruneck'schen Besitzung,) in den Kreis dieser Familie führten. Denn nicht selten hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie schlau der Kleine schon jetzt, je nachdem sein Vortheil es erheischte, sich bald dem Vater, bald der Mutter anzuschmiegen verstand. Der Eltern häufige Zwiste blieben ihm so wenig verborgen, daß er vielmehr bisweilen zur unwürdigen Rolle eines Zwischenträgers wechselseitiger Bitterkeiten gemißbraucht wurde.

Unter so ungünstigen Verhältnissen erwuchs unser Ferdinand, und nur eine ihm eigenthümliche, niemals ganz zu vertilgende

Gutmüthigkeit, — ohne Zweifel sein mütterliches Erbtheil, — rettete das junge Herz vor dem gänzlichen Verderben. Daß übrigens für den Betrieb aller Fertigkeiten und Künste, wodurch man seinen Rang in den Cirkeln der großen und eleganten Welt geltend macht, die nöthige Anzahl von Lehrern gehalten, und für Ausbildung eines jeden Talentchens, welches nur irgend einen glänzenden Effekt hoffen ließ, mit fast religiösem Eifer gesorgt wurde, versteht sich ganz von selbst.

Als in der Folge der junge Freiherr die Akademie bezog und späterhin auf Reisen ging, hütete man sich sorgfältig, ihn in der unentbehrlichen Kunst des Entbehrens zu üben. Trotz aller, zugleich mit den heimlichen Schulden wachsenden Verlegenheiten durfte es dennoch an nichts mangeln, was dem künftigen Welt- und Staatsmanne die glänzende Laufbahn zu eröffnen geeignet schien. In der That bot sich zur Erfüllung des höchsten elterlichen Wunsches eine hoffnungsreiche

Aussicht durch die Gunst des jungen Fürsten dar, welcher bald nach Ferdinands Rückkehr den plötzlich erledigten väterlichen Thron bestieg. Freilich mußte vorerst mehr die Ehre als der Ertrag in Anschlag kommen, und es blieb daher immer noch eine sogenannte große Partie die unerläßliche Bedingung zur Aufhülfe des sinkenden Familienglanzes. Gerade hier verdarb indeß das junge Herz dem alten Verstande die Rechnung.

Das Mitleid der Baronesse hatte während Ferdinands Abwesenheit eine verwaiste Verwandte aufgenommen. Sie lebte nach der Eltern Tod auf einem Dorfe ohnweit Hainfelden, der bittersten Armuth preis gegeben. Durch ihre Hülflosigkeit gerührt, ward es mir leicht, die Frau von Bruneck, welche bei manchen Launen und Schwächen, nicht ohne wohlthätiges, weibliches Mitgefühl für Nothleidende war, dem armen Fräulein geneigt zu machen. Emilie erlangte die Aufnahme in ein Haus, welches, meinem Bedünken

nach, gerade die rechte Schule für sie darbot. Eine Tochter wäre dort leicht verdorben; doch die, aus Barmherzigkeit angenommene Waise, blieb der Gefahr nicht ausgesetzt, verzogen zu werden. Vielmehr war vorherzusehen, daß man sie eher zu viel als zu wenig mit häuslicher Arbeit beschäftigen würde; wobei es ihr gleichwohl nicht an Gelegenheit fehlen konnte, von der Art und Sitte der feinen großen Cirkel so viel abzulernen, als sie in ihren Verhältnissen zum künftigen Fortkommen bedurfte.

Ich hatte mich nicht verrechnet. Emilie wurde, wiewohl unter manchen bittren Erfahrungen, ein Engel an Milde, ein Muster weiblichen Fleißes. Dabei blieb sie mitten unter den erkünstelten Verhältnissen vornehmer Umgebungen, eine treue Tochter der frommen Natur.

So fand sie Ferdinand von seiner großen Reise heimkehrend. Er hatte viel gesehen, wohl auch Manches gelernt; nur Eines nicht:

— „sich zu beherrschen.“ — Die ungestümen Forderungen eines leidenschaftlichen Charakters den weisen Anschlägen des kühlen Verstandes zu unterwerfen, das hatte seine Schule ihn noch nicht gelehrt. Wie hätte er da dem mächtigen Eindruck widerstehen wollen, ja sogar widerstehen können, den Emilie auf ihn machen mußte? Sie, die so liebreizend durch blühende Schönheit war, als sie durch die Verlassenheit ihrer Lage, und durch die daraus hervorgehende stille Demuth anziehend wurde!

Wohl mag das Fräulein im Gefühl der großen Hindernisse, welche einer Verbindung mit dem Sohne dieses stolzen Hauses entgegenstanden, seine schnell heranwachsende Leidenschaft lange zurückgewiesen haben: war es aber diesem so gefühlvollen, aller Verstellung fremden Herzen, das noch keine Romanenliebelei entkräftet hatte, wohl zuzumuthen, immer unempfindlich zu bleiben bei den Liebesbewerbungen des jungen, schönen, für sie glühenden Mannes?

Die Entdeckung ihres Verständnisses, welches sie ohnehin nicht vorsichtig zu verbergen wußten, fiel gerade in eine Zeit, wo der alte Freiherr alles ins Spiel setzte, eine Gräfin, reich an Geld und Gütern, doch desto ärmer an Reiz und Tugend, — für des Sohnes Hand zu gewinnen; die Einwilligung desselben als unzweifelhaft voraussetzend. So glänzende Hoffnungen konnten nicht getäuscht werden, ohne die heftigsten Stürme im Hausfrieden zu erregen. Der Vater, — ohnedieß jetzt selten freundlich gestimmt, — entbrannte zum flammenden Zorn; wie denn eine unechte verzärtelnde Vaterliebe niemals in solchen Proben besteht. Der Sohn aber fühlte sich durch den ungewohnten Widerstand nur um so stärker zur Erreichung seines Zieles gereizt. Die Mutter, vom Gemahl nicht minder heftig bedroht, neigte eben deshalb sich auf des Sohnes Seite, ohne darum seiner Geliebten die eigne Kränkung weniger entgelten zu lassen. Am meisten litt sie, die Liebe und

Haß zugleich bestürmten. Umsonst erklärte sie, jedem Anspruch auf Ferdinands Hand entsagen und das Freiherrliche Haus auf immer verlassen zu wollen, denn der leidenschaftliche Jüngling drohte, den Treubruch gewaltsam an sich selbst zu rächen.

Schwerlich möchte bei so feindlicher Zusammenstellung ungleichartiger Menschen irgend ein gütliches Uebereinkommen jemals möglich gewesen seyn, hätte nicht der Tod unerwartet den festgeschürzten Knoten gelöst. Das schnelle Hinscheiden des alten Freiherrn war ohne Zweifel durch die heftigen Gemüthsbewegungen seines wilden herrischen Sinnes herbeigeführt; ihm folgte die Gattin, längst schon kränkelnd, nach wenigen Monden nach; und Ferdinand führte, sobald der Anstand die Trauerzeit abzukürzen erlaubte, seine Emilie zum Altare.

Der nun erlangten Unabhängigkeit und des ersehnten Liebesglücks genoß er ganz auf seine Weise. Ein Mann, wie Bruneck da-

mals war, liebt nicht, sondern er hetzt an; er ist nicht glücklich, sondern überselig. Er treibt mit einem Worte jedes Gefühl zu jenem glühenden Wärmegrad hinauf, wo sich's zu verflüchtigen anfängt.

Schon ehe ein Jahr verlaufen war, fand ich seinen Freudenhimmel merklich umwölkt. Allerdings war es ein sorgenweckender Umstand, daß er mit der Uebernahme des väterlichen Vermögens, auch zugleich in die väterlichen Schulden eintreten mußte, deren Größe der junge lebelustige Mann kaum bedacht, geschweige denn berechnet hatte. Umsonst versuchte Emilie, so weit nur immer ihr Wirkungskreis reichte, durch Einschränkungen aller Art ein tröstlicheres Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen. Auch die genauste Berechnung scheiterte oft an der thörichten Unenthaltsamkeit, die sich nun einmal nicht bequemen wollte, den alten freiherrlichen Familienprunkwagen in einem neuen engeren Geleise gehen zu lassen.

So mußte er denn am Ende wohl ganz ins Stocken gerathen, als Niemand mehr borgen, und Jedermann bezahlt seyn wollte!

Nun sollte der alte Wahlheim rathen, dessen treue Warnungen bisher kaum gehört, und niemals beachtet worden. — Aus der genaueren Durchsicht aller übergebenen Papiere that sich mir bald kund, daß Hainfelden nur noch scheinbar der Familie gehöre, und daß dem gänzlichen Umsturze vorzubeugen, blos das kleinere Gütchen gerettet werden müsse, das fern von der Residenz, wenig von der Herrschaft besucht und fast verachtet in einer abgeschiedenen Gebirgsgegend lag; — dasselbe Oertchen, wo es Dir mein Sohn, jetzt so wohl gefällt.

Bruneck war nicht wenig betroffen, als ich ihm diesen Rechnungsabschluß vorlegte. Das hatte er doch nicht erwartet!

Einem Weltmanne, der in den Freuden und Zerstreuungen des großstädtischen Lebens so ganz eingebürgert ist, den Rath ertheilen:

»dieſes vorerſt völlig aufzugeben, um den verfallenen einſamen Ritterſitz ſeiner Ahnen zu beziehn,« — das heißt wohl nicht viel weniger, als: Adam aus dem Paradieſe treiben und ihm die Harke in die müßige Hand geben! — Auf keine Weiſe gehört die Rolle des Engels mit dem feurigen Schwerdt zu den angenehmen und dankbaren.

So begreift ſich denn leicht, daß der ſchonungsloſe Rathgeber, den der Freiherr ſelbſt gewählt hatte, anfangs kein Gehör fand und faſt unfreundlich entlaſſen wurde. Allein er ließ beim Rückzuge eine alliirte Macht auf dem Kampfplatze zurück, die ihn dennoch zu behaupten wußte.

Emilie hatte ſchnell und mit Wärme ſich auf meine Seite geneigt. Gerade in dem bittern Mittel erblickte ſie die wirkſamſte Heilkraft für den alten Familienſchaden. Sie ſelbſt verlebte einſt ihre kindlichen Jahre mit der Mutter in ländlicher Zurückgezogenheit. Dieſe würdige Wittwe, ohne Mittel, ſich

die Freuden der Stadtbewohner zu verschaffen, hatte Emilien früh gewöhnt, jene einfacheren Genüsse lieb zu gewinnen, an die man spätherhin selbst in den rauschendsten Ergötzlichkeiten der großen Welt immer mit stiller Sehnsucht zurückdenkt. Hatte sie auch ihre ärmlich beschränkte Lage mit einer scheinbar glänzenden vertauscht, und dem verführerischen Reiz der Neuheit nicht völlig widerstanden; so traten doch jetzt die neuen Verhältnisse, als allmählig ein Schleier nach dem andern sank, in ihrer wahren Gestalt vor den klaren, reinen Blick der edlen Frau. Schon konnte sie nicht mehr, ohne zu seufzen, an die heimliche Flur ihres Dörfleins zurückdenken. Die dort wohnende friedliche Ruhe war so vielfach gestört und verbittert, da an ihre Stelle die unendlichen Plagen jener Assembleen, Cercles, Courtage und Visiten-Stunden traten, die so fremdartig, wie ihre Namen, sich ins deutsche Leben eingedrängt haben. — Zu den immer vermehrten Besorg-

niſſen eines nahen Verfalls aller dieſer Herrlichkeiten geſellte ſich eine noch weit größere. Emilie fühlte nämlich, daß da, wo geſteigerter Sinnengenuß zum Bedürfniß, und Wechſel zum Geſetz wird, und wo der Reiz der Neuheit ſeine Forderungen weit über die Granzen einer einfachen Alltagsmoral hinüber treibt, — daß in ſolchem Treiben und Genießen ſie ſich des Gatten Herz wohl nicht auf immer treu und ungetheilt zu erhalten hoffen dürfe. Man braucht aber gerade nicht der feinſte Kenner des weiblichen Herzens zu ſein, um ſchon in dieſer Ahnung allein den Bewegungsgrund zu erkennen, der Emilien zu einer Bundesgenoſſin des alten Hausfreundes machte, den ſie ohnehin ihr Väterchen zu nennen gewohnt war.

Ein anderer glücklicher Umſtand förderte unſre Sache merklich. — Es hatte ſich nämlich zu jener Zeit zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Günſtling ein bedeutender Wechſel der Temperatur eingeſtellt. Von den angenehm-

ken Wärmegraden war sie plötzlich bis fast zum Eispunkte herabgegangen. Vielleicht, weil Se. Durchlaucht billiges Bedenken trug, den kundwerdenden Defekt der Bruneck'schen Familienkasse aus der eigenen Schatulle zu decken; vielleicht auch, — wie Manche sich ins Ohr sagten, — weil die damalige Geliebte des Gebieters außer demselben auch noch unsern Freiherrn liebenswürdig gefunden, und dieser nicht abgeneigt geschienen hatte, so schmeichelhafte Gesinnungen zu erwiedern, wie es einem feinen Welt- und Hofmanne ziemt.

Mag nun Eines oder Beides mehr als Vermuthung und Gerücht sein; genug, Bruneck kam jetzt selbst auf die früher verworfenen Vorschläge zurück. Er genehmigte, obwohl mißlaunig und düster gestimmt, am Ende alles.

„Es sei!“ rief er Emilien zu, die ihn für seine Einwilligung mit Liebkosungen überhäufte. „Wir reisen, sobald die An-

gelegenheiten hier geordnet ſind. Bis dahin kann ich mich doch wenigſtens für Dich freuen, daß Du jenes graue Neſt noch nicht kennſt, wo wir uns vergraben ſollen.“

Das mir abgeforderte Verſprechen, bei der Familie treu auszuhalten, gab ich mit Freuden. Schon nach wenigen Wochen hatte Hainfelden einen neuen Herrn, und dieſer einen neuen Amtmann. Auch in der Reſidenz ward das entbehrlichgewordene Haus verkauft, und die dringendſten Gläubiger alle befriedigt. Nicht ſonderlich vermißt und beklagt, ſchied der letzte Sprößling dieſer Familie aus einer Stadt, deren Glanz zu mehren ſie ſich ihr Beſtes hatte koſten laſſen.“

Der Erzähler verſetzte ſich hier lebhaft in manche Vorfälle jener Reiſe zurück, und gab dabei, in gewohnter Weiſe, mancherlei Bemerkungen zum Beſten, die ſein Zuhörer, — ſo groſſes Intereſſe er auch daran genommen, — hier übergehen, und nur im Allgemei-

gen anführen zu müſſen glaubt: daß Wahlheim nur zu oft Veranlaſſung fand, über die Gemüthsſtimmung jenes, wenn auch nicht bösartigen, doch ziemlich verzogenen Sohnes des großen Weltlebens in heimliche Beſorgniſſe zu gerathen, welche jedoch durch die beſonnene Behandlung ſeiner edlen Gattin immer wieder einer köſtlicheren Hoffnung Platz machten.

„Du ſchilderteſt mir vorhin Deine freudige Ueberraſchung," — ſo fuhr mein väterlicher Freund in ſeiner Erzählung fort, „als Du über das rauhe dunkle Gebirg her, in unſer kleines fleiſſig angebautes Thälchen eintratſt. Die größtentheils neuen, oder doch neubekleideten, reinlichen Häuschen zwiſchen wohlgehaltenen Baumgärten verglichſt Du mit einiger poetiſcher Freiheit einer Geſellſchaft feſtlich geputzter, im Grünen ruhenden Dorfſchönen, denen man es gleich anſehe, wie ihnen ſo innerlich wohl ſei; und Brunecks alte Burg, von den Blumenbeeten des ſchönen

Berggartens eingefaßt, kam Dir wie ein ehrwürdiger Greis vor, den fröhliche Kinder umspielen. Zu solchen freundlichen Bildern möchtest Du Dich freilich wohl nicht begeistert gefühlt haben, wenn Du damals Deinen Einzug mit uns gehalten hättest!«

»Und warum nicht?« mußte ich ihn unterbrechen. »Hätte ich doch jene Stunde als einen Sonnenaufgang malen dürfen, in welcher dort über den östlichen Hügel her das treue Mutterauge der besten Frau einem armen verwaisten Erdfleckchen tröstend erschien!«

»Wohl mit allem Rechte!« nahm Wahlheim wieder das Wort. »Nur war diese Sonne damals mit so trüben Wolken umgeben, daß ihre Strahlen nicht sogleich lichten, warmen Segen herabsenden konnten. Uebrigens war es auch keine Morgen- sondern eine dämmernde Abendstunde, in welcher wir nach den unangenehmen Reisetagen das Ziel derselben erreichten.

Der leere Wagen schwankte in elenden

Wegen langsam den Berg herunter; denn wir hielten es für rathsamer, auszusteigen, und zogen längs dem Hohlwege, schweigend hinter einander fort, dem Dörfchen zu, das mit seinen verwitterten Strohhütten das dunkle, kahl dastehende Bruneck'sche Stammschloß weder stattlich noch malerisch umgab. Jetzt, — wo wir aus dem Buschholze auf einen offenen Platz gelangten, lag es hart vor unsern Blicken am Fuße des Hügels da. Die Reisegefährten sahen es mit jener Neugierde und seltsamen Mischung von Hoffnungen, Besorgnissen und Wünschen an, womit wir gewöhnlich ein Erdfleckchen zum erstenmale erblicken, auf welchem wir fortan leben, vielleicht auch sterben sollen.

„Guten Abend denn!" unterbrach Emilie das allgemeine Schweigen: „Guten Abend mein liebes Bruneck!" „Sieh doch," setzte sie nach einer Weile hinzu; „Ich finde das Nestchen, wie Du es immer zu nennen

beliebst, doch weit wohnlicher, als mich Deine Schilderung erwarten ließ.“

„Ach!“ seufzte Ferdinand: „ich aber finde es noch weit unter dem Bilde, das ich aus meiner Knabenzeit mit herüber nahm! Jenen finstren, thurmähnlichen Bau hatte die gern verschönernde Phantasie wirklich zu einem Schlosse gestaltet, wie ich es ehedem von den armen Dörflern nennen gehört. Den engen düstern Grund hatte sie zum Thal erweitert; aus jener schmutzigen, von alten krummen Weiden umstandenen Lache, war ein Teich geworden. „Und laßt uns nur,“ fuhr er immer bittrer fort, „laßt uns erst unsern stattlichen Einzug halten in diesen ehrwürdigen Ahnensitz! — Zu Fuße, versteht sich! Denn wer möchte bei solchen Höllenwegen im Reisewagen bleiben? Ist er doch ohnehin vermuthlich zu groß, um die enge finstre Thorfahrt passiren zu können, und muß zuvor abgetakelt werden. — Laßt uns

nur erst wohnen in den öden, von kleinen Mauerlöchern dürftig erhellten Gemächern.."

„Halt!" rief Emilie, indem sie mit der zarten Hand des mißmuthigen Redners Mund bedeckte: „Dieses arme Oertchen, Freund, gehört zur Hälfte mein, und ich lasse mir meinen Antheil nicht so verunglimpfen!"

Doch vergebens suchte das holde Weib den schon zu tief gewurzelten Unmuth hinwegzuscherzen. Bruneck hörte zwar auf, ihn durch Worte auszulassen, blieb aber düster gestimmt; ja, er wurde es nur noch mehr, als wir vor dem Schlosse anlangten, und uns von einem Häuflein freiherrlicher Unterthanen unbeholfen genug, doch gewiß nicht ohne Treuherzigkeit, empfangen sahen. Ein alter, schwerhörender Hausvogt leuchtete uns die steile Wendeltreppe hinauf durch lange, schmale Gänge hindurch zu den herrschaftlichen Zimmern, die man in der Eile freilich nur nothdürftig in wohnbaren Stand gesetzt hatte. Emilie blickte mich auf diesem Wege ein-

mal mit einem faſt wehmüthigen Lächeln an. Und dieß war das einzige Zeichen, wodurch ſie es jemals kund gegeben, daß auch ſie an Ferdinands verlornes Paradies zurückdenke. Die altfränkiſchen, mit urväterlichen Geräthſchaften verſehenen Gemächer waren in der That ein allzuauffallendes Gegenbild zu den räumigen, hellen, geſchmackvoll verzierten Zimmern des verlaſſenen Hauſes! Selbſt die höchſte Reſignation mußte wenigſtens der erſte Eindruck erſchüttern.

Fühlte man ſich aber in dieſen Mauern beklemmt, ſo war, was man auſſerhalb derſelben erblickte, wohl noch weniger geeignet, die Bruſt wieder zu erweitern und den Blick aufzuhellen. Seit vielen Jahren von der Gutsherrſchaft ſtiefmütterlich behandelt, befand ſich Ordnung, Unterricht und Wohlſtand des Oertchens im tiefſten Verfall. Die kleine Flur war elend bewirthſchaftet; ehmals bebaute Aecker lagen jetzt saatlos; Diſteln und

Dornenhecken rückten immer dreister auf den verlassenen Feldern vorwärts.

Ehre dem Herzen, das dieser traurigen Verödung eine heitre Seite abzugewinnen wußte! — Emilie vermochte es! — Noch steht aus jener Zeit eine Stunde so lebhaft vor meiner Erinnerung, als wäre sie aus dem gestrigen Tage genommen.

Der Baron, der die gewohnten, städtischen Zerstreuungen durch häufige Jagden zu ersetzen suchte, zog gerade im Forste umher, während seine Gattin mit mir einen Spaziergang durch die Feldflur gemacht hatte, auch hier und da in einer Hütte des Dorfes eingekehrt war, um sich mit den Bewohnern und ihren Bedürfnissen bekannt zu machen. Bei unsrer Heimkehr über die Höhe des Schloßberges, den damals nur wüstes Gestrüppe bedeckte, standen wir, noch einmal das Thal überschauend, still. Emilie schien in tiefes Nachdenken versenkt, das ich nicht durch Worte stören wollte. Die Sonne ging am klaren

Abendhimmel über den Tannenwald hinab. Ich hielt es für die Blendung ihrer letzten Strahlen, als Emilie die Augen hinter dem Taschentuche verbarg, entdeckte aber bald, daß sie von Thränen überflossen.

„Sie weinen, edle Frau?“ fragte ich theilnehmend, „sollte dieser Abend nicht zu heiter sein für die Zeichen des Kummers?“

„Ach! es sind wohl Freudenthränen!“ erwiederte sie leise; „so, wie in diesem Augenblick, habe ich das Glück noch nie empfunden, welches die Vorsehung uns beschied.“ Mit steigender Wärme verglich sie nun das bisherige Stadtleben, wo Zeit und Kräfte für werthlosen Tand vergeudet werden, mit der einfachen nützlichen Wirksamkeit, zu welcher sie jetzt die Pflicht gerufen. Wie ein Meister schon im formlosen Block die edlen Gestalten erblickt, die sein Meisel aus ihm hervorzurufen vermag, so wurde schon jetzt vor dem Blick dieser schönen Seele das dürftige Thälchen zu einem Paradies des Segens.

Mit einer Freude, die auch mich zu Thränen rührte, half ich ihr das schöne Bild ausmalen. Nur hielt ich es zugleich für Pflicht, sie auf die mannigfaltigen Hindernisse aufmerksam zu machen, die sich gewöhnlich allen Verbesserungen entgegenzusetzen pflegen.

Emilie fand diese Hindernisse hauptsächlich in der Unzugänglichkeit der Mittel; ich hingegen, — wiewohl ich es nur von ferne andeutete, — in des Gemahls höchst ungünstiger Gemüthsstimmung. Zu solchen Umwandlungen, die nur nach Jahren bewirkt werden, gehört Ausdauer; vor allem aber: Kraft und Heiterkeit des Geistes. Er aber lebte fortdauernd mit seiner nun einmal verwöhnten Phantasie in ganz andern Kreisen des Lebens; vermochte immer weniger einer so freudenarmen Zurückgezogenheit, die ihm fast Verbannung galt, irgend eine tröstliche Seite abzugewinnen. Dabei drohte sein noch unbesiegter Hang zu unverhältnißmäßigem Aufwande mit neuer Schuldenlast, die denn

zuletzt doch den gänzlichen Vorfall bewirken mußte. Die kleine Kasse war oft erschöpft durch Befriedigung seiner Liebhabereien, wohin z. B. Pferde, Gewehre, auch mancherlei Kunstgegenstände gehörten, die er jedoch mehr zu sammeln, als zu genießen verstand. Seinen milden Gaben fehlte es an jener innern Liebe, die erst die Wohlthat recht wohlthätig macht. Die Jagdlust, — mäßig und besonnen geübt, gewiß ein männliches, die Gesundheit förderndes Vergnügen! — bemeisterte sich seiner zu sehr, so daß man wohl sah, wie diese Waidzüge ihm als Zuflucht gegen die verhaßte Einsamkeit seines Hauses dienten. Auch gesellten sich, eben um dieser Leidenschaft willen, mehrere Jagdfreunde aus der Umgegend zu ihm, welche eben nicht im Rufe guter Sitten standen.

So von verschiedenen Seiten her gelockt und bedrängt, war Ferdinands schwankender Charakter höchstwahrscheinlich einer fortschreitenden Verschlechterung ausgesetzt, ohne die

Macht der edelsten weiblichen Liebe. — Wie diese Schutzgöttin unermüdet wachte, und — niemals dem weiblichen Wirkungskreise unbescheiden entweichend, — den irrenden Freund zurückhielt; wie sie durch treue Beharrlichkeit mit so geringen Mitteln so viel geleistet, und allmählig zugleich mit der sittlichen Veredlung auch den äußern Wohlstand ihrer Pfleglinge hob: das alles wäre wohl einer umständlicheren Erzählung werth. — Jetzt aber habe ich Dich nur noch vor jenes Madonnenbild hinzustellen, welches die gegenwärtige veranlaßt, und vorhin Deine Neugierde geweckt hat.

Es war im Spätherbste des zweiten hier verlebten Jahres, als mir der Freiherr den Auftrag ertheilte, ihm aus einer Kunsthandlung der Residenz eine Madonna zu verschaffen, welche nach Leonardo da Vinci ein berühmter italienischer Kupferstecher geliefert hatte.

Emilie liebte die Marienbilder guter

Meister mit Innigkeit und hielt mehrere, n Kupferstich ausgeführte Darstellungen der eiligen Familie, für den schönsten Schmuck res Zimmers. Das jetzt bestellte Blatt hatte e früherhin in der Sammlung eines Kenners ezaubert, und den unverhehlten Wunsch, zu besitzen, bei ihr geweckt. Darum war ihr nun als Christgeschenk vom Gemahl zu- dacht worden.

Auch ich war einst ein leidenschaftlicher ammler und, nicht ohne theures Lehrgeld, nigermaßen Kenner. Daher erinnerte ich ich wohl, daß jener Kupferstich, seiner eltenheit wegen, fast einem Gemälde gleich n Preise stehe. Diese Bemerkung hatte ich reits dem Baron ohne weiteren Erfolg mit- theilt; wie er denn nun einmal gegen schon faßte Ideen nicht leicht Einwendungen er- ig. So schien es mir denn Gewissenssache sein, Emilien den wohlgemeinten, nur zutheuren Wunsch ihres Gatten zu ent-

decken, um durch ihre Vermittelung ihn vielleicht noch abzulenken.

Sie schlug, als ich ihr den wahrscheinlichen Preis des Stückes nannte, die Hände erschrocken zusammen. »Unmöglich!« rief sie aus; »Eine so große Ausgabe für mich, und jetzt, wo der begonnene Schulbau größeren Aufwand und größere Einschränkung nöthig macht! — Nein! bestellen Sie das Blatt noch nicht; ich bringe Ihnen gewiß bessere Entscheidung!«

In der That erfolgte sie schon am folgenden Tage; — vorbereitet durch eine Erzählung, welche die holde Frau in unser Tischgespräch einzuflechten wußte.

»Am Ende des Dorfes,« so erzählte sie, »liegt ein kleines Haus, das längst schon meine Aufmerksamkeit erregte. Sein Gärtchen mit dem angränzenden Acker war mit ungewöhnlicher Sorgfalt bearbeitet, und rings um die Hütte her, bemerkte man ähnliche Spuren des regsamsten Fleißes und

groſser Ordnungsliebe. Ein junges, wohlgestaltetes Weib schien die Seele des kleinen Hauswesens zu sein. Auſser ihr wurde ich nur bisweilen einen Greis gewahr, dessen Geschäft sich besonders darauf beschränken mochte, zwei allerliebste rothwangige Knaben in groſsväterlicher Aufsicht zu erhalten, so lange die Mutter an der Arbeit war. Sie aber trug gewöhnlich selbst noch ein zartes Knäbchen auf dem Arme, oder hatte es spielend neben sich auf dem Boden.«

»Seit einigen Wochen fand ichs so still und todt um das Häuschen her, daſs ich endlich im Vorübergehn bei einer Nachbarin Erkundigung einzog; — gerade zur rechten Zeit! Denn die eingeholte Nachricht bewog mich, sogleich selbst bei dem jungen Weibe einzutreten.«

»Eine so kurze Zeit hatte groſse Verheerung in dem einfachen Glück dieser armen Leute angerichtet! Die Mutter saſs, ihr Kleinstes auf dem Schoose haltend, mit abgehärm-

ten Wangen zwischen den Betten der beiden älteren Knaben, welche in heftigem Fieber mit halboffenen Augen und verdorrten Lippen kaum noch kenntlich dalagen. Am Tische saß trübselig der ehrwürdige Großvater, sein graues Haupt auf die Hand stützend. Vor ihm war ein Gebetbuch aufgeschlagen, — ohne Zweifel ein treuer Gefährte seines langen mühseligen Lebens, bei dem er nun auch jetzt Trost und Hoffnung suchte.»

„Gott zum Gruß, liebe Frau!“ sprach ich näher tretend, da mich Niemand zu bemerken schien. Sie fuhr wie aus einem Traume, doch froh erschrocken, auf; denn nirgends auf Erden ist ein Gast willkommener, als ein theilnehmendes Herz in der Hütte des Elendes. — Gottlob! Nach kurzer Erkundigung konnte ich den Bekümmerten Trost zusprechen. Die Krankheit war unter den Kindern der Gegend herrschend; die Natur der beiden Knaben kräftig, und es ließ sich von der schnellen Anwendung der rechten Mittel

auch schnelle Hülfe erwarten. Der Arzt, den ich sogleich aus dem nächsten Städtchen herbeiholen ließ, bestätigte meinen Trost und führte bald die Genesung herbei.«

»Reichlich lohnte sich die kleine Mühe meines Krankenbesuchs nicht blos durch diesen günstigen Erfolg; ich lernte zugleich in Margarethen ein gar braves Weib näher kennen, die ich nun zu meinen Freundinnen zähle. Als ich nämlich, während ein Diener zur Herbeirufung des Arztes forteilte, vor der bekümmerten Wärterin saß, um ihr die Zeit der immer noch bangen Erwartung durch theilnehmendes Gespräch zu kürzen, erfuhr ich, daß jener Alte ihr Schwiegervater sei, und sie ihren Gatten durch einen fast zu harten Schlag des Schicksals verloren habe. Ein Baum, den er fällte, ergriff den Armen im Sinken und zerschmetterte ihm die Füße. Nach langem schwerem Leiden mißlang dennoch die Heilung und Margaretha ward zur hülflosen Wittwe.

»Arme Mutter von drei Kindern!« sprach ich innig gerührt; »wie oft wirst Du in Sorgen gewacht haben, seit der Versorger schläft!«

»Gottes Segen hat bis hierher geholfen,« erwiederte sie: »Nun aber will es nirgends mehr zulangen; und die Knaben hängen mir doch so am Herzen! Ich bin, — setzte sie erläuternd hinzu, — nur dieses kleinsten Kindes Mutter. Die beiden Bübchen hatte mein seliger Mann als arme Waisen zu sich genommen, als ihnen die Aeltern hier in der Nachbarschaft am bösen Fieber gestorben waren. Ach, ich habe sie darum nur um so lieber!« seufzte sie, mit neu hervorbrechenden Thränen sich zu den Kranken niederbückend.

»Mich erfüllte hohe Ehrerbietung vor dieser armen großmüthigen Ernährerin der Waisen, welcher das Geschick doch selbst den Ernährer genommen hatte. Mit Gefühlen, die keine Worte ausdrückten, schloß ich sie in meine Arme und küßte ihr die hohe Stirne.

Und als ſie verlegen in tiefer Demuth es gar nicht zu deuten wußte, da ſagte ichs ihr: es ſolle das Zeichen ſein, daß ich ſie zu meiner Freundin aufgenommen habe.«

Emilie ſchwieg, von der rührenden Erinnerung überwältigt; und auf den Baron ſchien die Erzählung einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als er ſonſt wohl ſeit einiger Zeit zu zeigen gewohnt war. Er erbot ſich zu jeder möglichen Beihülfe, und machte es ſo Emilien leicht, die Bitte anzuknüpfen: »mit dem ihr zugedachten Weihnachtsgeſchenk jene würdigen Armen unterſtützen zu dürfen.«

Bruneck warf einen halb fragenden, halb unwilligen Blick auf mich, in dem er den Verräther ahnete. Doch wie hätte er ſo edelmüthigem Verlangen widerſtehen, oder auch Groll gegen mich hegen können, deſſen gute Abſicht ihm bald genug einleuchten mußte! Kurz, die theure Madonna ward beim Kunſthändler nicht beſtellt, dagegen aber mit ei-

nem Theile des Werthes die brave Margaretha aller dringenden Noth entladen.

Wie seltsam mußte sichs aber fügen, daß Emilie dem Gemahl ein weit werthvolleres Madonnenbild als Gegengeschenk für jenes machen konnte, dem sie entsagt hatte! —

Es war am Vorabend des Weihnachtsfestes, als ich in der Dämmerung auf meinem Stübchen saß, die Heiligkeit der Zeit, die schnelle Flucht der Tage und der längst geschiedenen Kinderjahre, die Einsamkeit des Alters, und wer kann es nennen, was sonst noch! — bei mir übersann, da trat überraschend die Baronesse zu mir herein. In geschäftiger Eile bat sie mich, an einer Freude theil zu nehmen, die sie sich (das hieß gewöhnlich: Andern) bereitet habe.

Es war nämlich die Waisenmutter Margaretha mit ihrer ganzen Familie von der edlen Freundin neu gekleidet worden, und Alle hatten sich jetzt im Schlosse versammelt, um noch ein Geschenk für die Kinder, in den

fröhlichen Lichtern des Christbaumes schimmernd zu empfangen.

Emilie erkundigte sich bei mir zugleich dringend nach der Zurückkunft Ferdinands, der heute Morgens einen Jagdfreund besucht, und bis jetzt sein Versprechen frühzeitiger Heimkehr nicht erfüllt hatte.

Nachdem ich den Baron noch eine Weile vergebens erwartete, eilte ich hinab in das bestimmte Zimmer; denn ich sehnte mich recht nach dem lieben Schimmer eines so viele Jahre nicht gesehenen Christbaumes.

Es war ein hohes Gewölbe, mit buntfarbigen Bogenfenstern versehen, und hatte ehemals den Schloßbewohnern zur Kapelle gedient. In der Folge, als man im anwachsenden Dörfchen ein Bethaus erbaute, war es zur Vorrathskammer herabgesunken. Emilie, die noch selbst in dieser Entweihung der Kapelle, den frommen Sinn der Vorfahren ehrte, ließ den Raum sorgfaltig säubern und in seiner ehemaligen Gestalt her-

ſtellen. Zu einem, ihrer ſtillen häuslichen Andacht geweihten Orte ſollte es künftig dienen.

Im vorderen Raume zu beiden Seiten der Thüre ſtützten zwei hohe Pfeiler das Spitzgewölbe. Beide waren durch einen Betſtuhl verbunden, dem der einfache, ſchwarzumhangene Altar noch völlig erhalten gegenüber ſtand. Auf demſelben flammten ſchon, als ich eintrat, zwei Chriſtbäumchen mit ihren kleinen bunten Lichtern. Die ſchöne Margaretha ſtand, ihr holdes Knäblein im neuen lichtblauen Mantel haltend, auf der Erhöhung zwiſchen den glänzenden Weihnachtsbäumchen, und ſpähte zärtlich in den Augen des Kindes, ob wohl ſchon ein Gefühl für dieſe Chriſtfreude aus ihnen hervorleuchte?

Ihr zur Seite, am Fuß des Altares, blickte Emilie in rührender Mitfreude zu ihr hinauf. Auf der andern Seite ſtand der graue Großvater mit gefalteten, wie zum Dankgebet gehobenen Händen. Vor dem Altare hielten ſich die beiden Waiſenknaben brüder-

lich umschlungen, und ergetzten sich an den herrlichen Bildern der bescherten Bücher.

Aus dem finstern Gange hereintretend, war ich Anfangs geblendet; aber um so freudiger überrascht, als die Schönheit dieses Altarbildes mir in seiner vollen Klarheit aufging. Ein lauter Aufruf des frohen Erstaunens verrieth Emilien meine unbemerkt gebliebene Gegenwart. Sie wendete sich fragend nach mir um; doch in diesem Augenblick hörte ich des zurückkehrenden Ferdinands Wagen durch die Thorfahrt rollen, und behielt kaum Zeit genug übrig, der edlen Meisterin des Bildes die Erklärung meines Staunens, und zugleich einige bittende Worte zu geben, deren Gewährung sie mir lächelnd zuwinkte; dann eilte ich, den Ankommenden zu gleichfroher Ueberraschung herbeizuholen.

Bruneck hatte von diesem lange herabgewürdigten, nun wieder so schön geweihten Gemache seines Hauses kaum etwas gewußt, und

trat schon deshalb mit Befremdung aus der kleinen dunkeln Pforte herein.

Alle Personen des hellerleuchteten Hintergrundes hatten auf Emiliens Anordnung ihre Stellung so genommen, daß sie jener Idee, die ich ihr eilig mitgetheilt, noch täuschender entsprachen.

Die Blicke des Eintretenden klärten sich freudig auf vor der unerwarteten Erscheinung; dann aber verbreitete sich eine hohe Rührung über seine Züge. Diese heilige Familie schwebte wie in himmlischer Verklärung vor ihm. Es lag aber, er wußte selbst nicht welches, nur noch geahnete höhere Entzücken im Anschauen dieser Weihnachtsfeier, gerade, wie es mir selbst bei meinem ersten Eintritt auch geschah.

Noch ein Blick, — und jetzt stand plötzlich in seiner ergreifenden Herrlichkeit das Bild aller Bilder, die Raphaelische Madonna des heiligen Sixtus, vor ihm

da, vor welchem wir früherhin einigemal in der Dresdner Gallerie begeistert geweilt hatten.

Und welche Wirklichkeit mischte sich hier mit der Erinnerung des ehmals empfundenen Kunstzaubers! — Die Innigkeit heiliger Freude; die Wonne zarter Mutterliebe; der Engelblick kindlicher Unschuld; das Dankgebet eines frommen Greises; die bescheidne Anmuth weiblicher Tugendwürde: — nirgends Schein! Ueberall selige Wahrheit der Natur! Und das Ganze magisch überglänzt vom strahlenden Schimmer des Christbaums, — dieser Paradiesespflanze unsres Jugendlebens, die schon allein, wo wir sie erblicken, jenes heimathliche Land der Unschuld vor dem sehnenden Herzen aufgehen läßt! — Und in diesem Glanze stand vor unsrem Ferdinand in hoher Schönheit die Schöpferin solcher Freuden, mit bescheidener Demuth niederblickend, wie dort bei Raphael die heilige Barbara; und es war seine, — seine Emilie!

Vom Gefühl überwältigt, sank er, dem

Bilde gegenüber, in den Betstuhl hin. Er breitete die Arme gegen die himmlische Erscheinung aus, als fürchtete er, sie könne ihm entschweben zu den seligen Bewohnern einer bessern Welt. »O du Geliebte, du Heilige!« rief er mit dem Ausdruck der höchsten Rührung: »O komm aus deinem Himmel und begleite mich weiter durchs Leben!«

Emilie, fast erschrocken vor der heftig bewegten Stimme, eilte schnell von den Stufen des Altars herab, und lag lange fest umschlungen in den Armen des glücklichen, des weinenden Gatten. Wir alle feierten still die heilige Vereinigung der Herzen. Mir ahnete, es müsse dieser Augenblick für immer entscheiden über Brunecks Werth und Glück.

Er hat entschieden! — Und wie er es gethan, steht hier in seinem kleinen Gebiete überall leserlich genug geschrieben. In jener gerührten Stunde legte, wie er mir später-

hin gestand, sein Herz das unverbrüchliche Gelübde ab, der Vater jener Armen zu werden, deren Leitung ihm die Vorsehung anvertraut hatte, so wie Emilie schon längst die Mutter derselben gewesen war. Sein Mißmuth, seine bittre Launen, und das unruhige Streben nach den Genüssen der großen Welt machten allmählig einer männlichen Thätigkeit und jener genügsamen Gemüthsstille Platz, welche der süße Lohn eines guten, festen, fleißigen Willens zu sein pflegt.

Von nun an kehrte der Segen sichtlich ein. Als das Christfest des folgenden Jahres heranrückte, da verkündigte es ihm die Ankunft eines kleinen holden Engels, seiner Emilie zartes Ebenbild. Es war jene Amanda, welche in leiblicher und geistiger Schönheit hier in ländlicher Stille so herrlich aufgeblüht ist, daß Du, mein Sohn, — wie mir es scheinen will, — sie heute noch des Engelnamens werth achtest.

„Und nun,“ — so endete Wahlheim aufstehend, da der heranrückende Morgen ihm dringender an das Bedürfniß der Ruhe mahnte, — „verlangst Du nun noch eine kurze Nutzanwendung nach Art der Alten, ehe wir uns gute Nacht sagen?“

„Heute nicht, mein Vater!“ erwiederte ich mit dankbarem Händedruck. „Wo die Geschichte so klar und einfach zum Herzen geht, wie Ihre Erzählung, da überschlägt man ohnehin gern die angehängte Moral. Doch ehe ich vom lieben Bruneck weiter ziehe, zeichne ich mir auf, was ich in dieser unvergeßlichen Abendstunde vernommen, und scheide dann mit der Bitte: jenen Blättern mit eigner väterlicher Hand die Schlußworte beizufügen.“

Er that es, nach acht glücklich verlebten Tagen mit folgenden Zeilen:

„Es irrt Jeder, der schon erzogen zu sein „glaubt, wenn er blos aufgehört hat, un-

»gezogen zu sein. Das Schicksal sendet »uns, bis der Scheitel grau wird, von »einer Schule zur andern; — doch seine »ausgezeichneten Günstlinge gibt es aus »der Schule der Noth unter die »Zucht der Liebe.«

4.

Bilderleben.

Wie im wechselvollen Laufe des Lebens sich ans Bild nicht selten ein Gegenbild reiht, so stellt sich auch der angenehmen Erinnerung, welche in der vorigen Erzählung mitgetheilt worden, eine andre zur Seite, worin ebenfalls ein lebendes Gemälde, doch nicht heilbringend wie dort, — in Wirksamkeit tritt.

Einer der seltenen Herbsttage, wo man weder Sommer noch Frühling zurückwünscht; wo sich die Bilder des Alters und des Todes in lauter Milde und Anmuth kleiden, so daß man sich recht inniglich ergötzen kann an dem göttlichen Gesetz der irdischen Vergänglichkeit; — einer von diesen unvergeßlichen Tagen, für welche ihr Monatsname viel zu rauh klingt, führte mich nach Wörlitz.

Die Beschreibung des Gartens und seinen Grundriß in der Hand, wies ich alle sich anbietenden Begleiter zurück, und wandelte allein auf den reingehaltenen, von schönen Rasenstücken und wohlgeordneten Pflanzungen umgrünten Wegen; bald da bald dort eine Stelle aufsuchend, wo getrennte Baumgruppen dem Auge nah und fern liebliche Ansichten darboten. Die milde klare Luft, die tiefe Sonntagsstille, das leise Rauschen der Wasser, und das noch heimlichere Flüstern der Lüfte in den rothen, zum Theil schon abgefallenen Blättern; — der blauschillernde Seespiegel, in welchem hier ein weißes Tempelchen, dort eine Fähre, mit festlichgeputzten Landleuten angefüllt; dort eine weit überhängende Thränenweide sich, — man möchte sagen, selbstgefällig, — beschauten: alles das stimmte mich so froh und dulsam, daß es mir nicht einfiel, die zusammengetragenen Felsen und kellerartigen Grotten, ja, nicht einmal den sogenannten

feuerſpeienden Berg zu bekriteln. Der Geiſt des edlen Todten, der dieſen Garten angelegt, und bis ins hohe Alter ſeine ſüßeſten Erholungen hier gefunden hatte, ſchwebte mir immer zur Seite, als wollte er mich freundlich fragen: „Wird es Dir denn nicht auch wohl in meinem kleinen Eden, wie es mir ſo oft geworden?“ Wie hätte ich den theuren Schatten mit einer Miene des Tadels, und mit jener bittern Recenſir-Laune beleidigen können, die zu Vielem Alles verlangt!

Im gothiſchen Hauſe verweilte ich lange vor den Gemälden trefflicher vorzüglich teutſcher Meiſter, die zu einem reichen Kunſtſchatze geordnet, die hohen Gemächer zieren. Vor Allen gefiel mir ein Luther von Kranach und eine Maria von Holbein, — jedes das Hauptſtück eines eignen Zimmers. Die Madonna war ohne Zweifel ehedem der Schmuck eines Hausaltares. Ein weiblicher Engel von der höchſten Anmuth; eine ſeine

Magd! — Keine andre Sprache, als die teutſche, kennt dieſen Ausdruck mit ſo bezeichnendem Sinn! —

Auf ihrem Schooße hält ſie das göttliche Kind. Leicht, wie mit zartem Flor bekleidet, beugt ſich's zu einer Weintraube nieder, die röthlich ſchimmernde Frucht mit dem Händchen berührend.

Wer ſich recht ins Anſchaun zu vertiefen wüßte, der betete gewiß am Ende ſelbſt ſo andächtig, wie die frommen Männer, Frauen, Kinder auf den Seitenflügeln dieſes Altarbildes, die göttliche Tugend in der Geſtalt mütterlicher und kindlicher Schönheit an! Ueber der Thüre ſchaute der große Guſtav Adolph in ernſter Heldenherrlichkeit hernieder.

Die Nachmittagsſonne warf ihre Strahlen durch die buntgegitterten Bogenfenſter, ſo daß bald hier bald dort ein heiliges Haupt in der Lichtkrone der Verklärung prangte.

Der alte Gärtner, ein treuer Diener des verſtorbenen Herzogs, ſaß erzählend und be-

ſchreibend neben mir in einem der älterthümlichen Seſſel, welche die Geräthſchaften dieſer, mit ſo gehaltenem Geſchmack erſonnenen und verzierten Zimmer ausmachen. Vertraulich, wie vieljährige Freunde, redeten wir von der vergangenen Zeit, aus welcher der alte Mann vielfältige, theils erfreuliche, theils ſchmerzliche Erfahrungen in ſeine einſamere Gegenwart herüber gebracht hatte. Die ganze Anlage war ſeit ihrem Entſtehen meiſt von ihm beſorgt, und, ſelbſt in gefahrvoller Zeit, auf das treuſte gepflegt worden. Denn in jenen traurigen Tagen, wo fremde Krieger in endloſen Schaaren die Gegend verheerend durchzogen, überließ der ſcheidende Fürſt ſeine lieben Wörlitzer Schätze dem unbekannten Edelmuthe unbekannter Gäſte, und dem Schutze dieſes alten Dieners. Dieſer wußte aber ſein Aufſeheramt mit ſolcher Treue und Feſtigkeit zu verwalten, daß zwar ſein eignes Wohnhaus der doppelten Plünderung nicht entging, aber keine räuberiſche

Hand den Hort des gothischen Hauses berühete, obgleich Denon selbst seine Bilder mit lüsternen Blicken durchmustert hatte.

„Oft hat es mich mit heimlicher Verwunderung erfüllt," — bemerkte der Greis bei dieser Erzählung vieler überstandener Gefahren, — „wie tobende, beutelustige Krieger, die ich hierher führen mußte, plötzlich so still wurden, und fast leise sprachen, wenn sie den himmlischen Gestalten ins hohe Angesicht blickten. Mir wollte es dann scheinen, als lebten die Heiligen und Helden und schauten drohend herab auf Alle, die mit der wilden Begierde gekommen waren, ihren stillen Tempel zu entweihn."

„Ihr damaliges Gefühl ist jetzt das meinige, erwiederte ich. Auch mir kommt es in dieser genußreichen Stunde vor, als wären wir nicht die einzigen empfindenden Wesen unter all diesen Herrlichen, und als rege sich hier überall ein geheimnißvolles Leben."

So saßen wir schwatzend zusammen; oft

auch lange schweigend und im Anschaun versenkt. — Nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl mußte ich mich endlich trennen.

»Leider kann ich mit meinem lahmen Fuße Ihnen nicht durch die Anlagen folgen! Hier aber geht der Weg zum Tempel der Flora, den Sie nicht unbesucht lassen dürfen;« — sagte der wackre Gärtner, als wir schreibend im Hofraume standen.

Wir schüttelten uns noch einmal herzlich die Hand; dann wanderte ich allein, nur von den Schattenbildern süßer Erinnerung begleitet, dem Floratempel zu. Ich stieg mit neuer Erwartung die gewundene Treppe hinan, in deren Einfassung von Felsstücken hier und da herkulanische Trümmer eingefügt sind, und auf der obersten Stufe fesselte meinen Blick fast zauberähnlich die Gestalt eines schlafenden Jünglings. Sein blondlockiges Haupt ruhte sanftgeneigt an einer Säule; vom bleichen, kindlichschönen Gesicht fielen die Haare zurück. Die herabgesunkene Hand hielt ein

Blatt mit dem Zeichenstifte. Seine Kleidung war fremdartig, die edle Gestalt war weder zu viel noch zu wenig verhüllend. Neben ihm lag aufgeschlagen eine große Mappe mit Zeichnungen, und der milde Abendwind deckte die hervorblickenden Bilder spielend auf und zu.

Wunderbare Träume schienen bei dem schönen Schläfer sich in leisen Regungen kund zu thun, denn um den zartgeformten Mund zog allmählig durch ernste Wehmuth ein heiteres verklärtes Lächeln.

Regungslos schaute ich den holden, stummen Tempelwächter an, und liebte ihn, wie ein Vater sein schuldlos unglückliches Kind, ohne mir über dieses ahnende Gefühl deutliche Rechenschaft geben zu können.

Es mochte lange gewährt haben, eh' ich den Blick vom ruhenden Maler auf seine Werke abwenden konnte. Das obere Blatt der Mappe lag mir zugekehrt. Es war eine in Farben ausgeführte Skizze der Holbein'schen

Maria, deren Urbild mir noch vom gothiſchen Hauſe her ſo lebendig vor der Seele ſtand. Die Kopie war ergreifend treu. Dieſelbe überirdiſche Liebe und Ruhe im ſtillen, gottergebenen Mutterantlitz; dieſelben ſüßgeſchloſſenen Lippen; dasſelbe ſinnig verlangende Lächeln des heiligen Knaben auf ihrem Schooße; ganz ſo herabgeneigt zur Traube, die hier etwas Symboliſches, den letzten Friedenskelch Bezeichnendes gewinnt.

»Iſt das ein Abbild, fragt' ich mich leiſe; oder iſt ihm die Königin der Frauen ſelbſt, wie jenem alten Meiſter, erſchienen? — Und welche Kunſtſchätze mag ſonſt noch dieſe Mappe umſchließen! Dürfen auch meine Blicke wohl wagen, ſich hineinzuſtehlen? Ach! ich will ſo ſanft umwenden, wie es verhin die Abendluft gethan, und will dann warten, bis der Jüngling erwacht und verzeiht!«

Wie aber kann ich beſchreiben, was ich ſah! Meine Gefühle wechſelten wie die Blät-

ter, und laſſen mir jetzt nur ein dunkles Bild der Erinnerung zurück.

Manches war nur halb ausgeführt; oft mit kaum kenntlichen Zügen angedeutet; dann wieder köſtlich ausgeführte großartige Geſtalten im vollen Zauber der Farben! Die Gegenſtände zum Theil nicht zu enträthſeln; oft ins Nebelreich der Träume bald idylliſch, bald elegiſch hinüberſpielend. Dämonen und Engel, in Wolken zerfließend; jetzt mit einander kämpfend, jetzt in unendlichen Reihen neben einander hinziehend, im leuchtenden Meer der Farben, wie Schwäne auf ſpiegelblanker Fluth.

Unter dieſen ſeltſamen Geiſterweſen, bei deren Anſchau'n man ſich in Oſſians Wolkengebilde verſetzt ſah, gab es aber auch manche klare, aus dem Leben hervortretende Menſchengeſtalten, deren Eine mir zum Nachzeichnen deutlich im Gedächtniß geblieben, da ſie oft wiederkehrte. Es war ein holdes Frauenbild, das der Meiſter überall, wo es

verkam, immer mit demselben bewundernswerthen Fleiße ausgeführt hatte. Auf Einem der Blätter erschien diese engelschöne Jungfrau mit einer dunklen Dornenkrone um die hellen Locken, und aus dem Strahlenhimmel über ihr reichte ein lächelnder Genius die Rosen herab, die dem Kranze fehlten. Auf einem andern war sie fliehend dargestellt; ein Jüngling folgte ihr, ängstlich die gerungenen Hände nach ihr ausstreckend, — ganz wie Daphne's Flucht vorgestellt zu werden pflegt. Aber durch eine seltsame Verwechslung war es hier nicht die Fliehende sondern der Verfolgende, dem sich die verwandelnden Baumsprossen an Haupt und Fingerspitzen ansetzten. — Anderswo stand sie als Königin prangend, und der Saum des wallenden Purpurmantels zerfloß in geröthetes Wölkchen. Ein Sternenkranz war ihre Königskrone; mit dem Zepter, dessen Spitze ein blaues Auge bildete, berührte sie ein schlafendes Kind auf dem Blumenboden, wäh-

rend aus dem nahen dunklen Gebüsch ein Löwenkopf grimmig hervorstarrte, und die Kralle nach dem kleinen Engel ausstreckte.

Noch einmal: — wie kann ich beschreiben, was ich sah! — Ganz im Schauen verloren hatte ich des Jünglings Erwachen nicht bemerkt, und erschrak nicht wenig, als ich bei einer zufälligen Wendung meiner Augen, die seinigen offen, freundlich und klar auf mich gerichtet sah. Vermuthlich hatte er schon eine Weile meinem Beginnen zugesehn; — dann war ihm auch gewiß mein Entzücken nicht entgangen, und wir hatten folglich schon Bekanntschaft mit einander gemacht, ehe wir uns noch Rede abgewonnen. Sogar seinen Namen wußte ich schon: »Agnolo Loratti« hatten ihn die Unterschriften einiger Zeichnungen mir genannt.

Er schien meine stumme Verlegenheit mit gutmüthigem Lächeln wahrzunehmen, und richtete einige italienische Worte an mich, welche ich, — leider ein Stümper in dieser,

mir sonst lieben Sprache! — zwar verstand, aber nur teutsch beantworten konnte. Denn nur im Nothfalle wollte ich meine Zuflucht zum Französischen nehmen. Das war jedoch nicht nöthig. Der Fremdling sprach teutsch, zwar mit fremdem Accent, doch rein und fließend.

»Sie sind ein Freund der Kunst,« redete Agnolo mich an, meine bittenden, fast hergestammelten Entschuldigungen gütig unterbrechend: »Sie sind ein Freund der Kunst, und haben darum ein natürliches Recht auf ihre Gaben.«

Leicht fügte sich nun, wechselseitig begegnend, Rede an Rede, Antwort an Frage. Eine gleiche Liebe vereinigt Männer bald, obschon eine gleiche Geliebte sie eben so leicht entzweit.

Ich erfuhr von ihm, daß er in Gesellschaft seiner Mutter von Florenz komme, und nach mancherlei, seiner Kunst geltenden Abstechern, Berlin zu besuchen gedenke.

Sein Blick war so mild und rein, seine Stimme so wohltönend, seine Worte so gemüthlich, daß ich mich ganz zu ihm hingezogen fühlte und die Stunde unsrer Bekanntschaft als die schönste meiner Reise preisen mußte. Auch verhehlte ich ihm meine Gefühle nicht und sagte es ihm nach kurzem Gespräch: daß ich mich schon befreundet zu ihm hingeneigt, ehe er noch Augen und Lippen aufgethan. — Das Wort lag mir auf der Zunge, das ihn um die Deutung seiner wunderbaren Bilder bitten wollte; doch drängte ichs noch zurück. Agnolo ward immer zutraulicher und gesprächiger. »Wir wollen heute den Rest des herrlichen Tages gemeinschaftlich genießen,« sagte er, mir die Hand reichend; »wer weiß denn, ob wir uns jemals wieder begegnen! Kommen Sie,« fuhr er fort, indem er sich erhob und seinen Bilderschatz zusammenknüpfte, »wir wandeln noch um den See, bis zur Stelle, wo die Mutter meiner wartet.«

Ich erhielt's von ihm, die Mappe tra-

gen zu dürfen, wogegen ich ihm Stock und Fernrohr ablassen mußte. So schritten wir, nachdem das antike Steinbildchen im Innern des Tempels von uns mehr gelobt als getadelt worden war, munter von dannen.

»Wie wir nur so schnell mit einander bekannt geworden sind!« sagte er im Herabsteigen: »Ich zeichnete eben an einer großen Scene, als Sie plötzlich mit glänzendem Blick neben mir saßen, und ich einen alten treuen Reisegefährten in Ihnen zu erkennen glaubte.«

Was er mit der »großen Scene« eigentlich wollte, wußt' ich mir nicht zu erklären. Eine neue Wendung des Gesprächs verdrängte meine Frage über diese dunkle Aeußerung.

Agnelo's Kenntnisse in der Kunstgeschichte ältester und neuster Zeit waren ausgebreitet und gründlich. Auch die weniger bekannten Werke großer Meister wußte er mit Geläufigkeit aus den Gallerieen weit getrennter Länder zusammenzuzählen, und wenige

charakteriſtiſche Züge ſprachen oft den Sinn eines großen Gemäldes aus. Nur zuweilen wurde ſeine Darſtellung unklar; welches ich indeß aus der großen geiſtigen Erregbarkeit genialer Künſtler, theils daraus zu erklären ſuchte, daß er nicht in ſeiner Mutterſprache zu mir reden konnte.

Die Bilder ſeiner Rede erinnerten mich oft an die phantaſtiſchen Erzeugniſſe ſeines Pinſels. Vom Raphael ſagte er unter anderm: „Er habe bis in den Himmel hinauf geblüht; und ſo wie einſt das ewige Wort, ſo ſei hier Geſtalt und Form Menſch geworden.“ Von Correggio äußerte er: „Die Farben ſeien ihm aus dem Herzen gequollen, wie aus einem überfüllten Gefäß. So viel er die harmoniſche Einheit der Weltordnung kenne, müſſe bei dem Tode dieſes Meiſters, als Triumphthor des fortziehenden Paradiesvogels der ſchönſte Regenbogen am Himmel ausgeſpannt geweſen ſein, den jemals die Welt geſehn.“ Von ſeinem großen Namens-

vetter behauptete er: „Oft wenn derselbe einen Marmorblock lange angeschaut habe, sei er zuletzt in heiliges Zürnen gerathen, und habe dann mit großer Macht alle Steinsplitter hinweggesprengt, die ein göttliches Bild vermauert und vermummt gehalten. Denn die Gestalt stehe schon im rohen Marmor da, könne aber nur von solchen Geistern, wie Michel Angelo erkannt werden.“ — Und mehr dergleichen seltsame Worte, die man nirgends klar zu fassen weiß, ob sie gleich in ihrem nebeligen Helldunkel allerdings etwas Anziehendes für die Phantasie gewinnen.

So waren wir in niemals stockender Unterhaltung auf unserm Rückwege am See hin unvermerkt in die Nähe des Gartenschlosses gekommen, welches so einladend durch seine Lage, so edel in seiner Bauart, aus den Bäumen hervorblickt, daß man sich bald nach einem Ruheplätzchen umsieht, wo die Ansicht dieser Partie sich recht mit Muße anschaun und genießen läßt. Mir winkte ein solches

Plätzchen aus den rothglühenden Büschen her, aus welchen hervorragend nur hier und da noch eine dunkelgrüne Erle die Farbe des fliehenden Sommers fest zu halten schien.

»Agnole!« rief ich, dorthin deutend; »Nur noch ein Stündchen auf jenem Rasensitze! Plaudernd oder auch schweigend, — wie Sie es wollen! Aber ich laufe zuvor die Paar Schritt zum Gasthause hin, und bringe eine Flasche des besten Weines mit zurück, womit wir dann das junge Pflänzchen unsrer Freundschaft begießen wollen, daß es um so freudiger grüne und wachse.«

Er nickte mir lächelnd zu. Im Fluge war alles besorgt, und durch den lautlosen Herbstabend klangen hell die Gläser hin; gleichsam als Festglocken zu der heiligen Feier ewiger Verbrüderung.

Aufgeregt und erwärmt durch rasches Schreiten, feuriges Sprechen und emsiges Trinken fand ich nun auch den Muth, die Unterhaltung auf den Freund selbst und auf

die Deutung ſeiner Zeichnungen zu lenken. Die Mappe aufſchlagend, ließ ich das oberſte Blatt, — die wohlbekannte Madonna, — von den letzten Strahlen der Abendſonne röthen, indem ich es aus der rechten Ferne mit neuer Begeiſtrung betrachtete. Der leiſe Gedanke, mit welchem ich das Wunderbildchen zum erſtenmale beim Floratempel geſehn, wurde jetzt zur lauten Frage.

Mit einem ganz eignen Lächeln, das mir auf ſeinem Geſichte neu war, blickte er mich lange ſchweigend an. »Ich weiß nicht, — flüſterte er dann heimlich, als fürchtete er, belauſcht zu werden; »ich weiß nicht, ob Du, mein neuer Freund, auch unter die Geweihten gehörſt?«

Den Sinn der Frage nicht recht faſſend und auf meine eigne Kunſtfertigkeit deutend, legte ich ihm gern das Geſtändniß einer nur noch ſehr unvollkommenen Ausbildung in dieſer herrlichen Kunſt ab.

»Ach nein!« — erwiederte Agnolo; »so meine ichs nicht!«

»Und wie denn? mein Bruder; wie meineſt du es denn?« fragt' ich dringender.

Er drückte die gekreuzten Hände auf die Bruſt, unentſchloſſen, ob er ſein Geheimniß nicht lieber unenthüllt laſſen müſſe.

Du gutes, warmes Herz! Du konnteſt dich ja dem neuſten, aber innigſten deiner Freunde nicht länger verbergen! — Agnolo ſchloß mir ſein Herz auf, ohne zu ahnen, welche Schmerzen er dem meinigen dadurch bereite. — Noch jetzt, fern von Ihm, fern von jenem ſo heiter begonnenen Abend, kann ich nicht ohne Wehmuth zu erzählen fortfahren, was ich jetzt nur allzudeutlich entdeckte: daß nämlich mein ſüßer Freund an einer tiefen Geiſtesverirrung litt. Es beherrſchte ihn jenes unerklärliche, nur um Einen Punkt kreiſende Irreſeyn, welches man eine fixe Idee zu nennen pflegt. Dieſe hatte ſich aber ſo ganz nach den Bedürf-

niſſen ſeines großen Kunſttalents gemodelt, daß das Ungereimte ſeiner Phantaſieen weniger ſcharf auffiel, und daß man immer halb im Zweifel blieb, ob das, was man hörte, nicht mehr einem Dichter als einem Irrſinnigen angehöre.

Tretet nicht zurück vor dieſen phantaſtiſchen Ausgeburten eines irren Geiſtes, und blickt theilnehmend mit mir hin in die Wunderwelt, die ein edles, aber krankes Gemüth ſich ſelbſt geſchaffen hatte, um darin wie in ſeinem Paradieſe zu wandeln, und den hoffnungsloſen Kummer einer unglücklichen Jugend ſelig zu verträumen!

Gewiſſe ausgezeichnete Künſtler, — dieß war ſein Wahnglaube, — empfangen die große Weihe, und es iſt ihnen dann vergönnt, ſie auch ihren beſten Werken mitzutheilen. Dieſe Weihe iſt ein ſchöpferiſches »Werde;« die Geſtalt erwacht zu einem innern Leben, oder ein gleichgeſtalteter Genius geſellt ſich ihr bei.

» Hätteſt Du es denn noch nicht bemerkt, « — fragte mein armer Freund, — » daß unter der Farbenhülle noch etwas Lebendiges waltet? Hätteſt du das geiſtige Weſen, welches gemeinen Blicken verborgen bleibt, noch niemals geahnet, das Dich tief aus den Augen großer Kunſtgebilde anſchaut? Haſt Du nicht, wenn Du ein ſolches Bild lange betrachtet, die Falten der Gewänder ſich leiſe regen, und ſo den verhüllten Genius Dir ein geheimnißvolles Zeichen geben ſehen? — Oder haſt Du nicht gehört, daß in unſern Tempeln manche Heiligenbilder vor ſolchen Andächtigen, die recht glühend beteten, das Haupt geneigt, die Hand ſegnend ausgeſtreckt haben? «

Ich nickte wehmüthig. Widerſpruch war hier nicht möglich, wenigſtens nicht nützlich. Auch hatte ich, ſeltſam genug! vor wenigen Stunden erſt die Erfahrung gemacht, daß die Entſtehung einer ſolchen Idee von be-

geisterter Kunstliebe eben nicht so unendlich weit abliege.

»Sieh', ich traue Dir,« — fuhr Agnole, sanft an mich geschmiegt, hastig und leise fort; — »das gröſste Geheimniß meines Lebens sei Dir nicht verborgen. Es gibt gewisse heilige Nächte, die Wenige kennen; da erwachen die geweihten Bilder, treten als ätherische Wesen hervor, und leben mit einander ein seliges Leben, bis sie mit dem Morgenroth zurück in die Erstarrung treten müssen. O mein Bruder!« (hier stieg eine sanfte Röthe auf seine bleichen Wangen; überirdische Begeistrung glänzte aus seinem zum Himmel gehobenen Auge;) »Welche Wonne hat mir dieses geheimnißvolle Bilderleben schon oft geschenkt! Einsam und verhüllt schleiche ich im Dunkel zu den stillen Kammern, wo jene Himmlischen wohnen; die Thüren öffnen sich mir von selbst. Ich harre, — ich lausche. Die herrlichen Claude Lorrain's, die Berghem's, Salvator Rosa's und

Vernet's treten allmählig ins Leben. Ihr mildes Rosenlicht, ein goldner Sonnenduft mit allem Zauber des Mondenschimmers vereint, erhellt die weiten Räume. Ihre Wasserfälle tönen, wie ferne Lieder; ihre Hirten flöten, und rings umher ist Elysium! Wo Du wandelst, begegnet Dir ein göttlichschönes Bild. Dort ein Christus von Leonardi im ernsten Gespräch mit einem Raphael'schen Johannes; — dort eine Himmelskönigin von Correggio unter einem Kreise blühender Engel von Guido Reni; — und hier Titians zarte, liebreizende Frauen; Julio Romano's edle Helden, und Annibal's kräftige Leiber! Lauter hohe Gestalten, wie man sie auf Erden nicht mehr erblickt! — Nein, ich kanns nicht nennen, — nicht fassen! . .«

Er schwieg in Entzücken verloren. Ich schaute ihn mit stummer Trauer an, und fühlte mich doch fast mit in seinen Wahn gezogen, der mir wie ein reizendes Gedicht erschien.

»Ach, warum warst Du in voriger Nacht nicht mit mir!« — nahm er wieder das Wort, als sein Blick auf die Madonna fiel, die ich unbewußt noch in der Hand hielt. »Vernimm, was ich gesehn; doch schweige! — Mir war es längst vertraut, daß die Madonna von St. Sixt aus der Dresdner Gallerie, die Himmelsschwester, von welcher Du hier einen fernähnlichen Schattenriß hältst, zärtlich liebe. Beide hatten wechselseitig von ihrer göttlichen Schönheit gehört, und trugen grosses Verlangen, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehn. — Um die Mitternachtsstunde fand ich mich im mondhellen Thronzimmer der Heiligen dort im gothischen Hause. Einige Glastafeln, vom frommen Albrecht Dürer gemalt, streuten schon ein magisches Licht aus den hohen Bogenfenstern umher und allmählig wurde manches holde Leben wach. Eine ernste Gestalt in weiter Priesterkleidung trat aus dem Nebengemache herein und hielt das goldene Buch an die felsenfeste

Bruſt gedrückt. Ein ſtattlicher Held ſtieg mit klirrenden Waffen herab, und ſenkte fromm aufs Knie ſich nieder. Die geweihten Bilder alle ſammelten ſich rund umher im farbigſtrahlenden Kreiſe. Aber mit unausſprechlichem Reiz war Holbeins Maria angethan! Das Kind auf ihrem Schooße, vor dem die Völker knieen, lächelte ſelig, durch die Liebe zweier Welten erwärmt. Endlich, als alles harrte und ſich unausſprechlich nach der hohen Schönheit ſehnte, — da trat ſie herein, vom großen Raphael ſelbſt geleitet! Der Saum des Kleides ward von ihren zwei ſüßen Engelknaben getragen, und der blaue Mantel floß, wie ein Frühlingswölkchen, ſchön gefaltet um die zarten Glieder. Aus den jungfräulichen Augen leuchteten alle weibliche Tugenden verklärt; unter ihnen am meiſten die Liebe, die Demuth und die Geduld. Auf der hohen Stirne aber, die das zu beiden Seiten herabwallende braune Haar frei ließ, thronte übermenſchliche

Größe, und nur der kindlich ernste Sohn auf ihrem Arm war noch größer und herrlicher zu schauen. — Zum englischen Gruße öffneten sich die blühenden, keuschen Lippen, und die Schwester neigte sich entzückt; — doch ihre Worte konnte ich Armer nicht verstehn! — Da nahm der Sohn die Traube, in welcher sich der Saft röthete, der einst sein Blut bezeichnen sollte im Friedenskelch, und reichte sie mit dem Kusse des ewigen Friedens in kindlich süßer Huld dem Bruder hin.«

»Dann sah ich nichts mehr. Denn als Domenichin's Johannes mit großer Stimme das »Heilig, heilig, heilig!« rief; und als Kranachs Luther mit unaussprechlicher Kraft und Innigkeit zu sprechen anhub: »Nun ist kommen das Heil und die Kraft, und das Reich und die Macht; und wir haben unser Leben nicht geliebt bis an den Tod!« Da mußten wir alle auf die Stirne niedersinken; und als ich mich emporrichtete, war alles verschwunden, und nur

auf den Lippen meiner ſtillen Königin dämmerte noch ein mildes Lächeln dem Genuß der ſeligſten Stunde nach. — Ach! Giuſtina! . . .“

Hier ſchien ein tiefer Schmerz ſich des liebenswürdigen Schwärmers zu bemeiſtern. Sein Geiſt irrte in fernen, mir unbekannten Ländern und Zeiten. Dann ſank er in jenen ſeltſamen Schlaf zurück, in welchem ich ihn zuerſt am Tempel der Flora erblickte.

Tiefbewegt ſaß ich an ſeiner Seite, nicht wiſſend, was ich beginnen ſollte. Denn es fing allmählig zu dunkeln an, und doch fürchtete ich mich, den armen Freund zu erwecken. Da hörte ich vom Gartenſchloſſe her eine Guitarre klingen; erſt nur in einzelnen Akkorden und Gängen, wie man auf einem Inſtrumente zu phantaſiren pflegt, wenn man während dem Spiel an etwas anders denkt. Zuletzt aber bildete ſich eine einfache, rührende Melodie, von der wohltönendſten Frauenſtimme begleitet, die ich jemals ge-

hört. Folgende Worte kennt' ich deutlich vernehmen:

»Des Herzens tiefe Wunden glühn;
Des Lebens beste Kraft entquillt!
Wo mag das Wunderkräutlein blühn,
Das meine großen Schmerzen stillt?
Ich such's durch Feld und Wald,
Auf Bergen und in Gründen.
Nun bin ich müde bald,
Und kann es noch nicht finden!«

»Das Kräutlein sproßt mit dunklem Grün
An einem stillen Grubenrand.
Es ist ein Zweig vom Rosmarin
In einer bleichen Todtenhand.
Such nicht durch Wald und Flur,
Auf Bergen und in Gründen!
Im tiefen Grabe nur
Wirst du Genesung finden.«

Das war Agneles Mutter! — Eine hohe edle Gestalt mit schwarzem fliegendem Schleier schritt langsam und geisterähnlich durch die Dämmerung herbei. Als ich mich erhob, sie mit stummer Verbeugung zu begrüßen, ward sie

ihres ſchlummernden Sohnes gewahr. — Seufzend bog ſie ſich über ihn her, und als fühlte er die mütterliche Nähe, ſchlug er die Augen auf, und flüſterte freundlich: »Guten Morgen, Mutter Clara!« Einige ſchnell geſprochene italieniſche Fragen und Antworten konnte ich nicht verſtehen, und ſtand mit beengtem Gefühl zur Seite, denn mir bangte faſt vor dem Verſuche, jetzt ein Geſpräch mit der kummervollen Frau anzuknüpfen. Doch die Mutter hob mich eben ſo ſanft und freundlich über die zweite Verlegenheit dieſes Abends, als vorher der Sohn über die erſte.

»Schon ſeit einigen Stunden,« — ſo wendete ſie ſich gütig zu mir, — »habe ich es von Ferne bemerkt, daß Agnolo ſich eines treuen Gefährten erfreute, und um ſo ruhiger konnt' ich länger, als gewöhnlich, auf ſeine Zurückkunft warten.«

Ich erzählte, wie ich ihn gefunden; was ich geſehn, — zum Theil auch, was ich ge-

fühlt hatte. Mein Bekanntsein mit seiner Geistesverirrung glaubte ich unberührt lassen zu müssen. Aber nicht Worte allein sprechen Gedanken und Empfindungen aus. Oft thun sie nicht minder verständlich sich durch Blick und Miene, ja durch Schweigen selber kund. Bald konnte ich bemerken, daß Clara diese wortlosen Zeichen zu lesen verstehe und auch ohne mein Bekenntniß wisse, ich sei schon mit der Krankheit ihres Sohnes und folglich mit jenem tiefen Leiden vertraut, das ihr Lied so herzrührend beklagt hatte. — Wir traten auf ihre Mahnung den Rückweg zum Gasthofe an.

»Fast,« sagte sie im Gehen, »fast hätte ich es heute vergessen, daß wir nicht in Italien sind; doch die Dämmerung erinnert mich daran. Die Luft wird rauh, und feuchte Nebel ziehen über dem Wasser. Es ist wohl besser, unsre begonnene Bekanntschaft im Zimmer fortzusetzen. — Sie bleiben doch bei uns?« fragte sie ganz mit Agnelo's se-

lenveller Stimme; und erſparte mir, zuvorkommend, die Bitte um dieſe Gunſt.

Jetzt erſt, als wir aus den Gebüſchen heraus aufs Freie traten, konnte ich die Züge ihrer edlen Bildung deutlicher erkennen. Ich fand eine ſprechende Aehnlichkeit mit dem bildſchönen, unglücklichen Jüngling. Spuren des Grams, nicht des Alters, drückten ſich im Blick des dunkelblauen Auges und in der wehmüthig lächelnden, immer noch blühenden Lippe aus. Sie mochte wenige Jahre über dreißig zählen.

Agnelo ſchien durch die heftige innere Bewegung, wohin ihn die Erzählung ſeines wachen Traumes verſetzt hatte, erſchöpft, und faſt noch bleicher geworden. Still ſchritt er vor uns her; zuweilen einige halblaute Worte an ſich ſelbſt, oder an die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie richtend.

Clara ſah mich mit dem Blick mütterlicher Zärtlichkeit und milder Rührung gleichſam

fragend an. — Mußt' ich da nicht ſtumm in gleicher Trauer das Auge zum Boden ſenken!

»Sie haben heute eine Bekanntſchaft gemacht,« flüſterte ſie mir zu, — »die wohl Ihre Neugierde weckt?«

»Und viele Schmerzen!« erwiederte ich. »Arme, unglückliche Mutter!« fuhr ich, meiner Gefühle nicht mehr mächtig, fort: »Ich liebe und klage mit Ihnen! Welch ein edler Geiſt liegt hier in den Banden des Wahnes! Und welch ein tröſtender Engel müßte Ihnen Ihr Sohn ſein, wenn er der Erde nicht ſchon halb entrückt wäre!«

Sie ſenkte die Stirne auf die gefalteten Hände nieder, ohne die ſtillen Zeugen ihres Harmes verbergen zu können.

»Und dürfte,« fuhr ich nach einer Weile fort, »dürfte wohl die treuſte Theilnahme eines Freundes, dem Agnolo ein brüderliches Vertrauen geſchenkt hat, einige Auskunft über die geheime Verkettung dieſes traurigen Schickſales hoffen?«

Sie winkte bejahend; und in diesem Augenblick traten wir in das Thor des Gasthauses ein. Kaum waren wir in den oberen Zimmern angelangt, als Agnolo mit großer Emsigkeit sich seinen Malertisch anordnete; und ohne weiter auf uns zu achten, die kolossalen Gestalten seiner Phantasie ins Farbenleben hervorrief.

Die Mutter winkte, ihm nicht zuzuschauen, und wir traten ins anstoßende Zimmer, wo sie mir ihre Verwunderung über die Mittheilungen, welche mir Agnolo selbst schon gemacht, zu erkennen gab. Er sei hierüber, versicherte sie, sehr verschlossen, und ich müsse sein Vertrauen in hohem Grade gewonnen haben, um so viel zu erfahren. Doch wisse ich nicht Alles, denn auf den tiefer liegenden Grund seines Unglücks lasse er Niemand blicken.

Clara theilte mir ihn in der kurzen Geschichte dieser, der Liebe und des Mitleids gleich würdigen Familie mit.

Eine Teutſche, der Geburt und dem Gemüthe nach, war Clara als aufblühende Sängerin nach Italien gegangen, um einſt, wo möglich, als ausgebildete Künſtlerin ins Vaterland heimzukehren. Unter der Leitung eines Onkels, der Muſiker von Profeſſion war, trat ſie in der Oper verſchiedener Städte auf, und bald bereitete ein immer günſtiger erſchallender Ruf ihr überall ſchmeichelhafte Aufnahme. Da ſie ſich durch das reichlich geerndtete Lob nicht von der Bahn eines einfachen, ſittlichen Lebens ableiten ließ, gewann ſie die Liebe Loratti's, eines ſehr begüterten Kaufmannes zu Florenz, der ſie nach wenigen Jahren dem Theater entzog, um ſie in einen, wenn auch weniger ſchimmernden, doch würdigeren und nützlicheren Kreis als Gattin und Hausfrau einzuführen.

Agnolo war das einzige Kind dieſer Ehe, deren Glück nur zu bald durch harte Schläge des Schickſals geſtört wurde. Ein Ereigniß war es vorzüglich, welches unheilbringend

auf das junge Paar, ja selbst auf Agnolo's innerstes Wesen, wenn auch unerklärlich, doch unverkennbar einwirkte.

Es traf sich, daß Loratti im ersten Jahre seiner Vereinigung mit der Geliebten eine Geschäftsreise durch Teutschland nach den Niederlanden machen mußte. Mancherlei häusliche Verhältnisse hielten die junge Gattin in Florenz zurück. Als ein sinniger, gebildeter Kunstfreund spekulirte Loratti auf dieser Reise nicht blos kaufmännisch, sondern brachte neben dem merkantilischen Gewinn auch manche schöne Beute an neuen Kenntnissen und Ansichten über Malerei und Musik mit in die Heimath zurück.

In jene Zeit fiel die Erfindung, oder doch wenigstens die vollkommnere Ausbildung jener mimischen Darstellungen, die unter dem Namen der »lebenden Gemälde« bekannt genug geworden sind. Loratti ward durch manche schöne Ausführung in dem Abendzirkel einer gebildeten teutschen Kauf-

mannsfamilie so innig angesprochen, daß er beschloß, seine Clara mit dieser, ihr völlig neuen Erfindung auf eine Weise bekannt zu machen, die den eigenthümlichen Reiz derselben für sie noch unendlich erhöhen sollte.

Ganz im Geheim wollte er zu Florenz anlangen, in dem Hause eines vertrauten Freundes abtreten, und mit dessen Beihülfe der Gattin als sein eignes Bild, mit allerlei verzierenden Beiwerken, erscheinen. Keine üble Ahnung warnte ihn. Er dachte nur unendliches Vergnügen und unendlichen Dank der Ueberraschten von seinem Einfall zu ärndten.

Alles ging anscheinend trefflich von statten. Seine Ankunft war für Clara ein Geheimniß geblieben. Der Freund lud sie zu einem abendlichen Familienfeste ein, und entdeckte ihr da: „daß ihr Gatte sein Bild, von einem teutschen Künstler unübertrefflich gemalt, für sie als Geschenk gesendet habe, und daß sie die liebe Gabe sogleich im Ne-

benzimmer, wo sie aufgestellt sei, in Empfang nehmen könne.“

Man denkt sich die freudige Bestürzung der jungen Frau! Man hört es, wie sie laut aufschreit; sieht's, wie sie hastig hinüber in das magisch erleuchtete Zimmer eilt, wo der Treugeliebte hinter einem prunkenden Rahmen, von Genien mit Blumenguirlanden umgeben, hinter dem täuschenden Flor in idealischer Kleidung ihr entgegen lächelt!

Sie steht sprachlos vor Entzücken, vor Liebe; vor Bewunderung eines Kunstwerkes, wie sie noch keines jemals gesehn. Süße Zähren freudiger Rührung benetzen die glühenden Wangen; sie sinkt überwältigt und bebend aufs Knie, im Anschaun des Wunderbildes verloren. Alle Herzen der Umstehenden sind von seliger Theilnahme erfüllt und harren begierig der neuen Entzückung, womit die schöne Täuschung sich in noch schönere Wirklichkeit auflösen sollte.

Doch ach! in diesem überglücklichen Au-

genblick vergißt Loratti seiner Rolle; — vergißt im jugendlichen Unbedacht der Folgen, die für ein so hoch gespanntes Gefühl nothwendig aus einer allzugrell eintretenden Enttäuschung hervorgehen mußten! — Von Sehnsucht übermeistert breitete er plötzlich die Arme aus nach der schönen Knienden; er tritt, den Flor zerreißend, aus dem Rahmen. — Jetzt hat ers errungen! Er hält seine Liebe wonneglühend im Arm; doch als er aus dem Freudenrausch erwacht, wird er gewahr, daß die schön Rose erbleicht und zerknickt ihm am Busen ruht! — Clara lag in tiefer, todtähnlicher Ohnmacht.

Das unermeßliche Erschrecken vor einer fast gespenstigen Erscheinung, mit allen Wirkungen heftiger Leidenschaft zerstörte, wie durch einen elektrischen Strahl, das zarte Frauenbild. Zwar kehrt sie nach vielen fruchtlosen Bemühungen, erst durch den Angstruf des Verzweifelnden erweckt, ins Leben zurück; doch eine oft zurückkehrende Starr-

ſucht iſt die Folge der allzuheftigen Erſchütterung. — Während dieſes leidenvollen Zuſtandes entdeckt ſich's, daß Clara ſchon ſeit einigen Monaten Mutterhoffnungen hatte faſſen dürfen.

Auf den armen Loratti wirkte die, leider durch ihn verſchuldete, langwierige Kränklichkeit der Gattin ebenfalls höchſt nachtheilig. Niemand vermochte ſeine bittre Reue durch Troſt und Hoffnung zu mildern, und als Clara endlich von den Folgen des ſchrecklichen Moments geheilt zu werden anfing, erkrankte er immer unheilbarer durch Schwermuth, bis er endlich vor einem Jahre in Claras Armen verſchied.

Das ganze Daſein ihres unglücklichen Sohnes, ſchien von jenem verhängnißvollen Augenblicke her die Richtung für ſein ganzes Leben empfangen zu haben.

Agnolo blieb im zarteſten Alter lange ein ſchwächliches Kind; ſpäterhin zeigte ſich eine raſche, Erſtaunen erregende Entwickelung.

Für manche Gegenstände des kindlichen Unterrichtes schien es ihm an Fähigkeiten zu mangeln; desto ungewöhnlicher waren aber seine Fortschritte in Allem, was sich auf bildende Kunst bezog. Kenner, die seine früheren Leistungen sahn, glaubten in ihm die Blüthe eines der größten Meister zu erblicken, die jemals Italien verherrlicht hatten. Er arbeitete freilich auch mit einer Anstrengung, die man umsonst in Schranken zu halten suchte. Die Sprache seiner, ihm über Alles werthen Mutter erlernte er leicht und las mit großer Vorliebe die teutschen Dichter.

Sein beginnendes Jünglingsalter spielte zwar merklich in das Reich des Phantastischen hinüber, doch nicht mehr, als man es genialen Naturen wohl zu verzeihen pflegt; bis endlich eine Gemüthsrichtung, welche selbst gewöhnlichen Menschen einen gewissen poetischen Schwung mittheilt, ihn in das gränzenlose Gebiet des Wahnes hinüberrückte.

Agnolo hatte sein sechszehntes Jahr zu-

zurückgelegt, als ein Freund Loratti's, auf der Reise nach Rom begriffen, mit seiner Tochter Giustina den schon lange Kränkelnden besuchte, um einen Aufenthalt von einigen Wochen bei ihm zu machen, von welcher sich Klara die erfreulichsten Folgen für die Genesung ihres Gatten versprach. — Ihrer Schilderung zufolge war Giustina eine von jenen Schönheiten, die ihren höchsten Liebreiz von der unwiderstehlichen Anmuth einer edlen gefühlvollen Gemüthlichkeit empfangen. Eine Seelenschwester Agnolo's! — Beiden schien durch ihre Bekanntschaft eine neue Welt aufgeschlossen, und die Eltern waren Anfangs wahrscheinlich zu sehr mit sich beschäftigt, um zu bemerken, wie schnell ihre Kinder vom Gefallen zur Freundschaft, zur Liebe und dann zur glühendsten Leidenschaft fortschritten. Als ihnen ein Zufall die Augen über dieses Verhältniß öffnete, erschrak Loratti's Freund, denn Giustina war bereits die Verlobte eines römischen Marchese, dem

er so eben die Braut zuzuführen im Begriff stand. Vom Augenblick der Enthüllung dieses Geheimnisses neigte sich des Jünglings Gemüth zu einer schwärmerischen Melancholie, wiewohl er sich dem äußern Scheine nach ruhig ins Unvermeidliche fügte. Die schon eingegangene Verbindung schien dem Vater Giustina's zu lockend, Agnolo hingegen für seine Tochter viel zu jung. Nun ward die Abreise um so eiliger betrieben; da hatte der Hoffnungsloseliebende nur noch die Eine Bitte auf dem Herzen: »seine Freundin malen zu dürfen.«

Ein Bild, das allgemeine Bewunderung erwarb, blühte unter seinem Pinsel auf; doch ach! es kostete dem armen Künstler zu viel! — Fast wäre seine Mutter in ihren vorigen, kaum erst verwundenen Zustand zurückgesunken, als er ihr nach Giustina's Abreise ein Geheimniß bekannte, das ihm nur die zärtlichsten Bitten der Mutter, die dadurch seine stumme Trostlosigkeit zu lösen suchte, entlocken konnten. »Er habe, ent-

deckte er ihr, jener edlen Jungfrau mit dem Bilde das Leben geraubt, und täglich trete sie nun vor seinen Augen aus dem Rahmen, ihn mit zärtlichen Verwürfen zu quälen.»

So bildete sich von nun an jener traurige Irrthum aus, der zwar nach einiger Zeit in seligen Wonnegenuß überzugehen schien, aber doch sichtlich an den Quellen des Lebens zehrte. Giustina vertrauerte indeß das ihrige an der Seite eines niegeliebten Gatten.

Umsonst ward jedes Heilmittel an Agnele versucht, und nur Eine schwache Hoffnung hatte Loratti's Wittwe zu dieser Reise bewogen. Ein ärztlicher Freund glaubte nämlich in dem Krankheitszustande des Jünglings manche auffallende Aehnlichkeiten mit den Erscheinungen des magnetischen Schlafes zu entdecken, und rieth, auch noch auf diesem Wege die immer noch mögliche Heilung zu versuchen. Da aber diese seltsame Kurart in Italien bis dahin weniger geübt worden, so sollten erfahrnere teutsche Aerzte zu Rath gezogen werden.

Es war schon tief in der Nacht, als die edle Clara ihre Erzählung schloß, nach welcher ich mir nun wohl die Bilder des wunderbarsten Malers, den ich jemals gesehn, einigermaßen zu deuten vermochte.

Mit erhöhter mitleidiger Theilnahme trat ich zu dem Jüngling, der jetzt, von seiner Arbeit ruhend, sanft und freundlich uns entgegenkam. Mit welchen Schmerzen drückte ich ihn an das Herz, das ihn forthin nimmer vergißt! —

»Nun will ich schlafen!» sprach er erschöpft, und lehnte sein müdes Haupt auf meine Schulter. — So schieden wir.

Als ich an Agnelo's Tisch vorüber meinem Schlafzimmer zuging, erblickte ich ein neuentstehendes herrliches Bild, auf dem der Maler die Vereinigung der beiden Madonnen so, wie er sie in dem Abgrunde seiner unerschöpflichen Phantasie angeschaut hatte, in geistvollen Formen mit allem Reichthum der Farben darstellte.

Am frühen Morgen begleitete ich das unglückliche Paar an den Reisewagen. Unter heißen Wünschen, ja, unter heißen Thränen, hielt ich meinen Agnolo lange umschlungen. Die Mutter nannte mich scheidend ihren Freund; unter stummen Segnungen ruhten meine Lippen auf der edlen hohen Stirne der schönen Frau, und auf ihrer vor Rührung zitternden Hand.

„Lebt wohl! Lebt wohl, ihr Theuren! ihr Armen! — und Gott heile euer wundenvolles Herz!"

So rief ich Ihnen ungehört noch nach, als schon der Wagen bei des alten Gärtners Wohnung vorüber zog. In weiter Ferne glaubte ich noch das weiße flatternde Tuch der Fortziehenden zu erblicken, und freute mich dieses letzten Grußes mit wehmüthigen Gefühlen, die während dieser Erzählung nur zu oft wieder bei mir erwacht sind, und die vielleicht einige meiner Leserinnen gutmüthig theilen.

III.

Die Klugheit der Gerechten

oder

der theologische Krieg in Hamburg

von

Friedrich Jacobs.

„Es kann nun einmal nicht anders sein,“ sagte der Schneidermeister Anton Baseler zu seiner angenommenen Tochter, Magdalena Wahrmund; „Du heirathest den Sebastian. Er will Dir wohl, und Du bist nun in den Jahren, wo es sich schickt an ein christliches Hauswesen zu denken. Einen frömmern und gottesfürchtigern Mann kannst Du nun und nimmermehr bekommen; und, was auch zu erwägen ist, keinen, der das Wenige, was Du einmal von mir zu erwarten hast, besser zusammenhalten wird. Ich bin ganz zufällig dahintergekommen, daß er sich einen ganz feinen Nothpfennig zurückgelegt hat, womit er nun seine Wirthschaft anfangen kann, ohne daß er nöthig hat, nach dem

Deinigen zu greifen. Mit einem Worte, Du darfst Dich nicht bedenken. Acht Tage geb' ich Dir noch Zeit. Binnen dieser Zeit wird er auch mit seinem Meisterstücke fertig sein, und Du kannst Dir Alles genau überlegen; und ich erwarte mit Zuversicht, daß Du mich und ihn dann mit Deinem Jawort erfreust.»

Während Meister Anton so sprach, ließ Lenchen den feinen Faden schneller durch die zarten Finger laufen. Ihre Wangen glühten wie Lilien im Morgenroth; sie drückte die purpurnen Lippen fest zusammen, und tauchte die Fingerspitzen der schmalen Hand öftrer als nöthig war in das blanke Netzbecken. Als er nun seine Rede geendigt hatte, und die Hände über dem Bauche zusammenfaltend, einer Antwort entgegensah, die ihm Gelegenheit gäbe, die angefangene Rede weiter fortzuspinnen, sagte sie, ohne in ihrer Arbeit zu rasten, und ohne die dunkelblauen Augen zu erheben: »Ich denke, Va-

ter, es braucht nicht so lange, um Euch meine Entschließung kund zu geben. Ihr wißt, daß ich immer —»

»Ich verlange jetzt Dein letztes Wort noch nicht,» unterbrach sie der Meister; »denn ich will, daß Du mit Andacht zu Werke gehn sollst. Der Ehestand ist eine hohe und wichtige Sache, und wie unser hochbegabter Seelenhirt, Doctor Mayer, in seiner letzten Wochenpredigt sagte: der Ehstand ist der ächte Stand; wer den nicht nach Würden achtet, und mit rechtem Bedachte antritt, der ist geächtet von Gott und den Dienern seines Wortes. Ich wollte, Lenchen, Du wärest mit in der Kirche gewesen; mir war manches zu hoch und zu gelehrt; aber Du würdest es besser gemerkt haben. Nun sage mir aber doch, was Du mir vorläufig antworten möchtest.»

»Ich dächte, Vater, antwortete Lenchen, ich hätte es Euch schon mehr als Einmal gesagt. Der Sebastian gefällt mir nicht.»

»Nun ja,« antwortete Meister Anton, »das sind so eben die geschwinden und unbedachten Reden der Jugend, dergleichen ich von Dir nicht hören mag. Sei verständig, Lenchen, und erzürne mich nicht. Du bist jetzt siebzehn Jahr alt, und hast ja sonst Verstand. So mußt Du ja einsehn, daß Sebastian eben der rechte Mann für Dich ist.«

»Wenn ich es aber nicht einsehe?« fragte Lenchen mit weinerlichem Tone.

»Wenn ich es nicht einsehe! Was für eine einfältige Rede! Du mußt es einsehn.«

Bei diesen Worten hatte sich Meister Anton von seinem Lehnstuhle erhoben, und stand mit untergeschlagenen Armen vor der Spinnenden. Sie aber ließ die Hände ruhen, und indem sie die dunkeln Augen zu dem Zürnenden erhob, sagte sie: »Ihr müßt nicht böse werden, Vater. Wenn Sebastian so ein Mann wäre, wie Ihr ihn Euch denkt, und wie Ihr selbst seid, so spräch' ich gleich

mit Freuden Ja, und gäbe ihm meine Hand. Aber — —»

»Nun, aber?» frug der Vater mit milderem Tone; denn das schmeichelnde Wort des Mädchens war ihm sanft in das Herz hinabgeglitten, und es war überhaupt nicht möglich in das offne, helle, gutmüthige Gesicht zu sehn, ohne sich zum Wohlwollen gestimmt zu fühlen. »Was hast Du nur gegen den Mann einzuwenden? Ist er nicht ein tüchtiger Arbeiter? sparsam, gottesfürchtig, und auch mit der Gabe der Rede mehr begnadigt, als man wohl sonst bei seines Gleichen findet. Du hast oft gehört, mit welcher Salbung er von geistlichen Dingen spricht.»

»Ach ja,» antwortete Leuchen, »auch daß er dann seiner Rede kein Ende finden kann. Und dabei kömmt es mir, aufrichtig gesagt, immer vor, als ob es ihm gar nicht vom Herzen ginge, so wie wenn einer auswendig gelerntes Zeug hersagt, das er selbst

nicht verſteht. Und wenn er denn noch dazu die ſchielenden Augen verdreht, und ſcheinheilig ſeufzt und ächzt, ach Vater! dann kömmt er mir recht abſcheulich vor.»

»Ja, das iſt es eben,» verſetzte der Meiſter, daß er mit ſeiner Figur nicht in die Augen fällt, als ob nicht auch in einem ſchlechten Gefäße herrliche Schätze niedergelegt ſein könnten! Körperliche Schönheit, ſagte Herr Mayer in der Predigt vom Eheſtande, iſt eine eitle Augenweide, und meiſt nur ein Köder, den der Böſe aushängt, um der Menſchen bethörte Seele dadurch zu angeln. Alſo mit ſolchen Gründen darfſt Du mir nicht kommen. Ich will aber überhaupt jetzt nichts von Dir hören, denn Du würdeſt nur unbedachte Dinge reden. Alſo heut' über acht Tage. In der Zeit überlege Dir alles mit Verſtand. Bedenke die Liebe, die ich Dir erwieſen von klein auf, und daß ich keine üble Nachrede geachtet habe, als ich Dich zu meinem Kinde machte. Du mußt darüber nicht

gleich weinen, Lenchen. Deine Schuld war es nicht, daß Du aus der Familie warst; und es hat mich auch nie gereut, daß ich damals meinem Herzen und nicht fremden Rathe gefolgt bin. Jetzt ist es an Dir, Dich erkenntlich zu zeigen. Du weißt, daß es längst meine Absicht gewesen ist, mich in Ruhe zu setzen, und mein Vorhaben ist, das ganze Geschäft dem Sebastian zu übergeben, der mich in besondern Ehren hält, und ganz bereit ist, mir zu Liebe die Sache fortzuführen. Dazu aber ist es unumgänglich nöthig, daß er Dich zur Frau nimmt, damit Alles hübsch zusammenbleibt. Du siehst, daß ich die Sache reiflich überlegt habe; thue Du nun desgleichen.»

Während dieser Rede voll reichen Inhalts und tiefgreifenden Nachdrucks, hatte Meister Anton mit Lenchens Hülfe die runde holländische Perücke aufgestülpt, dann den Lehrjungen gerufen, um das in das bunte böhmische Tuch geschlagene Kleid vor ihm her-

zutragen, das er für den hochwürdigen Pfarrer der Jacobikirche, den Doctor Mayer, gefertigt hatte. Nachdem er hierauf Hut und Stock von dem Haken an der Thür genommen, hatte er sich mit einem „Gott befohlen“ auf den Weg begeben, um erst sein Geschäft bei Herrn Mayer zu verrichten, und sich von da in einen Krug zu begeben, in welchem er sich wöchentlich ein oder zweimal mit einigen gleichgesinnten Freunden zusammen fand.

*

Lenchen, die ihrem Vater so lange nachgesehen hatte, bis er über die Kattrepelsbrücke geschritten war, schlüpfte jetzt aus dem Hause, um ihr beklemmenes Herz vor Gretchen Kittelbeck auszuschütten, die in derselben Straße ihr gerad gegenüber wohnte. Gretchen war die Tochter eines Buchbinders, der für das Nicolai-Kirchspiel und einige gleichgesinnte Gebet- und Erbauungsbücher band, während sein Nachbar Grützebeck das

Jacobi-Kirchspiel versorgte. Die Häuser dieser beiden Buchbinder konnten für ein kleines Abbild von Hamburg gelten, wie es damals in seinem Innern getheilt war. Die beiden Meister hatten den herkömmlichen Brodneid — der wegen ihrer Namensähnlichkeit durch häufige Verwechselungen noch gesteigert wurde — durch einen recht gründlichen Glaubenshaß zur Ehre Gottes veredelt, wovon es schwer sein würde, unserm toleranten oder indifferenten Zeitgenossen einen Begriff zu geben, wenn sich nicht Einige von ihnen noch der Wiegenjahre der französischen Freiheit und des grimmigen Hasses erinnerten, mit denen diesseits und jenseits des Rheins die Rechte der Menschheit vertheidigt und befehdet wurden. Wie man sich damals die Zeitungen aus den Händen riß, und von den widersprechenden Nachrichten jede Partey eben nur das glaubte, was ihr, ihren Führern und Herolden angenehm war, das Entgegengesetzte aber mit Schmähworten

gründlich widerlegte, so kämpfte man damals in Hamburg um den rechten Glauben, und nährte durch Predigten und Streitschriften, nachdem die Menschen waren, hier den Haß, dort die Glaubensangst, oft auch beides zugleich. Wenige wußten, warum es sich handelte. Es war eine Rauferei bei ausgelöschten Lichtern, und eben deshalb desto grimmiger.

Die Sache war diese. In dem Gemeinwesen der freien Stadt Hamburg herrschte, was das Regieren betrifft, ein recht gemeinsamer Sinn; denn Jeder wollte Theil daran haben, und je mehr desto lieber; daher hielt man die ziemlich breiten und unbestimmten Grenzmark des Regierens und Gehorchens die Zwietracht mit ihrem ganzen Troß scharfe Wache. Den Bürgern flüsterte sie zu, der Rath handle despotisch, willkührlich und eigennützig: dem Rathe, die Bürgerschaft sei anmaßend und rebellisch. Mehr als einmal war es ihr schon gelungen, den glimmen-

den Groll in Flammen zu ſetzen, und offenbaren Hader zu erregen, wovon denn die Stadt den Verdruß, die mißgünſtigen und habſüchtigen Nachbarn aber den Gewinn und Vortheil hatten. Die Friedensſtifter, die ſich anboten, oder um die man warb, kehrten oft den Mantel um, und nährten den Unfrieden; und diejenigen, die von Amtswegen dazu berufen waren, die Geiſtlichen, traten zwiſchen die Entzweiten, nicht aber ſowohl um ſie zu vereinigen, als ſich ſelbſt auf der ſtrittigen Grenze feſtzuſetzen; worüber ſie denn, wie es zu geſchehen pflegt, auch unter ſich ſelbſt uneinig wurden. Sonderlich in dem letzten Jahrzehnd des ſiebzehnten Jahrhunderts die Stadt Hamburg dem Feldlager des Königs Agramant; und wenn man ſich früher mit Beſchuldigungen des Verrathes an der Stadt gequält hatte, ſo klagte man ſich jetzt des noch viel entſetzlichern Verrathes an der Sache Gottes an, und haderte, nach den Eingebungen einiger Zionswächter, um

den rechten christlichen Glauben und den Anspruch auf die ewige Seligkeit.

Das Bedürfniß nach Streit — der ja, nach der Lehre eines alten Weisen, vereint mit der Liebe die Weltordnung geboren hat — muß wohl tief in der menschlichen Natur gewurzelt seyn. Ist ja doch der Mensch in seiner räthselhaften Zwitternatur höchst selten auch nur mit sich selbst eins; und nicht blos in dem Staate, der Stadt und dem Hause, sondern auch in der innern Oekonomie des Einzelnen ist das Gebet um Frieden meist ein frommer Wunsch, an den die Sehnsucht, wie an einem Weihnachtsbaum, alle Schätze des Paradieses hängt, ohne doch je den physischen Hunger damit sättigen zu können. Wer hätte nicht in jener Zeit glauben sollen, daß sich in den Grenzen unsers Vaterlandes alles Gift des grimmigen Hasses und der unruhigen Kampflust in der Wuth eines dreißigjährigen Krieges vollständig aufgezehrt hätte? Nichts weniger. Die eisernen Waffen

waren freilich aufgehangen; aber das Verbot das Wort, und die Zwietracht warf sich aus dem Lager und dem offnen Felde in die Kirchen und Betsäle. Die Boten des Evangeliums, welche sich vor allen Dingen zu Feuerwächtern berufen glaubten, machten auf Ketzereien Jagd, stritten um Recht und Vorrang mit der weltlichen Macht; fachten die Scheiterhaufen der Inquisition unter ihren Glaubensgenossen an, und führten, so viel an ihnen lag, das befehdete Pabstthum in den Schooß der protestantischen Kirche zurück. Die Menge, der es mehr um Bewegung als um Wahrheit zu thun ist, stimmte ein und vermehrte die brausende Verwirrung; die Bessern zogen sich aus dem Gedränge zurück, indem sie meinten, der Religion der Liebe müßten andere Früchte erwachsen. Ihnen dünkte es frevelnde Anmaßung über Lehren, die sich aus verschiedenen Gesichtspunkten mannichfaltig gestalteten, auf immer abzusprechen, und einen Menschen über seine

besondere Ansicht zu verdammen, da ja Gott unmöglich die Seligkeit an den Sinn gewisser dunkeln und vieldeutigen Lehren geknüpft haben könne, denen wohl nur die Kampflust und der Hochmuth streitfertiger Theologen eine so große Wichtigkeit beigelegt habe. Auch sei es wohl überhaupt aus dem ganzen Wesen des Christenthums und seiner frühesten Gestaltung klar, daß nicht ein leidenschaftliches Anklammern an diese oder jene Deutung dieses oder jenes metaphysischen Ausdruckes, sondern ein christlicher Sinn und christlicher Wandel das rechte Zeichen eines guten Christen sei; und daß man bei aller Verschiedenheit in theologischen Meinungen das erste und letzte Gebot des Christenthums ausüben könne. Zu dieser Ansicht bekannten sich damals die frömmsten und edelsten Menschen, und mühten sich um den Kern des Christenthums, während die Theologen mit immer wachsendem Hasse um die äußere Schale haderten. Aber

auch das, was den Frieden zu fördern schien, nährte den Krieg. War es denn nicht um die Theologie und um alles ihr Sparr- und Sperrwerk gethan, wenn die praktische Ansicht des Christenthums obsiegte? und wie sich eitle Menschen leichter ein Laster als Unwissenheit, und lieber eine Sünde als einen Verstoß gegen die Grammatik aufbürden lassen, so fragten auch Viele wenig nach Tugend und Frömmigkeit, wenn sie nur den Ruhm der Gelehrsamkeit und überlegnen Scharfsinns retteten. Sie hatten ja ihre polemischen Rüstkammern mit so großer Emsigkeit angefüllt; sie hatten sich Alles in die mühsam gegliederten Fächer ihres Systems angeheftet, und fühlten bei dem unablässigen Durchmustern, Anschauen, Abstäuben und Ausputzen dieses Krams eine so behagliche Zufriedenheit, daß man es ihnen, in Betracht der menschlichen Schwachheit, einigermaßen zu Gute halten konnte, wenn sie den armen Zöllner verachteten, der in seiner Demuth

kaum selbst weiß, daß er das Rechte besser erkennt, als die, welche vom Wissen berauscht, die Arme zum Himmel erheben und ausrufen: Ich danke Dir, Gott, daß ich weiß, was Tausende nicht wissen; daß ich, was Christus und seine Apostel gesagt, allein richtig verstehe; daß ich die subtilsten Lehren der symbolischen Bücher in allen ihren mannichfaltigen Verzweigungen genau kenne; sie besser ergründe als ihre Urheber selbst, und gegen jeden möglichen Angriff mit den Bollwerken meiner unbesieglichen Polemik vertheidige!

Der Streit um Glauben und Thun, welcher damals in dem ganzen protestantischen Deutschland glimmte, schlug in Hamburg zur hellen Flamme aus. Ein geborner Sachse, Johann Friedrich Mayer, Doctor der Theologie und Prediger an der Jakobikirche, mochte sich vielleicht eben seiner Abkunft wegen vorzüglich berufen glauben, den reinen lutherischen Glauben und jedes Jota der Augsbur-

giſchen unveränderten Confeſſion mit allem ihrem Zubehör gegen jeden wahren oder eingebildeten Angriff zu vertheidigen, und ſchaute deshalb von ſeiner Kanzel wie von einem Wartthurm nach Ketzereien aus. Menſchliche Rückſichten ſchärften ſeine Wachſamkeit. Einer ſeiner Amtsbrüder, Johann Heinrich Horbe oder Horbius genannt, ein Rheinländer, und ſeit ſechs oder ſieben Jahren Pfarrer an der Nicolaikirche, zog durch frommen Lebenswandel, regen Eifer für ſittliche Bildung, und eingreifende Innigkeit ſeiner Rede und Lehre eine groſſe Menge von Zuhörern herbei, die früher zu den Füſſen des ſächſiſchen Doctors geſeſſen, und aus dem Strome ſeiner gelehrten Beredſamkeit getrunken hatten. Gegen den Mann ſelbſt etwas aufzubringen war ſchwer. Aber er war ein Schwager Philipp Speners, und Spener, der auf thätiges Chriſtenthum drang, war mit dem Namen eines Pietiſten und Enthuſiaſten gebrandmarkt. Auch war Horbe dem gottes-

fürchtigen Manne durch Gesinnung und Geist nicht weniger als durch leibliche Banden verwandt, glaubte wie dieser, daß lange und gelehrte Predigten dem Zwecke christlicher Lehre nicht entsprächen, und daß ihnen auf jeden Fall noch andre Mittel der Erbauung zugesellt werden müßten. Diese Gesinnung, und die Zusammenkünfte, die er zur Beförderung dessen, was er für Christenthum hielt, in seinem Hause veranstaltete, boten der Misdeutung der ungünstig Gesinnten den gewünschten Stoff. Mayer schlug Lärm. Seine Kanzel und die Kanzeln der mit ihm Verbündeten hallten vom Feuerruf wieder; die Bürger wurden vor heimlichen Quäkern, Pelagianern, Papisten, Socinianern und Arminianern gewarnt; und wenn die Gemeinde vor den unverständlichen Zauberworten bebte, wurde mit verständlichern Fingerzeigen auf Herbius und seine Freunde gedeutet. Allen andern that es Mayer zuvor. Im Namen der Dreieinigkeit auftretend,

rühmte er ſich, die überbauten Gräber mit ſchonungsloſer Hand zu öffnen, den reißenden Wölfen den Schafspelz auszuziehn, und den Ketzereien, welche die Kirche verwirrten, den Weg zu vertreten. Nun fehlte es zwar nicht an Gutgeſinnten, die dieſes endloſe Toben mit Widerwillen hörten; manche zogen ſich dem öffentlichen Gottesdienſte, wo ſie nur Neid und Grell hörten, um ſich zu Hauſe mit Kindern und Geſinde nach ihrer Weiſe zu erbauen; aber dieſer war die kleinere Zahl. Die Menge, die nur durch gewaltſame Stöße zum Selbſtbewußtſeyn gebracht wird, drängte ſich um die Kanzeln der Eiferer, wie ſie ſich um ein Blutgerüſt drängt, und huldigte denen, welche die wüſteſten Leidenſchaften mit einem Firniß von Verdienſt und Tugend zu bekleiden wußten. Ein unſchuldig gemeintes Buch mußte der Flamme zur Nahrung dienen. Ein Freund Herbens hatte eine kleine Schrift, die unter dem Titel „Klugheit der Gerechten“ Anweiſung

zu einer christlichen Erziehung gibt, aus dem Französischen übersetzt, und Horbe, dem ihr Inhalt gefiel, hatte sie an eine Anzahl von Leuten, die bei ihm aus- und eingingen, als Neujahrsgeschenk ausgetheilt. Unglücklicher Weise brachten seine Gegner in Erfahrung, daß diese Schrift einen Jesuiten, und, was in ihren Augen noch ärger war, einen Freund der schwärmerisch-frommen Bouvignon, zum Urheber habe. Daß ein solcher Baum nur giftige Früchte zeugen könne, ward zum Vorweg für ausgemacht angenommen, und wer solche Früchte vertheilte, mußte ein Giftmischer seyn. Mayer bewieß also, wie eben Ketzermacher zu beweisen pflegen, daß das Buch durch und durch mit dem Enthusiasmo und anderer haeresi angefüllt, ja, recht teuflisch und widerchristlich geschrieben sei; klagte Horben als Theilnehmer derselben Gesinnungen an, und erklärte, nebst einem zahlreichen Anhange gleichgesinnter Amtsbrüder, daß Horbe als ein Schwärmer

und Erzbetrüger seines Amtes entsetzt werden müsse. Diese Erklärung konnte für ein Manifest des offnen Krieges gelten. Die Prediger tobten auf den Kanzeln; das Volk auf den Straßen und in den Wirthshäusern; die Verbote der Obrigkeit wurden verachtet, und diejenigen, welche Gehorsam zu predigen verpflichtet waren, gaben das Zeichen der Empörung, indem sie erklärten, sie wären Diener, nicht des Rathes, sondern Gottes, und sie würden die Sache des Glaubens nicht durch feiges Stillschweigen verrathen, wenn sie auch Kopf und Kragen darüber einbüßen sollten. Umsonst bemühte sich Horbe durch die gemäßigsten Erklärungen seine Gegner zu beruhigen; nichts genügte ihnen; sie forderten seine Verurtheilung. Auch seine Ermahnungen zur Ruhe fruchteten nichts; denn nur durch Sturm und Unruhe konnten jene zum Ziele kommen. Auch geschah es mehr als einmal, daß ihn der Pöbel auf der Straße und selbst bei seinen Amtsverrich-

einander schmähte, Steine gegen ihn aufhob und seine Person bedrohte; ohne Zweifel, um das, was Worte nicht vermöchten, durch die Kraft mörderischer Gründe zu bewirken.

In solchem innern Zwiespalt war Hamburg begriffen, als, wie wir oben erzählt haben, Leuchen Wahrmund über die Straße ging, um ihr Herz gegen ihre Freundin und Nachbarin auszuschütten. Beide Mädchen waren von gleichem Alter, hatten bei demselben Schulmeister ihre Fibel- und Katechismus-Studien gemacht, und waren endlich zu gleicher Zeit zum Tisch des Herrn gegangen; so daß die Vertraulichkeit mit ihnen heranwuchs, und nicht leicht ein wichtiger Gegenstand ihre Gedanken beschäftigte, den sie nicht gemeinschaftlichen, eben so gründlichen als ausführlichen Berathungen unterwarfen. An kleinem Streite fehlte es dabei nie, aber zur Uneinigkeit schlug der Streit

doch niemals aus. Nur Einmal waren sie nah daran, als Lenchen ein neues Tamyn Jäckchen — damals die schönste und neuste Mode — statt des verabredeten blauen Bandes mit rothem eingefaßt hatte. Da sie aber sah, daß Gretchen am Freitage darüber schmollte, trennte sie am Sonnabend die rothe Besetzung, so schön sie ihr auch stand, stillschweigend ab, und traf nun Sonntags frohen Muthes mit der Gleichbekleideten auf dem Kirchwege zusammen, reichte ihr die Hand und sagte: „Nun bist Du mir doch wieder gut?“ worüber Gretchen selbst ganz purpurroth wurde, und der Freundin versöhnt um den Hals gefallen wäre, wenn es sich auf der Straße geschickt hätte.

Als nun Lenchen in Kittelbachs Haus trat, mußte sie bei dem Steine vorbei, wo eben Martin, der Altgesell, ein Dutzend Exemplare von der Klugheit der Gerechten unter dem schweren Hammer ebnete. Wie nun das Mädchen an ihm vorüber kam, hielt

er inne mit der Arbeit, zog die Kappe ab, und sagte in seiner rheinischen Mundart: »Grüß Sie Gott, Jungfer Nachbarin. Das Gretel thut oben sitzen.« Worauf Lenchen kopfnickend und hocherröthend antwortete. Gretchen hatte eben in ihrer Kammer ein Stück selbstgesponnenes Garn aufgehangen, wo schon Stück bei Stück in doppelten Reihen hing, und die ganze Länge der Wand füllte. Lenchen musterte den neuen Zuwachs mit Kennneraugen, lobte das feine Gespinnst und den festen Faden, und vertiefte sich mit solcher Liebe in dem Gespräch darüber, als ob sie sonst gar nichts auf dem Herzen gehabt hätte. Erst nachdem dieser Gegenstand mit gleicher Theilnahme von beiden Seiten behandelt und erschöpft war, theilte Lenchen der Freundin die Anmuthung ihres Vaters mit, und unter heißen Thränen beschloß sie ihre Erzählung mit den Worten: »Ich weiß, was ich dem Vater schuldig bin, und ich habe Gott auf den Knien gebeten, mich nicht

gegen das vierte Gebot sündigen zu lassen. Aber wenn er mich zwingt den Sebastian zu heirathen, so bin ich Zeitlebens unglücklich, und ich wollte, daß mich Gott lieber gleich von der Welt nähme.»

Gretchen weinte mit und sagte: »Ich weiß auch in aller Welt nicht, wie Dein Vater den schiefbeinigen Knirps ausstehen kann. Niemand mag ihn leiden. Er kann doch Dein Unglück nicht wollen.»

»Er meint aber eben, es sei mein Glück,« antwortete Lenchen. »Er macht viel Rühmens von seiner Frömmigkeit, und daß er das Meinige zusammenhalten und durch Sparsamkeit und gute Wirthschaft vermehren würde.»

»Ja, und Dich Hunger würde leiden lassen, wie er selbst ein filziger Hungerleider ist. Ich höre ja, wie unsre Gesellen von ihm sprechen. Und wie weit mag es denn mit seiner Frömmigkeit her sein? In die Kirche geht er, das ist wahr. Keinen Sonn-

tag thut er es unter drei Predigten, und die Betstunde geht noch darein; und dann hat er die ganze Woche den Mund voll weiser Sprüche wie Sirach, und wirft mit erbaulichen Redensarten um sich, die er hier und da aufgeschnappt hat. Daß er aber etwas Gutes thäte, davon hab' ich nie gehört. Vor acht Tagen, wo er eben aus der Frühkirche kam, ging ich hinter ihm her, ohne daß er mich gewahr wurde, und ich konnte das Lachen nicht lassen, da er mit seinen schlechten Beinen so gravitätisch einherschritt, und das große Gebetbuch in beiden Händen recht breit vor sich her trug. Da machte sich die alte Anne an ihn, und ich konnte hören, daß sie ihn um Gotteswillen bat, sich ihrer zu erbarmen, und ihr nur einen Stüber zu schenken, damit ihre Enkelchen nicht verhungerten. Was glaubst Du, daß er that? Er hielt ihr eine Strafpredigt, daß sie nicht arbeitete — die alte, contracte, halbblinde Frau! — und daß sie das Ihrige nicht besser

zu Rathe hielt — da sie doch gar nichts hat; und dabei hatte er immer die Hand in der Tasche, und ich meinte nicht anders, als er würde doch am Ende seiner überflüssigen Predigt die Riemen aufschnüren. Aber es geschah nur, um den Knoten fester zu ziehn. Im Aerger über den schlechten Kerl gab ich dem armen Weibe die Paar Pfennige, die ich bei mir hatte, und sie heulte fast vor Dankbarkeit, und schwor mir, sie hätte den Tag vorher mit ihren armen verwaisten Würmern kein Krümchen Brod gehabt. Was soll man nun von so einem Menschen sagen, der schöne Sprüche auf der Zunge und ein steinernes Herz in der Brust hat? Kann da Frömmigkeit sein? Sieh, Mädchen, wenn Du mir den Knicbock heirathetest — bedauern müßt' ich Dich zwar, — aber über Deine Schwelle könnt' ich nicht mehr kommen."

Indem Gretchen mit solchen Worten den Widerwillen ihrer Freundin gegen den vorgeschlagenen Bewerber nährte, fing Lenchen

noch heftiger an zu weinen und sagte: »Ach es ist Alles wahr, wie Du es sagst; aber der Vater hat sich das nun einmal so ausgedacht, und wie soll ich über den festen Männersinn Herr werden? Hätte ich doch nur Einen Menschen auf der Welt, der mich vertrate und zu meinem Besten spräche! Aber so ist der Pflegevater meine einzige Stütze, und wenn mir diese mangelt — dann wär' es wohl am Besten, ich ginge zum Thore hinaus, so weit mich meine Füße trügen, oder ich legte mich in's Grab zu denen, die meine Kindheit gepflegt haben.«

Indem sie so sprach, wurde ihr Weinen immer heftiger. Sie verhüllte sich das Gesicht mit der Schürze, und sagte schluchzend und mit gebrochener Stimme: »Ach und nicht einmal ein Grab haben die Alle!«

»Daß Du mir schon wieder an die Sache denken mußt,« sagte Gretchen, indem sie ihre nassen Wangen an das schmerzglühe Gesicht ihrer Freundin druckte; »hast Du mir

doch schon so vielmal versprochen, sie Dir aus dem Sinne zu schlagen!»

»Wenn der Mensch könnte, was er will,» antwortete Lenchen, indem sie ihren Arm um den Nacken der Freundin schlang. Und ach, es ist mir bei dieser Sache oft, als wenn ich das gar nicht einmal wollen dürfte.»

*

Die Sache, welche Lenchens Herz in diesem Augenblicke so heftig bewegte, war allerdings schmerzhaft genug, um auch auf ein heiteres Leben einen breiten Schatten fallen zu lassen. Lenchens Leben aber gebrach zur Heiterkeit viel. Sie hatte ihre Eltern nie gekannt. Eine verheerende Seuche hatte beide zugleich ergriffen. Die Frau wäre wohl davon gekommen, aber da der Mann an ihrer Seite starb, warf der Schmerz darüber sie auch in das Grab. Als sie starb, hatte sie das einjährige schlummernde Kind im Arm; und eben da das mütterliche Herz auf immer

still stand, schlug das anmuthige Kind die großen blauen Augen auf, und streckte beide Aermchen nach der Base aus, die weinend am Bette der Abgeschiedenen saß. »Nein, liebes Kind,« sagte die brave Frau, schmerzlich durch ihre Thränen lächelnd, »Du sollst nicht verlassen sein. Gott hat mich nicht umsonst mit zeitlichen Gütern gesegnet; wenn ich aber auch nichts hätte als ein dürftiges Auskommen, so sollte es Dir doch nicht an meiner Pflege fehlen.« Mit diesen Worten nahm sie das lächelnde Kind auf den Arm, küßte es, und trug es in ihren Mantel gehüllt, nach Hause zu ihrem Mann. »Du, Hieronymus,« sagte sie, »hat uns Gott ein Kind beschert, denn ich denke, Du wirst nichts dawider haben, wenn ich die arme Waise neben den unsrigen auferziehe.« — »Da sei Gott vor,« antwortete der Mann, »daß ich einer Waise Obdach und Pflege weigern sollte. Es soll fortan nicht anders gehalten sein, als wenn es in seiner eignen

Eltern Hause wäre; und wenn es, wie ich hoffe, in Ehrbarkeit und Gottesfurcht heranwächst, so soll es den Mangel der Eltern nimmer gewahr werden.»

Der Mann, welcher so sprach, war Hieronymus Snitger, ein Bürger im besten Sinn, und mit jeder Tugend begabt, die den Bürger eines freien Staates zieren mag. Sein Misgeschick wollte, daß der letzte Theil seines Lebens einer bangen und bewegten Zeit anheim fiel. Durch Unruhen im Innern und Stürme von Außen bedroht, stand die Freiheit selbst auf dem Spiel; und denen, die zu ihrer Vertheidigung berufen waren, mangelte es bald an Willen, bald an Muth, bald an Geschicklichkeit. Snitger ergriff das Ruder mit mehr Entschlossenheit als Kunde, und erlag der List, gegen die es seinem treuherzigen Gemüth an Waffen gebrach. Der leidenschaftlichen Menge gilt Unglück immer für Schuld, und meist für absichtlichen Verrath. Der Mann, welcher als Retter der

Stadt vergöttert worden, wurde, bei einem unerwarteten Umschwunge der Dinge, als ein Verräther gemishandelt, und starb, aber mit ungebeugtem Muthe, den Tod der Verbrecher. Aber sein Name, wenn gleich von Vielen verunglimpft, steht gereinigt in den Jahrbüchern der Geschichte, ähnlich dem Namen eines Phocien, dem er an Reinheit der Gesinnung und an Liebe des Vaterlandes glich, obschon er an Tiefe der Einsicht und Bildung weit hinter dem Grichen zurückstand.

In dem Hause dieses Mannes wuchs Lenchen auf, so daß sie von den Meisten für eines seiner Kinder gehalten wurde. Sie hatte die guten und bösen Tage dieses Hauses gesehn, und die Erinnerung von beiden, doch mehr die des Unglücks, war ihrem Gemüthe unauslöschlich eingeprägt. Mehr als einmal hatte sie ihrer Freundin den Abend beschrieben, an welchem ihr Oheim und Pflegevater den Händen und Fesseln einer räu-

berischen Schaar von auswärtigen Feinden entrissen worden; wie da die ganze Straße mit Blumen, der Wagen des Geretteten mit blühenden Zweigen bedeckt gewesen, und der Jubel der wogenden Menge um sein Haus her und in der Nachbarschaft die ganze Nacht hindurch gedauert habe. Sie erzählte dann, wie ihre Base nicht habe aufhören können zu weinen; erst vor Freude über des Mannes Rettung und Ehre; dann aber auch aus ahnungsveller Bangigkeit. Die Freude der Unglücklichen war von kurzer Dauer, und ihre Ahnungen gingen schnell in Erfüllung. Nach Verlauf eines Jahres etwa sah sie ihren schuldlosen Mann, der nur für seine Kurzsichtigkeit in diplomatischen Ränken büßte, in das Gefängniß geworfen, auf die Folter gespannt und zum Tode verurtheilt. »Als das Urtheil ausgesprochen war,« erzählte dann Leuchen, »nähte die Base für den letzten Gang ihres Mannes den herkömmlichen Anzug, Jacke und Beinkleider von weißer Leinwand,

ringsum mit schwarzem Bande eingefaßt. Auch ich half dabei und machte kleine Stiche, weil ich in meinem kindischen Sinne dachte, durch die Verzögerung meiner Arbeit rücke die gräßliche Todesstunde hinaus. Wir hatten so die ganze Nacht genäht, und bei Tages Anbruch ging die Vase mit dem Todtenkleide nach dem Gefängnisse. Wir Kinder saßen indeß zu Hause und sahen scheu auf einander; aber keines wagte ein Wort zu lallen, und bei jedem Geräusch auf der öden Straße fuhren wir erschreckt zusammen. Indem wir so saßen, ließ sich von Fern die Glocke hören, mit der arme Sünder auf ihrem letzten Wege begleitet werden. Bei dem ersten Laute davon stürzten wir Alle auf unsre Knie, und drückten die Hände gegen die Augen, als ob wir gefürchtet hätten, die Vollstreckung des blutigen Urtheils zu sehn; und es begegnet mir noch oft, daß ich das Jammergeschrei und Wehklagen, das wir damals erhoben, im Schlafe höre, und dann

mit einer Beängstigung aufwache, die den ganzen Tag fortdröhnt. Das Glöckchen läutete noch, als die Base nach Hause kam. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre, und nie hat sich seitdem die Todtenblässe verloren, mit der Schrecken und Schmerz sie angehaucht hatte. Ihr Vermögen war ihr genommen; aber auch in ihrer tiefen Armuth wollte sie mich nicht von sich lassen, sondern theilte mit mir, bis an ihren Tod, das spärliche Almosen, mit dem einige wohlgesinnte, aber unbegüterte Menschen ihr armseliges Leben fristeten.«

Lenchen stand im zehnten Jahre, als sie diese zweite Mutter verlor, und die Schande, die jetzt an dem Namen des Hauses haftete, dem sie zugehörte, machte ihre Lage hülfloser, als sie bei dem Tode ihrer Eltern gewesen war. Doch wachte das Aug der Versehung auch jetzt über sie. Meister Anton, damals noch in beschränkten Umständen, war einer der Wohlthäter ihrer Pflegemutter ge-

wesen; er war bisweilen in ihr Haus gekommen, und hatte eine Neigung zu dem schönen und sittsamen Kinde gefaßt; und da ihm um dieselbe Zeit, wo Snitgers Wittwe starb, sein einziges Kind durch den Tod entrissen worden war, nahm er sie zu sich. Viele tadelten ihn deshalb. Er selbst aber fand in ihr Trost und Ersatz; und da seitdem ein sichtbarer Segen auf seinem Hause ruhte, sein Vermögen durch unerwartete Glücksfälle wuchs, und Alles unter den Händen des klugen Mädchens gedieh, legte er ein Testament nieder, durch das er sie zu seiner Erbin erklärte, wenn sie sich ihm bis an seinen Tod kindlich und gehorsam bewieß. Sie selbst wußte nur so viel, daß er ihr etwas zu nothdurftigem Unterhalte aussetzen wolle. Mehr entdeckte er nicht, entweder weil er ihre Liebe nicht dem Eigennutze verdanken wollte, oder weil solche Mittheilungen nicht in seiner Natur lagen. Denn so freigebig er mit Lenchens Leb gegen andre war, so behielt er

doch gegen sie immer den strengen Ernst, welcher Gehorsam heischt, und die Frucht der Liebe nur von dem Stamme der Furcht und Ehrfurcht zu pflücken begehrt.

Das was nur Wenige wußten, und Niemand weniger ahnete, als Lenchen selbst, daß sie die Verwalterin der eignen Habe sei, hatte der schlaue Sebastian, wir wissen nicht auf welchem Wege, erhorcht, und diese Entdeckung hatte plötzlich eine Neigung in ihm erweckt, die wohl sonst, trotz aller Tugenden des anmuthigen Kindes, geschlummert hätte. Von dieser Zeit an bewarb er sich vor allen Dingen um die Gunst des Meisters, dem er als ein tüchtiger Gesell vorzüglich nützlich war; und da Meister Anton mit vielen andern Menschen die Schwachheit gemein hatte, seine Meinung immer für die beste zu halten, so beobachtete Sebastian, dem außer seinem Vortheile ziemlich alles andre gleichgültig war, von den Lebensregeln des großen Gargantua keine mit größerer Gewissenhaf-

tigkeit als die: »immer gleicher Meinung mit dem Herrn Superior zu seyn.« Dabei eiferte er, zum großen Verdruße seiner Mitgesellen, ohn' Unterlaß gegen die verderbte Welt, und wiederholte die Woche hindurch in der Werkstatt, was er am Sonntag in der Kirche gehört hatte, mit vielen eignen Einschiebseln, Zusätzen und erläuternden Beispielen durchwebt, die er größtentheils aus dem Leben seiner Mitgesellen und andrer Kameraden entlehnte. Dafür wurde er auch von Allen, den Meister ausgenommen, recht gründlich gehaßt, und Lenchen, die hellere Augen hatte, als ihr Vater, zweifelte ganz und gar nicht, daß er ein Heuchler, ein Zweiächsler und Augendiener sei. Sie meinte aber, er thäte das Alles aus Achtung gegen ihren Vater, daher er ihr nicht ganz so schwarz vorkam, als er wirklich war, und auch ihr ohne Zweifel erschienen sein würde, wenn sie gewußt hätte, daß seine frommklingenden Reden nur Bannsprüche waren, um den

Schatz des ihr bestimmten Gutes zu heben. Aber herzlich froh war sie doch, seine unangenehme Nähe fürs Erste los zu seyn, da er eben in dieser Woche sein Meisterstück auf der Herberge fertigte, was etwa acht Tage dauern mochte, mit denen aber auch leider die Frist ablief, die ihr zur Selbstberathung d. h. zu gehorsamer Unterwerfung unter den väterlichen Befehl verstattet war.

*

Nachdem die beiden Freundinnen hinlänglich mit einander geweint hatten, und es Zeit schien sich zu trennen, gingen sie Hand in Hand durch die Hausflur, wo Martin noch immer auf die »Klugheit der Gerechten« hämmerte, so daß wohl seit langer Zeit kein Buch so fest und glatt geschlagen aus seinen Händen hervorgegangen war. Denn da er Lenchen im Hause wußte, wär' es ihm unmöglich gewesen von dem Platze zu weichen, ohne sie wenigstens weggehn zu

ſehn, vielleicht auch ihre Stimme zu hören. Gretchen, die recht gut gemerkt hatte, wie es in dem Herzen der beiden Leute ausſah, und dabei ein Schelm war, ging erſt, wie in tiefem Geſpräche mit Lenchen an dem ernſigen Geſellen vorüber, als ob ſie ihn gar nicht wahrnähme, kehrte ſich aber ganz unerwartet gegen ihn um, ohne doch Lenchen von der Hand zu laſſen, und ſagte: »was handthiert er denn nur noch ſo ſpät am Abend? Zeig' er doch her.« Dabei zog ſie ihre Freundin nach ſich, ſo daß ſie vor Martin zu ſtehn kam, der ihr mit freudiger Ueberraſchung den Titel des Buches, das er auf den Stein hatte, zum Leſen entgegenhielt. »Ach das,« ſagte Gretchen. »Das iſt Dir ein recht erbauliches Buch. Die Jacobiten haben es gräulich angeſchwärzt; aber Du kannſt es darum doch leſen.«

»Wenn ich es hätte,« antwortete Lenchen, ohne die Augen aufzuſchlagen.

»O ich gebe Dir meines,« ſagte Gret-

chen, »das mir Herr Horbe selbst zum Neujahre geschenkt hat.« Und mit diesen Worten sprang sie die Treppe hinan, und ließ Lenchen und Martin in der Dämmrung einander gegenüber stehn, beide bestürzt und stumm. Da Gretchen mit der Rückkehr etwas zögerte, machte Lenchen schon eine Bewegung, als ob sie ihr folgen wollte; aber Martin faßte sich schnell ein Herz, nahm sie bei der Hand und sagte: »Sie kann mich wohl gar nicht leiden, Jungfer Lenchen?« — »Warum sollt' ich ihn denn nicht leiden können,« antwortete diese hocherröthend; »er ist ja, so viel ich weiß, ein rechtschaffner Mensch. Aber warum thut er so curiose Fragen an mich?« — »Weil ich ihr so gut bin,« antwortete Martin, ohne ihre Hand fahren zu lassen, »so daß ich an nichts anders denken kann, als an sie; und wenn ich wüßte, daß sie mir gram wäre; so ging ich lieber in die weite Welt, oder legte mich in's Grab.«

Lenchen gedachte hierbei, daß sie vor we-

gen Augenblicken ganz ähnliche Worte zu Gretchen gesagt hatte, und dieses bewegte ihr Herz so wunderbar, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihre Augen schüchtern zu ihm zu erheben, und da sie seinen forschenden Blicken begegnete, die aus dem offnen ehrlichen Gesichte so schön um Liebe flehten, wurde sie noch mehr bewegt, so daß ihr das Weinen nah war, und sie nur sagen konnte; »Ich bin ihm gar nicht gram; aber ich darf ihm ja nicht gut sein, wenn ich auch noch so gern wollte.« Dabei zog sie ihre Hand aus der seinigen, und in dem Augenblick kam Gretchen gesprungen, und sagte mit schelmischem Lächeln: »Ich hatte es in der Lade verkramt. Aber sieh nur, wie nett es gebunden ist: Es ist Martins Arbeit.« — Dabei gab sie ihr einen Kuß, kniff sie verstohlner Weise in den Arm, und rief ihr noch aus der Thür nach: »Nun gute Nacht! Wo hat denn die Dirne die Gedanken, daß sie so fortläuft, ohne Gutnacht zu sagen?«

Meister Anton war schon zu Hause. Mit ungleichen Schritten, bald langsamer, bald schneller, ging er in der Stube auf und ab, und schien es nicht zu hören, als Lenchen zu ihm sagte: »Guten Abend, Vater. Ihr seid ja heute gar ungewöhnlich früh nach Hause gekommen.« — Es mußte ihm etwas Ungewöhnliches begegnet sein, worüber er nicht mit sich einig werden konnte; und Lenchen wußte, daß es in solchen Fällen immer das Beste war, ihn sich selbst zu überlassen, bis er von selbst die Schleußen seines Schweigens aufzog. Sie setzte sich also ganz still an ihr Rädchen, und hing ihren Gedanken nach, und wiederholte sich das, was Martin zu ihr gesagt hatte, und daß sie ihm ganz anders und besser hätte antworten sollen, und dergleichen mehr.

Nach einiger Zeit zündete der Meister seine Pfeife an, rückte seinen Stuhl an den Tisch, und nachdem er einen Zug aus

dem Kruge gethan, und einige dicke Rauchwolken von sich geblasen hatte, sagte er: »Du bist am eilften Trinitatis in der Kirche gewesen, und hast gehört, wie der Pastor den Pharisäer herumnahm seines Hochmuths wegen, und wie er immer wieder auf den Spruch kam: Denn wer sich selbst erhöhet u. s. w. Hast Du nun da wohl gedacht, daß Dein Vater so ein Pharisäer wäre, der erniedrigt werden müßte, weil er sich ungebührlich selbst erhöht?» — Wie hätt' ich wohl auf solche Gedanken kommen können? fragte Lenchen. Aber warum fragt Ihr mich das?

»Ich meine auch nicht solcher Sünde schuldig zu sein,» fuhr der Alte fort, ohne auf Lenchens Frage zu achten. »Zwar ständ' es mir schon an zu sagen, wie der Pharisäer im Evangelio sagt: Ich bin nicht, wie andre Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder Zöllner. Ich könnte es sagen; aber sag' ich es denn? Auch sag' ich nicht: »Ich faste

zwier in der Woche;» denn es kömmt täglich Fleisch auf meinen Tisch, und Gott soll mich vor dem papistischen Fasten bewahren! »Und gebe den Zehnten von Allem was ich habe.» Wenn der Zehnte als Schoß gefordert wird, so zahl' ich ihn ehrlich und redlich; aber wer hat je gehört, daß ich mich dessen gerühmt hätte? Mit einem Worte, was einem Hamburger Bürger ziemt, das thu' ich, und fordre dafür nur was recht und billig ist. Oder wär' es recht, wenn ich das, was einem Bürger und Sechziger gebührt, fahren ließe, und dadurch das Ansehn und die Freiheit der Stadt herabbrächte?»

Der Meister hielt hier inne, indem er den Rauch in dichten Wolken von sich bließ und starr auf die Erde sah. »Es muß Euch wohl was begegnet sein,» sagte Lenchen, »daß Ihr meint Euch so vertheidigen zu müssen. Wer weiß denn nicht, daß Ihr ein ehrenfester Mann seid, der keinen seiner Nächsten, wie geringer auch sei, verachtet, und

sein Brod mit den Armen theilt, ohne Euch doch ja des Guten zu rühmen, das Ihr thut? Ich darf wohl so sprechen, mehr als irgend jemand, da Ihr Euch ja meiner in meiner Verlassenheit und Armuth angenommen und mich erzogen habt, ohne mich doch je fühlen zu lassen, was ich Euch alles schuldig bin. Und wer Euch Ruhmredigkeit oder Hochmuthschuld gäbe, der müßte wohl ein rechter Verläumder und Lügner sein.»

Meister Anton sah noch immer gerade aus und schwieg. Auch Lenchen schwieg. Endlich sagte er, nach einer stummen Pause, vor sich hin: »Ich bin ein sündhafter Mensch, wie wir alle von Adam her; aber ein Pharisäer bin ich nicht, oder wohl noch etwas schlimmeres, mag auch Docter Mayer sagen was er will.»

»Hat sich Herr Mayer solche Reden gegen Euch erlaubt?» fragte Lenchen, indem sie das Rad ruhen ließ. »Ich will nicht hoffen.»

»Nun ich will Dir die Sache erzählen,

wie sie war," antwortete Meister Anton. »Du bist ein gescheides Mädchen, und wirst nicht geringer von Deinem Vater denken, weil ihn andre schmähen. Ich trug, wie Du weißt, das Kleid zu dem Pastor hin. An der Hausthür stieß ich auf den Rathsdiener — er mochte wohl etwas von Rathswegen bestellt haben, was den Herrn in eine schlimme Stimmung gesetzt hatte — der sagte mir, der Herr wäre auf seiner Studirstube, ich sollte nur hinaufgehn, und eben das sagte mir die Magd, die in der Küche aufwusch. Ich nahm also dem Lehrjungen das Kleid ab, klopfte leise an der Thüre an, ein-zwei-dreimal, und da Niemand herein rief, öffnete ich die Thür ein wenig, um zu sehn, ob Jemand in der Stube sei. Der Doktor saß mit der Pfeife im Lehnstuhl. Als ich nun den Kopf hineinsteckte, rief er mir entgegen: Nun! was ist das für eine Unverschämtheit? Läuft man den Leuten so gerad in die Stube? — Ich entschuldigte mich

mit aller Beſcheidenheit, aber er brummte fort. Ich that als hört' ich es nicht, packte das Kleid aus, und probirte es ihm an. Da ſollte es nun nicht recht ſitzen, hier zu kurz dort zu lang ſein; auch ſollte ich es nicht zu rechter Zeit geliefert haben, und was dergleichen mehr war. Ich antwortete auf Alles mit großer Beſcheidenheit, wie es auch meine Schuldigkeit gegen einen geiſtlichen Herrn war; da er aber in Allem Unrecht behielt, erboßte er ſich bei jeder meiner Antworten immer mehr, ſo daß ihm das Blut in's Geſicht ſtieg und die Augen funkelten. Nun forderte er mir die Rechnung ab. Ich überreichte ſie ihm. Er lief ſie mit einem Blicke durch, und — was glaubſt Du, Lenchen? — warf ſie mir vor die Füße. Und auch das war noch nicht genug. Denn er ſchrie dann: Seid Ihr von Sinnen? Wer gibt ſo viel für einen Rock zu machen? — Ew. Hochwürden denken nicht an die Zuthaten, erwiederte ich mit aller möglichen Mäßigung,

ob es mir ſchon ſchwer ankam. — An die Zuthaten! die Zuthaten! fuhr er auf. Das iſt immer der Betrüger Rückenhalt. — Jetzt konnte ich mich nicht mehr halten. Ew. Hochwürden, ſagte ich, das hat mir noch Niemand ſagen dürfen. Ich bin ein ehrlicher Mann und ein Sechziger, den man nicht mit Ihr und Betrüger tractirt. — Da ergrimmte das Männchen noch mehr, und ſchüttelte ſeine ſchwarze Perücke, daß die Sammetkappe herunterfiel, ſchalt mich einen aufgeblaſenen Phariſäer, der nicht wiſſe, was er einem Diener Gottes und des Evangelio ſchuldig ſei, und wieß mir die Thür. Er wieß mir die Thür, Lenchen! und als ich ſchon hinaus und auf der Treppe war, riß er ſie wieder auf und rief mir nach, ich ſollte ihm nicht wieder über die Schwelle kommen. Was ſagſt Du dazu, Lenchen? Ich glaube nicht, daß ich mich in meinem Leben ſo alterirt habe.»

Lenchen, die ihren Vater aufrichtig lieb-

te, hörte die Geſchichte mit tiefem Unwillen an, und verhehlte ihre Empfindungen nicht; zugleich aber — wie ſich oft Widerſprechendes in dem Herzen paart — leuchtete ihr aus dem Verdruße ihres Vaters etwas Erfreuliches entgegen, wovon ſie ihre Gedanken nicht wieder abziehn konnte. Schon lange hatte ſie, ohne recht zu wiſſen warum, einen geheimen Widerwillen gegen den Paſtor der Jacobi-Kirche gefühlt, wovon der Grund ohne Zweifel in den ausſchweifenden Lobeserhebungen lag, die der widrige Sebaſtian ohn' Unterlaß über ihn ausſchüttete; und da die beſondere Gunſt, in welcher Sebaſtian bei ihrem Vater ſtand, auch mit dem Trugbilde von Mayers Heiligkeit und Würde zuſammenhing, ſo meinte ſie — es war aber mehr ein dunkles Ahnen als ein klarer Gedanke — daß wenn ſich der Zauber jenes Phantoms löſte, damit auch Sebaſtian's Anſehn bei dem Meiſter eine große Erſchütterung erleiden dürfte. War es da ein Wun-

der, daß sie ihrer Zunge gegen den stolzen Pastor von St. Jacob freien Lauf ließ, und sogar kühn genug war, ihrer Rede die Vermuthung einzuflechten, daß er doch wohl auch dem Pastor Herbe Unrecht gethan haben könnte; worauf Meister Anton nichts weiter antwortete, als daß doch wohl Ministerium von Amtswegen wissen müßte, was der rechte Glaube sei.

Nachdem nun der ganze Vorfall ausführlich genug besprochen, aber noch keineswegs erschöpft war, begab sich Lenchen in die Küche, um nach dem Abendessen zu sehn, und als es sechs schlug, stand des Vaters Lieblingsgericht, die Aalsuppe, auf dem Tisch, und ein Krug schäumenden Bieres daneben, und der Rest eines Pufferts *) zum Nachtische. Meister Anton hatte sich mit geringem Appetit zu Tische gesetzt; aber so starker Versuchung widerstand er nicht; und bei jedem

*) Ein Kuchen in einer runden Form gebacken.

wohlschmeckenden Bissen, den er genoß, bei jedem Zuge, den er aus dem Kruge that, verloren die Stacheln des Unmuths, die sich in sein Herz eingedrückt hatten, etwas mehr von ihrer ätzenden Schärfe.

Lenchens hellen Blicken blieben die guten Wirkungen ihrer Kochkunst nicht verborgen, und sie beschloß, den günstigen Augenblick zu benutzen, und das Eisen zu schmieden so lang es warm war. Wir müssen dabei bemerken, daß sie wirklich die ehrliche Absicht hatte, ihrem Vater, so viel an ihr läge, das Vorurtheil zu benehmen, das er auf andrer Treu und Glauben gegen den Pastor der Nicolaikirche hegte, von dem sie ihre eigne günstige Meinung bisher immer hatte zurückhalten müssen. Sie hatte bei Kittelbecks immer viel Gutes von dem Manne gehört; ja, sie war — ohne Wissen ihres Vaters — ein- oder zweimal mit Gretchen in seiner Predigt gewesen, und hatte sich hier zugleich an dem gemüthvollen Redner auf

der Kanzel, und an seinem Landsmann neben der Kanzel, an dem uns wohlbekannten Martin, erfreut. Als sie nun nach vollendetem Nachtessen mit dem Vater noch am Tische saß, zog sie, wie in Gedanken, das von Gretchen geliehene Buch aus der Tasche, besah den schönverzierten Einband, las Titel und Ende, und blätterte hin und her darin, bis es der Vater bemerkte, und fragte, was sie da habe. »Ach,« antwortete sie, »Gretchen hat mir keine Ruhe gelassen; ich hab' es mitnehmen müssen, und sie sagt, es wäre schön zu lesen. Es ist eben das Buch, worüber der große Lärm entstanden ist.«

»So! so!« erwiederte Meister Anton, indem er die Hand nach dem Buche ausstreckte. »Doctor Mayer sagt, es stecke voll von Ketzergift; und wenn dem so ist, so hat er Recht davor zu warnen. Es wäre vielleicht doch besser, Du läsest es nicht.«

»Aber nicht alle Menschen,« antwortete Lenchen, »sprechen so wie Doctor Mayer

ſpricht. Manche ſagen, er ſchmähe auf das Buch nur aus Haß gegen den Paſtor Herbe, um den aus der Stadt zu treiben. Und ich ſollte meinen, daß wenn das Buch wirklich ſo gottlos wäre, ein jeder gute Chriſt, der wie Ihr ſeinen Katechismus gut inne hat, den Pferdefuß des Satans darin mußte wahrnehmen können. Es iſt doch immer gut, wenn man ſelbſt ſieht, was an einer ſolchen Sache iſt.»

»Das iſt nicht dumm geſprochen,» antwortete Meiſter Anton, »und ich habe wohl ſelbſt dergleichen Verhetzungen erlebt, wo die Sache am Ende ganz anders war, als die Schreier ſagten. Lies mir doch etwas aus dem Buche vor.»

Lenchen, die nichts mehr gewünſcht hatte, fing ſogleich zu leſen an: »Geliebte Väter, Mütter und Alle, denen die Auferziehung der Kinder anbefohlen iſt, wenn ihr recht erkenntet die Wichtigkeit dieſer Verrichtung, ſo würdet ihr leichtlich ſehn, daß alle eure zeitlichen Geſchäfte, Aemter, Handel, Ge-

werbe und Güter, nebst den Sorgen, selbige zu erwerben oder beizubehalten, in Vergleichung mit jener nichts, ja weniger als nichts, oder bloße Kleinigkeiten sein.»

Hier gab der Meister seiner Tochter ein Zeichen inne zu halten, und sagte: »Ich will mir erst eine Pfeife anbrennen; dabei nimmt man so eine Sache besser zu Herzen.» Dann, indem er es that, sagte er: »Das kann nichts Böses sein, wenn man die Eltern ermahnt, scharf auf ihre Kinder zu sehn, und sich dieser Sache mit Ernst und Eifer anzunehmen. Weiß ich doch hundert Beispiele für eines, daß aller Segen aus einem Hause wich, weil den Leuten ihr Geld und Gut mehr am Herzen lag, als das Wohl ihrer Kinder. Jetzt lies weiter Lenchen.»

Lenchen hatte von Natur eine reine und angenehme Stimme, und in der Schule hatte sie gelernt deutlich und mit Ausdruck zu lesen. Der Vater hörte aufmerksam zu, fügte jedem Abschnitte seine Bemerkungen bei,

und war nicht wenig erstaunt, als ihn der Ruf des Nachtwächters erinnerte, daß er schon länger als eine Stunde über die gewöhnliche Zeit munter geblieben war. Er wollte aber auch noch das Uebrige hören; und als Lenchen die letzte Seite gelesen hatte, sagte er: »Ich bin freilich nur ein unstudirter Mann; aber wenn dieß, wie Doctor Mayer sagt, Teufelswerk und Ketzergift ist, so müßte der Satan die Gestalt eines Engels annehmen können; und ich werde nimmermehr glauben, daß ihm Gott solche Macht gebe, um Menschen, die nichts Arges meinen, in seine Netze zu ziehn. Wie sollte denn, ich bitte Dich, Kind, der Erzfeind, der nur Zwietracht und Unfrieden stiftet, die Menschen ermahnen, wie hier geschieht, ihren Nächsten zu lieben, ihn höher zu halten als sich selbst, sich nicht zu rächen, sondern Böses zu verzeihen, und Gott auch für seine Feinde zu bitten? Nein, nein, solche Lehre ist Gottes, nicht des Satans Wort.

Und heißt nicht der Satan in der Schrift ein Lügner vom Anfang? Hier aber wird ja gebeten gar nicht zu lügen, seine Fehler nicht zu entschuldigen, sondern sie aufrichtig zu bekennen, um Gnade bei Gott zu erlangen. — Morgen, Lenchen, bestellst Du mir so ein Buch beim Nachbar; ich will es noch einmal lesen; und wenn Sebastian, der noch ärger darauf schimpft, als Doctor Mayer selbst, zu mir kömmt, so soll er mir sagen, wo denn die Nattern der Ketzerei versteckt liegen.» — Nach dieser Rede, einer der längsten, die Lenchen je von ihm gehört hatte, betete er seinen Abendsegen mit ihr, und war mit seinen Gedanken so ernstlich mit der »Klugheit der Gerechten» beschäftigt, daß er der erlittenen Kränkung gar nicht wieder gedachte, sondern den Rest der Nacht ungestört durchschlief.

*

Am nächsten Morgen, welches Allerheiligen war, erklärte Meister Anton, er habe

ſich vorgenommen, den Paſtor Horbius zu hören, und Lenchen ſolle ihn begleiten, wenn ſie in ihrem Gewiſſen nichts dawider hätte. Lenchen hatte nichts dawider. Herr Horbe predigte, wie er gewöhnlich zu predigen pflegte, ohne auf ſeine Bedrängniſſe anzuſpielen, von dem Tode der Gerechten, und ſagte darüber ſo ſchöne und rührende Dinge, daß Lenchen, die an ihre todten Verwandten dachte, bittere Thränen vergoß, und Martin, der ihr gegegenüber ſtand, aus ſympathetiſchem Gefühle mit weinte.

Während Horbius ſeine Zuhörer zum Frieden und zur Eintracht ermahnte, damit ſie einſt den Tod der Gerechten ſterben möchten, erbitterte Mayer die ſeinigen durch Klagen über die Obrigkeit, die den Dienern Gottes zuwider wäre, ſie in dem Kampfe für die Wahrheit und den rechten Glauben ſtörte, und dadurch der gottloſen Schwärmerei Thor und Riegel öffnete. Er jammerte über das Schickſal der Stadt, in welcher die

Gottloſigkeit immer mehr über Hand nehme ſo daß der Heiland ſelbſt über die frevelhafte Entweihung ihrer Kirchen und Gotteshäuſer bitterlich weine. Endlich ſchloß er mit einem Gebete, in welchem er Gott knieend und in tiefer Demuth anflehte, die liebe Stadt Hamburg vor allen Dingen gegen ihre geiſtlichen Feinde zu ſchützen, die falſchen Propheten auszutreiben, die in Schaafskleidern umher gingen, verkehrte Lehren predigten, und die chriſtliche Heerde, ſtatt ſie auf die grüne Weide des wahren Chriſtenthums zu führen, in die verdammlichen Wüſten der quäkeriſchen und enthuſiaſtiſchen Ketzerei verlockten.

Dieſe heftige Rede mit ſtarker Stimme und gewaltigem Affecte geſprochen, verfehlte ihre Wirkung nicht. Ein Theil der Gemeinde gerieth in eine unruhige Bewegung; ein Murmeln des Beifalls ging durch die Kirche; einige ballten die Fäuſte; andre ſahen grimmig und drohend aus; und ſobald Mayer

die Kanzel verlassen hatte, lief ein Trupp der Ungestümsten spornstreichs nach der Nicolaikirche, um die Flammen ihres Glaubenseifers dort vor dem Volke leuchten zu lassen. Herbius war eben beim Schlusse seiner Predigt, und wie er in dem größten Theile derselben zur Liebe ermahnt hatte, so bat er zuletzt noch Gott, alle Menschen, und vornehmlich seine theuern Zuhörer mit solchen Gaben christlicher Liebe auszurüsten, daß sie durch freudige Erfüllung des ersten und letzten Gebotes Jesu sich würdig beweisen möchten, seine rechten Jünger und Priester zu sein.

Diese Worte, die mit der ganzen Rede im innigsten Zusammenhange standen, wurden von den eben eingetretenen Jacobiten mit Ingrimm vernommen. Was brauchen wir weiteres Zeugniß? murmelten sie unter einander. Ist das nicht das wahre Quäkerthum? Ist es nicht offenbarer Weigelianismus, alle Menschen zu Priestern zu machen?

Und plötzlich erschell aus dem Trupp der Murrenden, die ihren Platz der Kanzel gegenüber unter den Pfeilern genommen hatten, eine gellende durchdringende Stimme: »Schweig, du Quäker, du Schwärmer, schweig, und hinaus mit Dir aus der Kirche; denn Du mußt doch noch weichen aus der Stadt.» Bei diesem Zurufe richtete die ganze Gemeinde ihre Blicke nach der Stelle, aus der er erschell; aber Leuchen hatte nicht nöthig sich umzusehn, denn sie erkannte die Stimme, und wußte, daß es Sebastian war. Der Prediger hielt einige Augenblicke inne; dann schloß er sein Gebet mit ruhiger Fassung, und wurde, beim Herabsteigen von der Kanzel, von einem Theile der Gemeinde zuerst nach der Sacristei, und dann über die Straße nach seiner Wohnung geführt. Aber auch der unberufene Schreier wurde wie im Triumph heraus geführt, und mochte sich in diesem Augenblicke, da ihn seine Mitgenossen jubelnd umringten, zu seiner Kühn-

heit Glück wünschen, und sich für den Helden des Tages halten.

Der Geist des Aufruhrs, der schon seit geraumer Zeit über bösen Dingen brütete, ließ diesen Augenblick nicht unbenutzt. Auf allen Straßen rotteten sich die Handwerker und ihre Gesellen zusammen, und da bei weitem die größte Zahl dem Ministerium, das heißt, wie sie wähnten, der Sache des reinen evangelischen Glaubens zugethan waren, so schwebten die vereinzelten Nicolaiten in großer Gefahr. Meister Anton schritt indeß wohlgemuth über den Kirchplatz mit Lenchen an der Seite, die, mit ihrem Liederbuche in den Händen, weder rechts noch links schaute, und also auch nicht bemerkte, daß ihnen Martin nachfolgte. Plötzlich aber traten ihnen drei Grobschmiedsgesellen in den Weg, und fragten den Meister, zu welcher Partei er sich bekenne. — »Mit welchem Rechte fragt ihr mich das?« erwiederte Jener. — »Aus Bürger- und Gottesrecht,«

antworteten ſie, „das uns die Stadt von der Ketzerbrut zu reinigen befiehlt. Alſo kurz und gut, wozu haltet Ihr Euch?“ — „Das hab' ich meinem Beichtvater zu ſagen,“ verſetzte der unerſchrockene Mann, „nicht Euch; und jetzt geht mir aus dem Wege, wie ſich's geziemt.“ — „Er iſt ein Herbianer,“ ſchrien jetzt mehrere zu gleicher Zeit. „Wie mögt Ihr zweifeln? Seht Ihr nicht, wo er herkömmt?“ — Und zugleich drohten ſie mit den Fäuſten und hoben Stöcke auf, und da der Trupp während des Wortwechſels angeſchwollen war, ſtrengte Meiſter Anton vergeblich ſeine Kräfte an, ſich und ſeine zitternde Tochter aus dem Gedränge zu ziehn. Vielmehr wurde er von der wogenden Maſſe hin- und hergeworfen; und wie ſich ſolcher Muthwillen immer ſelbſt nährt und ſteigert, ſo kam es bald dahin, daß die zunächſt Stehenden Hand an ihn legten, und ihn von einer Seite zur andern riſſen, die Entfernten aber die Stöcke über ſeinem Haupte ſchwangen.

Lenchen klammerte ſich an ihren Vater an, wehrte mit ſchwachem Arme ab, ſo gut ſie konnte, bat und ſchalt, flehte und drohte abwechſelnd; aber es wäre vielleicht um ihr Leben geſchehen geweſen, wenn nicht ein befreundeter Trupp ihnen zu Hülfe gekommen und durch das Gedränge gebrochen wäre. Zwei ſtarke Arme riſſen den Meiſter aus dem Getümmel; zwei andre trugen Lenchen fort, ohne der Schläge zu achten, die von allen Seiten auf die Rettenden fielen. Bald waren ſie in Sicherheit. Ihre Gegner verfolgten ſie nicht, ſondern wendeten ſich mit höhnendem Geſchrei, nach Andern hin, um daſſelbe boshafte Spiel zu erneuern.

Die Männer, denen Meiſter Anton und ſeine Tochter ihre Rettung dankten, waren Martin, der Lenchen aus der Kirche nachgefolgt war, und ſich gleich vom Anfange an ihr zur Seite geſtellt hatte, wenn er ſich nicht auch erſt von einigen zudringlichen Gegnern hätte befreien müſſen, — und ſein Mitgeſell und

Landsmann, Aegid. — „Wohin ſoll das noch kommen?“ ſagte der Meiſter, der jetzt ſeine Faſſung wieder gewonnen hatte; „hat man wohl je ſolchen Aufruhr in Hamburg geſehn? Und ob nur der Sebaſtian verrückt iſt, ſolch' ein Geſchrei zu erheben, die Predigt zu ſtören und Tumult zu erregen! Ich begreife das nicht. Aber ihr, wackre Männer und Nachbarn, habt Dank für Euern Dienſt. Wenn ich ihn Euch wieder mit etwas vergelten kann, ſoll es nicht an mir fehlen.“ Mit dieſen Worten nahm er an der Hausthür Abſchied von ihnen. Gern hätte Lenchen auch etwas hinzugeſetzt, wenn ſie es nur gewagt hätte; aber ſie wagte kaum den ſcheuen Blick zu erheben, weil ſie an das dachte, was ihr Martin den Abend vorher geſagt hatte. Als er ſich aber ſtumm und blaß von ihr gewendet hatte, reute ſie ihre Schüchternheit. „Nun wird er, dachte ſie, gewiß wieder glauben, ich könnt' ihn nicht leiden; und doch bin ich ihm ſo herzlich gut. Er ſah aber

recht blaß und krank aus. Wahrhaftig, ich habe Unrecht gethan, ihm nicht ein freundliches Wort zu sagen!»

•

Sebastian's kecker Angriff auf den Prediger der Nicolaikirche war nicht bloß die Wirkung seiner Schwärmerei, die überhaupt keine tiefen Wurzeln bei ihm geschlagen hatte, sondern ein schlecht berechnetes Stratagem seines Eigennutzes. Die Worte, die er ausgestoßen hatte, waren, wie Alles, was er von geistlichen Dingen sprach, nur ein Wiederhall von Mayers endlosen Angriffen auf seine Gegner, und er mochte meinen, sich ein rechtes Ansehn zu geben, wenn er auch dergleichen von sich hören ließ. Dann dachte er, wenn Meister Anton, der ein so großer Verehrer von Doctor Mayer und also ein Feind des Pastor Herbe ist, hören wird, daß ich so kühn gegen den Mann aufgetreten bin, so wird er noch mehr Respect vor

mir bekommen, und mir seine Tochter lieber heute als morgen geben, wo ich dann ein gemachter Mann bin. Und da seine Einbildungskraft einmal einen solchen Schwung genommen hatte, dachte er weiter und meinte, mit einem solchen Meisterstreiche müßte er ja wohl sein Glück noch auf eine andre Weise machen, und alle Jacobiten als Kunden in seine Werkstatt bannen. Von diesen Gedanken war er seit einigen Tagen ordentlich wie besessen gewesen, und sie setzten sich immer fester, je eifriger er die Kosten des Meisterwerdens jeden Abend berechnete. Nun kam die Bewegung dazu, die an Allerheiligen in Mayers Kirche und durch seine Predigt entstand, und beschleunigte die Ausführung des Versatzes. Aber die Sache kam anders als er gedacht hatte, und der augenblickliche Triumph, den er, wie vorhin gesagt, erfuhr, wurde ihm bitter vergällt. Denn erstlich sank er durch sein aufrührerisches Geschrei fast eben so tief in Meister Anton's

Gunſt, als er immer bei Lenchen geſtanden hatte; einmal, weil dem ehrenfeſten Manne eine ſo dummdreiſte Unverſchämtheit überhaupt miſſiel; dann, weil ſich der Stand ſeiner Windfahne ſeit zwölf Stunden bedeutend verändert hatte; endlich, weil er die auf dem Kirchwege erfahrene Mishandlung auf Sebaſtian's Aufruhrgeſchrei ſchrieb. Das ſchlimmſte war aber, daß ihn der Rath noch deſſelben Tages beim Kopfe nehmen ließ, und ihn ſo lange feſt hielt, bis ſich die Gemüther wieder beruhigt hatten. Da endigten denn alle ſeine hochmüthigen Träume damit, daß er mit dem Staubbeſen auf dem Rücken zum Thore hinausgetrieben wurde, wobei die ganze Gaſſenjugend von Hamburg ſeinen Triumph mit feiern half, indem ſie unaufhörlich neben ihm her ſchrie: „Du Quäker, du Schwärmer, hinaus mit Dir: Du mußt doch noch aus der Stadt!“ Dieß geſchah aber einige Monate ſpäter und erſt im folgenden Jahr. Wir ſind indeß froh, den widrigen Freier

unſrer kleinen Freundin los zu ſein; und da wir ſeine Gefangennehmung weit früher als ſie erfahren haben, ſo haben wir geglaubt, unſern Leſerinnen die erfreuliche Nachricht davon nicht allzulange verenthalten zu dürfen.

Nachdem es ſich Meiſter Anton zu Hauſe bequem gemacht hatte, ſtellte er Betrachtungen über den heutigen Verfall an. Erſtlich dankte er Gott für ſeine Rettung; dann wiederholte er im Stillen die Predigt, die er gehört, und freute ſich zum zweitenmal daran. Gewiß, dachte er, geſchieht dem Paſtor Unrecht von ſeinen Feinden. Ein unchriſtlicher Mann kann der nicht ſein, der ſo predigt; und nach meinen Gedanken feiert einer den Tag des Herrn beſſer, der ſeine Zuhörer zu Liebe und Eintracht ermahnt, als wer, wie ja Doctor Mayer in der letzten Zeit unaufhörlich gethan hat, auf ſeine Widerſacher ſchmäht, ſich ſelbſt der hohen Obrigkeit widerſetzt, und andre zur Widerſetzlichkeit reizt.

Iſt nicht der heutige Aufruhr am Ende das Werk ſeiner Aufhetzungen? Und wenn ich oder ein andrer dabei todtgeſchlagen worden wäre, wer hätte es denn zu verantworten?

Indem der wackre Meiſter ſo mit ſich ſelbſt ſprach, ſtürzte Lenchen, die in der Küche beſchäftigt war, blaß und zitternd herein, und rief: „Ach Vater, um Gotteswillen, unſer Nachbar — der Martin!“ — „Nun was gibts mit dem Martin?“ frug der Meiſter, indem er beſtürzt vom Lehnſtuhl auffuhr. „Iſt ihm etwas zu leide geſchehn?“ — „Ach,“ antwortete ſie und ſank auf den Stuhl, „er ſtirbt, er iſt todt; ſie haben ihn todtgeſchlagen.“ — „Nun ſo hab' ich es doch gedacht,“ ſagte Meiſter Anton, „daß es noch Mord und Todſchlag geben würde. Iſt denn wieder etwas Neues los?“ — „Nein,“ antwortete Lenchen, „es iſt von vorhin. Habt Ihr nicht geſehn, wie blaß er ausſah? Und wie er in's Haus kömmt, und in die Stube tritt, fällt er gleich nieder, und hätte ſich

noch mehr Schaden thun können, wenn ihn nicht Gretchen und Aegid aufgefangen hätten. Da haben sie nun nachgesehn, und der ganze Kopf ist mit Blut unterlaufen gewesen, und sie haben ihm zur Ader gelassen; aber er ist wie todt und spricht kein Wort. Ach, das Alles ist ihm um unsertwillen widerfahren! und wenn er stirbt, geb' ich mich nimmer zufrieden.»

Lenchen begleitete diese Worte mit einem Strom von Thränen, rang die Hände und verwendete kein Aug von dem Nachbarshause, gleichsam um durch die Wände zu erspähen, wie es dem Verwundeten gehe. — »Das wäre ja himmelschreiend,» sagte der Meister, »wenn der Mensch bleiben sollte; ich muß doch selbst nachsehn. Wenn auch Kittelbecks nicht gar zu freundschaftlich gegen mich sind, so ist doch hier eine Ausnahme zu machen.» — »Ach ja, Vater, thut das,» sagte Lenchen, und hing sich schmeichelnd dem Vater an den Arm. »Fragt ja nach Allem recht genau,

und wenn er wieder lebt und etwas verstehn kann, so dankt ihm ja noch einmal recht freundlich für das, was er an uns gethan hat, und sagt ihm auch — Ihr müßt es mir aber nicht übel deuten — sagt ihm auch einen Dank von mir; denn aus Blödigkeit hab' ich es vorhin unterlassen.»

Mit diesen Aufträgen begab sich Meister Anton zu seinen Nachbarn. Er blieb wohl eine Stunde aus, die Lenchen länger vorkam als ein Tag. Bei seiner Rückkehr schüttelte er bedenklich den Kopf. »Leben thut er wohl noch,» sagte er, »aber,» — hier machte er eine bedeutungsvolle Bewegung mit der Hand, bei der Lenchen von neuem erblaßte. — Es hatte sich nemlich gefunden, daß von den Stockschlagen, die ihm auf den Kopf gefallen waren, die Hirnschale an einer Stelle etwas eingedrückt war. Er lag also sprachlos, ohne Bewußtsein, schwer athmend, und nur hierdurch von einem Todten zu unterscheiden. »Es muß doch ein braver

Mensch sein, der Martin,« sagte der Meister, nachdem er seinen Krankenbericht geendigt hatte. »Denn außerdem, daß er sich meiner so wacker angenommen hat — was hatte er es denn nöthig? — so ist im ganzen Hause ein Wehklagen um ihn, als ob er ein Sohn oder ein Bruder wäre. Sie sind alle um ihn her, insbesondere Gretchen. Ich sollte mich wundern, wenn sie nicht mit ihm versprochen wäre.«

So betrübt Lenchen war, so entging ihr doch die Bemerkung ihres Vaters nicht, und ein Anflug von Eifersucht, den sie dabei fühlte, gab ihrer Betrübniß einen neuen fremdartigen Zusatz. Es kam ihr gar nicht unwahrscheinlich vor, daß Gretchen dem wohlgebildeten, gutmüthigen Martin auch wohlwollte; ja, bei weiterm Nachdenken darüber schien es ihr fast unmöglich, daß dem nicht so wäre, da sie ihn ja täglich sah. Freilich hatte sie ihr nie etwas davon gesagt. Aber hat nicht jedes Mädchenherz irgend einen geheimen Win-

kel, in den es auch eine Freundin nicht schauen läßt; und hielt sie nicht auch selbst die eigne Neigung geheim? »Wie glücklich ist sie doch,« sagte sie zu sich selbst, »jeden Augenblick zu wissen, wie es ihm geht; etwas zu seiner Pflege thun zu können, und seinen Dank dafür zu erhalten! Natürlich muß er ihr dann, die ja auch viel hübscher ist als ich, immer geneigter werden; und kömmt er wieder zu sich, so werden sie gewiß ein Paar, und leben zusammen wie die Engel im Himmel, während ich den abscheulichen Sebastian heirathen muß, den ich nicht ausstehn kann, und mit dem ich nur eine Hölle auf Erden habe. Aber ich will ihn auch nicht heirathen; es ist fest beschlossen; mag daraus werden, was da will.«

*

Der Gefahr, die über Martin's Leben schwebte, wurde durch geschickte Hülfe gewehrt. Die eingedrückte Stelle der Hirnschale wurde wieder gehoben, und gleich darauf

kehrte ihm Sprache und Bewußtsein zurück. Doch ging die Genesung nur langsam. Während dieser Zeit besuchte ihn Meister Anton täglich, und nie kam er nach Hause zurück, ohne Gutes von dem Kranken zu sagen. Oft erzählte er dann auch von Gretchen, rühmte die Aufmerksamkeit, die sie auf den Kranken wende, und die muntern Reden, womit sie ihn zu erheitern wüßte. »Es ist gar ein feines und liebes Kind,« setzte er dann hinzu, »die einmal einen Mann glücklich machen wird; und dem Martin wollte ich sie vor allen andern gönnen.«

Eines Abends, wo er auch an dem Bette des Kranken saß, kam ein Brief an diesen. Er nahm ihn in die Hand und sagte: »Das ist die Handschrift meiner alten Mutter. Ich habe lange nichts von ihr gehört. Aber der Doctor verbietet mir das Lesen noch.« — Meister Anton erbot sich zum Vorlesen, wenn der Brief keine Geheimnisse enthalte. — »Schwerlich,« sagte der Kranke; und dann

wären sie ja doch immer in guten Händen. —
Der Meister setzte nun seine Brille auf und las: Windsheim den 2ten Nov. 1693. —
„Das ist der Ort, wo ich her bin,“ sagte Martin. — „Mein herzliebster Sohn. Wenn Du Dich noch wohl befindest, so ist es mir lieb; ich befinde mich, Gott sei gelobt, meinem Alter nach, recht wohl, die grimmigen Rückschmerzen abgerechnet, die mir selten Ruhe lassen, und den Gichter im rechten Arm, womit ich jetzt wenig thun kann. Es muß doch Gottes Wille sein, und ich danke ihm täglich, daß er so vieles Gute an mir thut. In diesem Jahre habe ich viel Kreuz und Kummer gehabt; es ist aber Alles vorübergegangen. Als Deine Schwester Tinchen, nach einer glücklichen Niederkunft, wie ich Dir in meinem letzten Briefe gemeldet habe, dieses Thal des Jammers und der Thränen mit der frohen Ewigkeit vertauscht hatte, und ihr armer Mann nun die beiden Zwillinge nebst noch drei andern unerzogenen

Kindern auf dem Halse hatte, war es doch recht wie eine Schickung Gottes anzusehn, daß Klärchen Wittwe und kinderlos war, worüber sie so oft gewehklagt hatte. Denn nun konnte sie sich doch ihres Schwagers annehmen, und sein Hauswesen besorgen und die armen Würmer pflegen; was sie denn auch redlich unter Gottes Beistand gethan hat. Und du der Mann sah, daß sie eine gesegnete Hand hatte, hat er sie geheirathet, und vergangenen Monat am Tag Simon Judä ist die Hochzeit in aller Stille begangen worden. Gott gebe seinen Segen dazu! — Um dieselbe Zeit — und das ist eigentlich was ich Dir schreiben wollte, — hat Gott Deinen Pathen, den Pachter von Niedersee zu sich berufen, und da er niemanden mehr auf dieser Welt hatte — denn seine Kinder sind alle vor ihm in die Ewigkeit gegangen — hat er Dich zum Erben seines ganzen Anwesens gemacht, das sich auf mehr als 20,000 Gul. den belaufen soll, so daß Du nun ein ge-

machter Mann bist. Das Testament hab' ich Dir aber nicht mitgeschickt, weil es zu viel Briefporto kostete. Setze Dich aber gleich auf die Post, wenn Du diesen Brief bekömmst; denn Du kannst es ja jetzt an Dich wenden, und komme hierher, damit Du den Nachlaß Deines Pathen zu Gelde machst. Es ist viele Nachfrage darnach; und Du wirst Dich doch hier setzen; denn, wie Dein Vater seliger sagte: ein Handwerk hat einen güldnen Boden; wiewohl er selbst in großer Armuth gestorben ist. Ich bin recht voll Ungeduld, herzliebster Martin, Dich wieder zu sehn. Du wirst in den sechs Jahren wohl recht groß geworden sein. Ich wohne noch immer in dem kleinen Häuschen im Sack, und denke es auch nicht zu verlassen, bis ich in das allerkleinste einziehe. Wenn Du etwa in der Nacht ankömmst, so klopfe nur gleich an den Fensterladen rechter Hand; denn da schlafe ich dran. Nun Gott befohlen. Ich bin Deine treue Mutter Chri-

ſtine Guttenberger. Poſtſcript: Grüße mir, ehe Du wegziehſt, den guten Herrn Horbius, und ſage ihm, daß ich ihn täglich in mein Gebet einſchließe, und an alles Gute gedenke, das er mir und meinen armen Kindern in unſerm großen Elend erwieſen hat. Wenn es ihm wohl geht, wie ich hoffe, ſo hat er es an uns und andern armen Leuten verdient, die er aufgerichtet und getröſtet hat. Nachſchrift. Da Deine Anherreiſe in Winter fällt, ſo unterlaß nicht, Dir ein Paar warme Handſchuh zu kaufen, und knüpfe Müffchen um die Knöchel; denn die halten den Froſt am beſten ab.»

Als Meiſter Anton den Brief geendigt hatte, ſagte Martin: »Die gute alte Mutter bleibt ſich doch immer gleich. Immer denkt ſie an das, was ihren Kindern nützt, und vergißt ſich ſelbſt darüber. Aber ſo bald als ſie glaubt, werde ich doch ihren Willen nicht thun können.» — »Ich wünſche Euch Glück zu der Erbſchaft,» ſagte der Meiſter. »Mit

dem Gelde ist etwas anzufangen, und Eurer alten Mutter könnt' Ihr auch etwas damit zu Gute thun.» — »Daran soll es nicht fehlen,« antwortete Martin; »und es ist meine größte Freude dabei, daß ich nun die Sorge für sie übernehmen kann, die bisher meine Schwestern getragen haben. Es war lange mein Wunsch; aber ich wußte nicht wie ich dazu gelangen sollte. Nun geschieht es auf eine Weise, an die ich nimmer gedacht hatte.» — »Seht,» sagte Meister Anton, »da geschieht recht was Herr Herbe in seiner letzten Predigt sagte: »»ein frommer Mensch trägt den Saamen guter Thaten in seinem Gemüthe; und wie in dem Acker Sonnenschein und Regen die Körner aufschwellt, daß sie aufgehn und Früchte tragen; so gibt auch die Liebe des ewigen Vaters zu frommen Vorsätzen sein Gedeihn, und führt oft ihre Erfüllung herbei, wo wir es am wenigsten erwarteten.«« Ich denke so war es. Aber wißt Ihr, daß ich von dem

Manne jetzt eine ganz andre Meinung habe, als vordem; und ich sehe aus dem Briefe Eurer Mutter, daß er ihr auch Gutes erwiesen hat.» — »Ja wohl,» antwortete Martin, »und mehr als ich sagen kann. Nächst Gott verdanken wir ihm die Erhaltung unsrer Mutter und unsre eigne Wohlfahrt.» — »Das ist viel schönes mit Einem Worte ausgesprochen,» sagte der Meister. — »Ich muß noch hinzusetzen,» fuhr Martin mit erhöhter Lebendigkeit fort, wenn wir rechtschaffen geblieben und geworden sind, so ist es sein Werk.» — »Sagt mir doch etwas mehr davon,» sagte der Meister; »denn ich möchte gern dem würdigen Manne volle Genugthuung für das Unrecht geben, das ich ihm in meinen Gedanken gethan habe.» — »Von Herzen gern,» erwiederte Martin, der selbst von niemanden lieber als von seinem Wohlthäter sprach. »Als der Vater starb, war durch seine langwierige Krankheit alle seine Habe aufgezehrt, und es war

nicht so viel da, um ihn ehrlich unter die Erde zu bringen. Ich war das älteste von uns drei Geschwistern, und damals etwa sechs Jahre alt. Da nun die Mutter bitterlich weinte, und in ihrer tiefen Betrübniß sagte: Nun der Vater todt ist, ist alle Hülfe aus, — sagte ich in meinem kindischen Sinne: Ihr sprecht nicht recht, Mutter; unser Vater lebt noch, und wird uns nicht verlassen. — Und ich hatte diese Worte kaum gesprochen, als Herr Horbe hereintrat, der damals Pfarrer bei uns war, und meiner Mutter freundlich zuredete, und sie mit Worten der Schrift tröstete, und sie ermahnte, das Wort, das ich gesprochen — er hatte es an der Thür gehört — recht in's Herz zu fassen. Denn, sagte er, aus dem Munde der Kinder und Säuglinge wird seine Wahrheit kund. — Meiner Mutter kam der Mann in diesem Augenblicke wie ein Bote des Himmels vor, und sie antwortete: Sie hoffe, Gott werde ihr Vertrauen stär-

ten, und er habe es schon gestärkt durch ihn. Sie wolle ihn auch anrufen, es ihr zu verzeihen, daß sie in ihrer großen Noth zu verzagen geschienen. Ihre Armuth aber sei größer als Jemand glauben dürfte; denn sie habe es, so lange ihr seliger Mann gelebt, aus Schaam zu verbergen gesucht. — Da sagte Herr Horbe: Seht nur, wie Gott für Euch sorgt. Da hat mir eben eine fromme Seele etwas Geld anvertraut, um es, nach meinem besten Wissen, irgend einem Bedürftigen zuzuwenden; und da ich Euch in solcher Noth finde, so mein' ich diesem Auftrage ein Genüge zu thun, wenn ich es Euch zustelle. — Da wäre nun meine Mutter dem würdigen Manne fast vor die Füße gefallen, und konnte nicht aufhören ihm zu danken. Er aber lehnte den Dank ab, und verwies sie an Gott. Seitdem hat er sich unser wie ein Vater angenommen, und auch andre gute Menschen erweckt, daß sie die Sorge mit ihm theilten. Denn er hat

eine so liebevolle Art, daß ihm Niemand etwas versagen kann, dem er es an das Herz legt, und so sind wir Geschwister gekleidet, unterrichtet und erzogen worden, ohne daß es der Mutter etwas kostete. Mir aber war er immer von dem ersten Tage an ganz besonders gewogen, und ich durfte wöchentlich Einmal in sein Haus zu ihm kommen, wo sich auch andre einfanden, mit denen er dann über geistliche Dinge sprach; und Jeder durfte sagen, was er dachte, und wir hörten da so vieles Gute und Erbauliche, daß uns die Zeit immer zu kurz schien, und wir die nächste Zusammenkunft kaum erwarten konnten.« —

»Wie mag es aber kommen,« sagte Meister Anton, »daß ein solcher Mann seines Glaubens wegen in so übelm Rufe steht? und daß ihn, Herrn Winckler und Hinckelmann ausgenommen, fast das ganze Ministerium irriger Lehren anklagt? Haben sie nicht gar erklärt, sie könnten ihn nicht für einen Mitbruder erkennen; er sei als ein

Delinquent anzusehn, und müsse seines Amtes entsetzt werden? Sollten denn so viele und hochstudirte Männer so ganz Unrecht haben?«

»Hierauf,« antwortete Martin, »kann ich freilich keine hinreichende Antwort geben, und ich will nicht gern liebles über die Sache urtheilen, obgleich Herrn Horbes Gegner nichts weniger als liebreich gegen ihn handeln. Es fällt mir aber dabei ein, was ich einmal in Leipzig, als ich da arbeitete, von einem geistlichen Herrn sagen hörte — er hieß Francke, und war noch ein junges Männlein, aber mit schönen Gaben ausgerüstet, so daß in der großen Stadt Leipzig kein Hörsaal Raum genug hatte, wenn er die Schrift auslegte. Dieser sagte einmal: Unverständige Leute staunen und gaffen, wenn ein Prediger seine Rede mit fremden Sprachen durchschießt, die seine Zuhörer nicht verstehn; was denn nur eitler Hochmuth ist. Die Gelehrsamkeit ist eine gute Sache und

zu vielen Dingen nütze; aber die Gottseligkeit ist mehr; denn sie nützt zu allem; und wieviel ein Mensch auch wissen mag, so ist Christum lieb haben doch besser als alles Wissen. — Da hab' ich dann oft gedacht, wenn die Leute Herrn Mayers große Gelehrsamkeit rühmten, und deshalb meinten, das Recht müsse auf seiner Seite sein, und dann Herrn Horbe einen Ketzer schalten, weil ihn Herr Mayer so schalt; da hab' ich gedacht, wenn Christum lieb haben besser ist als alles Wissen, und doch wohl keiner sagen kann, daß er Christum lieb habe, wenn er nicht seine Gebote thut, und wenn sein erstes und letztes Gebot ist, liebet Euch unter einander, so ist Herr Horbe ein guter und wahrhafter Christ, weil er das rechte Kennzeichen davon in seinem Herzen trägt, wenn auch gegen diese oder jene seiner Meinungen etwas eingewendet werden dürfte.»

»Eure Rede gefällt mir,» sagte der Meister, welcher mit großer Aufmerksamkeit zu-

gehört hatte; „Ihr sprecht über die Sache mit Verstand. Ob ein Wort so oder so gestellt, so oder so verstanden und gedeutet werden müsse, das können wenige beurtheilen; und wie ich gehört habe, sind auch sehr gelehrte Männer oft uneins darüber. Ob aber ein Mann ein christliches Gemüth habe; ob er andern Gutes thut, seine Kinder christlich erzieht, seine Dienstboten zum Guten anhält, und selber nichts Unrechtes thut — das kann Jeder beurtheilen, und Jeder kann wissen was recht ist. Darum thut es mir jetzt herzlich leid, daß ich dem wackern Herrn Horbe auch Unrecht gethan, und nicht viel besser, als der unverständige Sebastian, mit dem großen Haufen „Kreuzige ihn" gerufen habe. Aber Gott mag es mir vergeben; ich wußt' es nicht besser."

Bei diesen Worten des Nachbars belebten sich Martins Augen immer mehr, indem eine schöne Freude seine blassen Wangen röthete. Dann hub er von neuem an: „Wie

erfreut es mich, Euch in solchen Gesinnungen zu sehn! Hochgeachtet hab' ich Euch immer als einen ehrenfesten Mann; aber jetzt verehr' ich Euch, da Ihr Euch nicht scheut, einen Irrthum einzugestehn. So hörte ich einst auch Herrn Herbe sagen, ehe der Krieg gegen ihn ausbrach, und ihn noch niemand irrige Lehre schuld gegeben hatte: Gegen Irrthum sei niemand gesichert, wie klug er sich auch dünken möchte; denn der Mensch sei schwach von Natur und sein Verstand umdüstert; am schwierigsten werde er vermieden in Glaubenssachen. Bei gar vielen Lehren sei die eigentliche Meinung zweifelhaft, und man müsse wohl zur Ehre Gottes und zur Beruhigung der Gewissen annehmen, daß, wo Gottes Wort zu Zweifeln Raum gelassen, die Sache unsrer Seligkeit dadurch nicht gefährdet sein könnte.«

»Wahrhaftig,« fiel Meister Anton mit ungewöhnlicher Freudigkeit ein, »das ist ein wahrhaftes und recht christliches Wort! Wä-

ren die Sachen, über die ſich die Theologen ſtreiten, zur Seligkeit nothwendig, und müßte eine Abweichung zur Rechten oder Linken nothwendig in die Netze des Satans führen, würde nicht Gott die bedenklichen Stellen auf dem Pfade des Heils zur Warnung bezeichnet haben, wie wir ja in Flüſſen und Meeren Untiefen und Klippen bezeichnen?«

»Das iſt eben was Herr Horbe auch ſagte,« fuhr Martin fort. »Die Schrift gebietet den Namen Gottes zu ehren, den Eltern zu gehorſamen, nicht zu ſtehlen, nicht zu tödten, andern keinen böſen Leumund zu machen, u. ſ. w. Das iſt vollkommen klar. Ferner ſpricht ſie den Friedfertigen die Seligkeit zu; ſie gebietet, den Nächſten zu lieben, und auch den Feinden zu vergeben und Gutes zu thun. Das iſt Alles nicht minder klar. Auch das verſteht Jedermann, wenn Chriſtus ſagt: Nicht alle werden in das Himmelreich kommen, welche Herr Herr

sagen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun.«

»Die den Willen meines Vaters im Himmel thun,« wiederholte Meister Anton mit Nachdruck. »Das ist das Rechte,« und damit hat ein Mensch voll auf zu thun, ohne daß er sich um die Spitzfündigkeiten dunkler Lehren bekümmert, von denen unser Einer nichts versteht, und mit denen uns die Herren noch so gräulich ängstigen, daß man glauben sollte, ein verrücktes oder verschobenes Pünktchen darin sei schon im Stande einen um die ewige Seligkeit zu bringen. Wenn dem so wäre, so wären wir schlimmer daran als im Papstthum, wo Alles verbrieft und versiegelt war; und die evangelische Freiheit wäre dahin, und mit ihr die Freiheit dieser guten Stadt, der schon von Außen genug nachgestellt wird, daß sie die innern Trouble nicht auch noch zu ihrem Untergange nöthig hat.«

Da der Abend unter diesen Gesprächen angebrochen war, kehrte Meister Anton nach Hause zurück, und sein Mund floß noch reichlicher als sonst von Martins Lobe über. „Mit dem," sagte er, „kann man doch von geistlichen Dingen ganz anders sprechen, als mit dem Sebastian. Ich weiß gar nicht, wie mich der Mensch so hat bethören können; aber ich danke Gott um Deinet- und meinetwillen, daß, wenn er den dummen Streich nun einmal machen sollte, er ihn jetzt gemacht hat, ehe Du ihm das Jawort gegeben hattest." — Lenchen sagte im Stillen Amen dazu. — „Jetzt sitzt er nun fest," fuhr der Meister fort, „und Gott weiß, wie die Sache für ihn ausgehen wird. Nun, wie Gott will; für Dich wird sich ja wohl auch noch ein Mann finden."

Von Martins Erbschaft war auch die Rede. „Der ist nun ein reicher Mann," setzte er hinzu, der ein Mädchen glücklich machen

kann; und wenn mich nicht alle meine Vermuthungen trügen, so wird das Gretchen sein.

In dem Becher der Rede, den der Meister seiner Tochter hier so ahnungslos reichte, war Bittres und Süßes reichlich gemischt. Alles Glück, das dem wackern Martin widerfuhr, war ihr erfreulich; sie gönnte es ihm recht von Herzen; aber so viele Mühe sie sich auch gab, ihn als einen Fremden anzusehn, und alle ihre Gefühle für ihn auf die Dankbarkeit zurückzuführen, die sie ihm schuldig war, oder auf das Mitleiden über seine Krankheit; es wollte nicht gehn; sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Dann wollte sie sich überreden, daß Gretchen weit mehr Ansprüche auf ihn habe; daß sie viel schöner, klüger und geschickter sei; daß sie einen Mann viel glücklicher machen würde, und was dergleichen mehr war. Auch das wollte nicht gelingen; denn es war etwas in ihrer Brust, das unaufhörlich Einspru-

that, und das Kartenhaus ihrer Gründe eben so oft einwarf, als sie es aufbauen mochte. Sie sagte sich auch, daß ihr Martin doch eine Art von Erklärung gemacht und gewissermaßen um sie geworben habe. Aber hatte sie denn eine ordentliche Antwort darauf gegeben? und hatte sie ihn nicht den Tag darauf, nach einem so großen und gefährlichen Dienste sogar ohne Dank von sich gelassen? Mußte er nicht seitdem glauben, daß er ihr ganz gleichgültig sei? und war es nicht ganz natürlich, daß er sein Herz zu Gretchen wendete, die sich freundlich gegen ihn bewies, und ihn in seiner Krankheit pflegte?» Ganz gewiß ist es so,» sagte sie zu sich selbst, «wie der Vater meint, der es ja wohl wissen muß, da er immer drüben ist. Und warum käme denn auch Gretchen jetzt so selten herüber, und immer nur auf Augenblicke, wenn sie nicht etwas auf dem Herzen hätte, das mich nicht wissen soll? Möchte es doch immer sein; aber das thut mir in der Seele weh, daß er

mich für undankbar und hartherzig hält. Wär' er nur erst wieder hergestellt und die Sache mit Gretchen im Klaren, damit ich ihm seinen Irrthum benehmen und mich recht herzlich über sein Glück freuen könnte!«

Mit solchen Gedanken ging sie an dem Abend, von dem die Rede ist, in ihre Kammer, und saß lange auf ihrem Bette, das Köpfchen auf die Hand gestützt, und malte sich Gretchens Glück aus, wenn sie Martins Frau würde, und nahm sich vor, selbst nie zu heirathen. Diese Gedanken machten sie sehr traurig, und so oft ihr einfiel, daß sie wohl durch ihr ungeschicktes Benehmen und scheinbare Undankbarkeit ihr Glück verscherzt haben möchte, fing sie bitterlich an zu weinen und härmte sich sehr, bis sie endlich vom Schlafe überwältigt wurde. Sie mochte so einige Stunden geschlummert haben, als sie wieder erwachte, und zu ihrem großen Erstaunen gewahr wurde, daß sie angekleidet auf dem Bette saß, und von Kälte erstarrt war.

Sie kroch darauf unter die Decke, bat Gott recht inbrünstig, sie vor Neid und Mißgunst zu bewahren, und schlief endlich mit ruhigerem Herzen, aber ziemlich spät wieder ein.

Der Morgen brach schon an, und Lenchen schlief noch, als etwas leise an ihr Fenster klopfte. Sie fuhr auf, Wer ist da? rufend. — »Schämst Du Dich nicht,« flüsterte eine weibliche Stimme durchs Fenster, »Du faule Dirne, daß Du noch in den Federn steckst, während andre flinke Mädchen längst auf den Beinen sind, und im Hause rumoren?« — Bist Du es Gretchen? rief Lenchen, die mit einem Sprunge am Fenster war, und ihr dann schnell die Thür aufriegelte. Was bringst Du so früh? — »Was werd' ich bringen als eine Braut?« antwortete Gretchen. — So schnell? frug Lenchen hocherröthend. Mein Vater hatte also doch Recht. Er hat es mir gestern schon gesagt. — »Dein Vater?« frug Gretchen verwundert. »Wie hat es denn der gewahr werden

können? Er war ja in so tiefem Gespräch.» — O, er hat es schon lange gemerkt. — »Wirklich? und wie lange denn?» — O seitdem er krank ist. — »Am Herzen, meinst Du?» — Nun ja, auch am Herzen. Immer sagte er, wenn er von Euch herüber kam: drüben gibt es bald eine Hochzeit. Gretchen ist so gar sehr um den guten Menschen bekümmert, und wartet und pflegt ihn wie eine Liebste. Nun ich wünsche Dir Glück. Ihr wartet ja aber wohl bis zur völligen Genesung? — »Was schwatzt nur das Mädchen?» sagte Gretchen verwundert. »Du bist wohl noch schlaftrunken oder träumst. Meinst Du denn, Martin wäre der Bräutigam?» — Und wer denn sonst? — »Wer denn sonst? Was für eine curiose Frage! Du glaubst wohl, weil Dir Martin gefällt, so wär' er der einzige Mensch auf Gottes Erdboden, für den ein Mädchen Augen haben könnte? Nun weiß ich aber doch, warum Du diese Tage her so wunderlich warst. Aber

ich weiß noch mehr. Neulich Abend, als ich das Buch holte, hab' ich Euch auf der Treppe beherzt; und doch hast Du geglaubt, ich machte Dir Deinen Liebsten abspenstig! Dafür mußt Du gestraft werden.» —

Mit diesen Worten fiel das muthwillige Mädchen der Freundin um den Hals, und herzte und küßte sie mit allem Feuer einer glücklichen Braut. Und Lenchen gab sich ihr willig hin, und bezwang froher Hoffnungen voll ihre Neugierde. Endlich, als Gretchen rastete und sagte; »Nun ist's genug!» fragte sie mit glühenden Wangen: Wenn es also Martin wirklich nicht ist, wer ist es denn? — »Hat nicht Martin einen Landsmann, der wohl ein eben so feiner Bursche ist?» — Aegid? — »Wer sonst?» — Und das hab' ich nicht gemerkt! — »Wie konntest Du es merken, da Du nur für Martin Augen hattest?» . . . . . .

Das Gespräch der beiden Mädchen war jetzt im besten Gange, und nach mannichfal-

tigem Scherz und Kurzweil erfuhr Lenchen, daß während ihr Vater mit Martin in geistlichen Gesprächen begriffen gewesen, der alte Kittelbeck die jungen Leute zusammengegeben und ihnen zugleich angezeigt habe, daß er sich in Ruhe setzen und dem Eidam die ganze Kundschaft überlassen wolle. Lenchens Vorsatz, ihrer Freundin ohne Mißgunst und Neid Glück zu wünschen, war jetzt leicht auszuführen, und sie that es mit desto größerer Innigkeit, da sie glaubte, ihr den ungerechten Verdacht abbitten zu müssen. Beim Abschiede sagte Gretchen: „Wenn Du ein gescheites Mädchen bist, so kannst Du bald eine reiche Frau sein, und es wäre gar nicht dumm, wenn wir zusammen Hochzeit machten.“ — Sie wollte noch mehr sagen, aber Lenchen hielt ihr den Mund zu, gab ihr noch einen Kuß auf die Wange, und eilte zu ihrem Vater, der nach seinem Morgentrunke gerufen hatte.

In der Stadt tobte der Zwiespalt fort. Auf den Kanzeln wurde der Aufruhr genährt, Unglück und Verderben geweissagt; Religion, Hochmuth und Bruderhaß untereinander gemischt, und im Namen des Gottes der Liebe verfolgt. Auf den Straßen dauerten die Rottirungen fort; oft hielten sich die Leute mit Fragen nach der Farbe ihres Glaubens an, und je nachdem die Antwort ausfiel, schieden sie mit Freundschaftsbezeigungen oder mit Faustschlägen. Die Gemäßigten hielten sich zu Hause, und enthielten sich der Bürgerversammlungen, in denen die wüthenden Eifrer die Oberhand behaupteten, und die bedrängten Nicolaiten gewißhandelt wurden. Der heftigste Sturm aber brach an dem Tage aus, zu dem wir jetzt in unsrer Geschichte vorgeschritten sind. Denn während der Rath und die Oberalten auf dem Stadthause versammelt waren, strömten die Jacobitisch gesinnten Bürger schaarenweis

herbei, und verlangten mit wüthendem Geschrei die Verbannung des papistischen, fanatischen, ketzerischen Herbius, welcher der Stadt nur Verderben und Unheil bringe. Die wenigen Nicolaiten, die sich herangewagt hatten, wurden überschrieen und auf die Straße geworfen; die Oberalten gemißhandelt, der Rath eingeschlossen. Einige angesehene Männer wurden aus dem Stadthause gestoßen, andre zu Boden getreten, gegen Alle aber die schrecklichsten Drohungen ausgespien, wenn nicht der Wille des Volks erfüllt werde. Der Rath gab nach. Herbius wurde verbannt. Die Gegner triumphirten; die Freunde wehklagten, und lange noch wogte das aufgeregte Meer hin und her, ehe Ruhe, Friede und Eintracht wieder zurückkehrten.

An dem Tage jenes gewaltsamen Ausbruches, während bei der unruhigen Erwartung des Erfolges alle Arbeit stockte, ging Gretchen mit ihrem Verlobten über Lenchen

und Martin zu Rathe, und indem sie das, was Jedes von dem Gemüthszustande Beider wußte, gegen einander austauschten, kamen sie unter sich überein, der Unruhe der beiden Leute ein Ende zu machen. Am Abend desselben Tages berief Gretchen ihre Freundin zu sich, und Martin schritt, langsam noch und blaß, von seinem Landsmann Aegid unterstützt, über die Straße, und trat bei Meister Anton ein, der eben die „Klugheit der Gerechten" noch einmal durchstudirte. Mit der Ursache seines Besuchs hielt er nicht lange zurück, und wir haben nicht nöthig, unsern Lesern zu sagen, daß er eine günstige Antwort erhielt. Noch an dem nemlichen Abend brachte Gretchen die Sache zwischen ihm und ihrer Freundin mit leichter Mühe in Ordnung, und erhielt von dem Vater die Zusage, Lenchens Hochzeit an Einem Tage mit der ihrigen zu feiern. Die Zwischenzeit mochte für die Bräute gerade hinreichen, die Mitgabe zusammenzuschaffen, und für ihre Ver-

lohten, das Meisterrecht zu erwerben; und es hätte dem Glück beider Familien nichts gefehlt, wäre nicht mit dem Gedanken an die Hochzeit der Gedanke an die Trennung so eng verknüpft gewesen. Noch nie hatte Meister Anton den Werth seiner Tochter so innig gefühlt, als jetzt wo er sie entbehren sollte, und ob er sich gleich seinen Unmuth nicht merken lassen wollte, brach er doch überall durch; und Lenchens Herz war zwischen dem Vater und dem Verlobten so getheilt, daß der rechte frohe Muth gar nicht darinne aufkommen konnte. Da erschien aus Windsheim ein Brief von Martins Schwester mit der Nachricht, daß ihre alte Mutter eben an dem Tage, wo sie zum letztenmale an ihren Sohn geschrieben, ohne alle Anwandlung einer Krankheit eingeschlafen und nicht wieder erwacht sei. Lenchen weinte mit ihrem Verlobten über den Tod der ungekannten Mutter; aber zugleich ging eine frohe Hoffnung in ihrer Seele auf; und Martin,

der in seiner Trauer Lenchens Schmerz über die bevorstehende Trennung tiefer fühlte, kam ihr mit der Erklärung entgegen, daß er nun der Rückkehr in die Heimath entsage, in die ihn nur die Sehnsucht der Mutter gezogen habe. So erwuchs aus der Trauer eine tiefe und fromme Freude, und Lenchen, die nun wieder die vorige Heiterkeit auf der Stirn des Vaters erblickte, genoß erst jetzt das Glück einer unschuldigen Liebe in seiner ganzen Fülle. Als der Frühling kam, reißte sie mit ihrem Mann nach Windsheim, um die neue Verwandschaft zu begrüßen, und kehrte mit frohen Erinnerungen und einem guten Stück Geld in den Händen nach Hamburg zurück. Die beiden jungen Frauen theilten ihre Sorgen zwischen den Vätern und Männern; bald wurden auch beide Mütter, und da sie wünschten, daß sich ihre Kinder eben so lieben sollten, vertauschten sie sie bisweilen, und während Lenchen Gretchens Mädchen an ihrer Brust stillte, that Gretchen dasselbe

mit Lenchens Knaben. Die Freundschaft der Weiber knüpfte auch das Band zwischen den Männern noch fester, so daß die beiden Familien fast zu Einer zusammenwuchsen. Auch wurden die geistlichen Gespräche zwischen Meister Anten und seinem Eidam fortgesetzt, und jedesmal gedachten sie mit Dankbarkeit an den Mann, dessen segensreichen Einflusse sie ihre Zufriedenheit verdankten. Dabei blieb auch »die Klugheit der Gerechten« in Ehren, und die beiden Mütter bemühten sich, ihre Kinder, als sie heranwuchsen, nach den Lehren dieses Buches zu erziehn.

IV.

Der Orakelspruch vom Ganges.

»Nun wären wir so ziemlich im Reinen!« sagte Schach Amru nach einer der siegreichsten Schlachten; »die wenigen Lumpenvölker, die noch drum und dran wohnen, sind nicht des Eroberns werth. Zudem fängt die Größe meines Reichs mich zu langweilen an; laßt uns also nach Hause ziehn.«

Und sie zogen nach Hause, wo der Monarch sogleich den Beinamen »der Größte« annahm, statt daß er sich bisher aus Bescheidenheit nur »den Großen« hatte nennen lassen. Von nun an nahm er es Keinem ungnädig, der ihm, besonders bei feierlichen Audienzen, durch den Titel »Ew. allmächtige Hoheit« eine kleine Artigkeit zu erweisen suchte. Auch wollte es ihm scheinen,

als hätten die armen Wichte, die seinem Fußteppich feurige Küsse aufdrückten, in der That die rechte Lebensweisheit; denn es konnte dem Monarchen nicht entgehen, daß ein einziger zorniger Blick von ihm so schnell und tödtlich wirke, wie Blausäure; ja daß es nur einer verdrießlichen Miene bedürfe, um jedem, dem sie galt, alle seine Freunde zu rauben; dahingegen ein gnädiges Lächeln ihm deren sogleich in großer Menge verschaffe, gleich der Frühlingssonne, wenn sie die Schmeissfliegen ausbrütet.

Sehr begreiflich versuchte der Schach die Allmacht seines Willens vorzüglich auch an solchen Gegenständen, die seiner Genußliebe zusagten. Er ordnete daher zu besserer Uebersicht und systematischem Betrieb ein eignes sogenanntes fünfsinniges Ministerium an, welches er mit den ausgezeichnetsten Männern des Reichs besetzte. Namentlich hatten der Gefühls- und der Geschmacksminister die glänzendsten, aber auch beschwerlichsten Po-

sten aller Staatsknechte; — so nannte man, um der Staatswürde nichts zu vergeben, behutsam die Diener.

Mehrere Jahre hatten Se. allmächtige Hoheit in großer Pracht und Herrlichkeit verlebt, als auf eine unbegreifliche Weise, wie von einem tückischen Dämon ausgehaucht, das dumpfe Gerücht durchs Land ging: »dem Schach fehle etwas.« Noch unbegreiflicher kam ihm selbst diese Sage zu Ohren; am aller unbegreiflichsten aber war, daß sie einen tiefen Eindruck zurückließ. Denn von jener Stunde an hatte der Mann, wie man zu sagen pflegt, einen Wurm im Kopfe; und der Wurm bohrte sich immer tiefer hinein, und drohte, dem Monarchen allen Lebensspaß zu verderben, so daß er oft beim Erwachen, — ruhend auf sammtnen Polstern, umgeben von so reizenden Schönheiten, als der bewußte Quintus des fünfsinnigen Ministeriums nur immer hatte einhaschen lassen können, — mit einem Aus-

druck, der alles erzittern machte, ausrief: „Aber was fehlet mir denn?!“

Wer hätte unaufgefordert darauf antworten dürfen! Es erschien daher eine allerhöchste Aufforderung in Form einer Preisfrage, welche diejenige Klasse der Staatsknechte, die sich mit Lösung schwieriger Probleme beschäftigten, die sogenannten Eselshäuter, in unerhörte Thätigkeit versetzte. — „Eselshäuter,“ offenbar nach dem analogen Wortklang „Bärenhäuter“ gebildet, bezeichnete die dortigen Schriftsteller nicht unschicklich, weil in den Staaten des Schachs, um der leidigen Vielschreiberei vorzubeugen, durchaus nur auf Pergament geschriftstellert werden durfte.

Jene würdigen Männer standen überhaupt unter musterhafter Zucht, und es war daher nicht von ferne zu fürchten, daß in ihren Preisantworten irgend etwas vorkommen werde, was der übeln Laune des Schachs noch mehr Nahrung geben könnte. Es mußte

nämlich seiner strengen Instruktion zufolge, die Kriminaljustiz darauf sehen, daß Verbrecher so viel möglich an demselben Gliede gestraft würden, womit sie sündigten; da nun zügellose Meinungen, und allzufreisinnige, verfassungswidrige Aeußerungen ohne Zweifel unter die Kopfsünden gehören: so war die nützliche Einrichtung getroffen, daß ein solcher schuldiger Kopf durch eigens darauf eingeübte Künstler ganz sauber und ohne sonderlichen Blutverlust vom Rumpfe getrennt, und am Stadtthore zur Schau ausgesteckt wurde. Den übrigen schuldlosen Gliedmaßen verstattete man das ehrlichste und anständigste Begräbniß. »Gerechtigkeit ist nun einmal meine Passion!« pflegte der Schach zu sagen.

Durch diese einfache Klugheit hatte es Amru, der Größte, in unglaublich kurzer Zeit so weit gebracht, daß im ganzen Reiche keinem Eselshäuter ein Gedanke in den

Sinn, geschweige in die Feder kam, der nicht Sr. Hoheit wohlgefiel.

Alle eingegangenen Antworten auf die wichtige Preisfrage: „Was fehlet dem Schach?„ haben leider die Geschichtschreiber jenes Reiches nicht namhaft gemacht! Nur zwei sind der Nachwelt aufbewahrt worden, deren Eine den Preis, die Andre das Accessit erhielt. Es bestand aber der erste Preis darin, daß der Schach vom Throne herab dem glücklichen, auf dem Boden hingestreckten Preiswerber dreimal gnädig zunickte. Beim Accessit wurde nur zweimal genickt.

Jene gekrönten Schriften füllen im Original, prächtig versificirt, mehrere vollständige Eselshäute, und lassen sich daher nur im gedrängtesten Auszuge mittheilen. — In der ersten war der Satz durchgeführt: „Es fehle dem größten, mächtigsten, weisesten ꝛc. aller Sterblichen nichts als Unsterblichkeit. Denn durch diesen Defect würde das Reich in beständiger Furcht des Verlustes erhalten,

und die Ewigkeit selbst in die Verlegenheit gesetzt, die Zeitlichkeit um einen Mann zu beneiden, den diese weder verdienen noch entbehren könne.»

Das Accessit möchte vielleicht uns mit unserm abendländischen, mitunter ziemlich abgeschmackten Geschmack, etwas spielend und schielend vorkommen. Es behandelte nämlich in unendlichen kunstreichen Variationen das Thema: »Dem Schach mangelt nichts, als der Mangel.»

Nachdem man sich über die Erzeugnisse aller dieser gelehrten Anstrengungen satt gewundert und gelobt hatte, kam man dennoch allmählig zur Einsicht, daß mit dergleichen Herrlichkeiten im Grunde dem Uebel selbst keineswegs abgeholfen sei, da dasselbe vielmehr täglich zunehme.

In der That brach jetzt der hohe Patient nicht blos in der dämmernden Minute des Erwachens, wo ohnehin kein Mensch recht bei Sinnen ist, in jenen furchtbaren Ruf

aus; sondern mitten am Tage, ja sogar an der Tafel, die doch der Geschmacksminister von allen drei Welttheilen mit dem Köstlichsten bedienen ließ, murmelte er einmal über das andre in den Bart: „Was — was — was fehlet mir denn?“

In dieser bedenklichen Staatskrisis, welche dem allgemeinen Landesverstand gänzlichen Untergang drohte, schien plötzlich ein milder Strahl der Hoffnung aufzugehn, der freilich nur noch aus der Weite herschimmerte.

In der Entfernung von einigen hundert Meilen, tief am Ganges sollte, so sagte das Gerücht, ein uralter Bramine als Einsiedler leben, der es endlich, wiewohl nach großer Anstrengung, bis zum Heiligsein und Wunderthun gebracht habe. Jahre lang hatte er nämlich unausgesetzt, und ohne sich im geringsten durch ein gewisses beschwerliches Gefühl im Nacken stören zu lassen, den Himmel angeschaut, bis ihm zum Lohn die Gabe mitgetheilt werden, der Menschen Schicksale,

so auch ihre Leiden und deren Heilart, in den Sternen zu lesen. Von allen Gegenden her strömte es dem neuen Orakel zu; welches übrigens andern Instituten dieser Art sich dadurch bescheiden gleichzustellen schien, daß es seine Aussprüche zwar verschenkte, doch niemals, ohne auf ein Gegengeschenk zu rechnen. Gegenstände, die der Anfragende als seinen schönsten Schmuck werth hielt, dienten vorzüglich, die Gunst des Orakels zu gewinnen.

Ohne sich lange zu besinnen, rüstete man von Seiten des Schachs eine Gesandtschaft auf das prunkvollste aus. Der Monarch entschloß sich, drei der schönsten Haare seines majestätischen Bartes, und zur Dareingäb drei unschätzbare Perlen aus seinem Leibschmucke aufzuopfern. Sechs reichgeschirrte Lastthiere trugen diesen Schatz nach Indien; denn die Etiquette forderte mit Recht für jedes einzelne Stück des Geschenkes ein eignes Kameel.

Wer in unsern Quellen bis zu diesem Punkt der Geschichte vorgedrungen ist, kann unmöglich ohne Rührung weiter lesen, wie lebendig die Schriftsteller das sehnliche Hoffen des immer mehr nach Antwort lechzenden Schachs zu schildern, und in welchen kühnen orientalischen Bildern sie es zu beklagen wissen, daß nach unendlichem Harren die heimkehrende Gesandtschaft den erhabenen Patienten schon allzunah am Rande des Grabes gefunden habe.

Es war nämlich, wie diese Männer zu verstehn geben, das eingeholte Orakel in so hohem Grade lächerlich und einfältig, daß allerdings eine glückliche Wendung der tödtlichen Laune des Schachs mit Grund zu hoffen gewesen, hätte er nur des Braminen Worte noch zu lesen und zu verstehen vermocht.

In der That hatte sich der alte Spitzkopf am Ganges nicht entblödet, dem armen Schach für alle seine Kostbarkeiten vier elende Zeilen zurückzusenden, über welche sich

der unterſte aller Hofpoeten, falls ſie ſeiner Feder entſchlüpft wären, erſt krank geſchämt, und dann todt geärgert haben würde.

Es lauten aber jene theuren Zeilen, von einem des Sanskrit kundigen teutſchen Gelehrten auf das Treuſte übertragen, alſo:

»Wem fehlt der Seinen Liebe,
Dem hilft kein Kraut auf Erden;
Denn um geliebt zu werden,
Wills noth thun, daß man liebe.«

V.

Nachtstücke

aus der Traumbildergallerie.

1.

Flugreiſe nach der Heimath.

» Wir wollen uns nicht verſchweigen und verſchleiern, daß die Urſeele uns nur als eine immer hellere Aurora im All erſcheint, und daß die Sonne nimmer aufgeht, weil das Auge der Endlichkeit an der Sonne ſtürbe. Nur das göttliche Morgenroth ſieht und verträgt der Menſchenblick. «

Jean Paul.

In einer bekannten Stadt Thüringens lebte vor geraumer Zeit ein erfahrner frommer Arzt, deſſen ausgebreiteter Ruf ihm zwar große Ehre und reichliches Einkommen erwarb, aber auch zugleich ſo viel Arbeit und Gemüthsbewegung zuzog, daß er zuweilen

fast darunter erliegen zu müssen fürchtete. Väterlich und brüderlich theilte er die Leiden seiner Kranken, und redete ihnen dabei in Stunden der Gefahr so erbaulich an's Herz, daß sie im leiblichen Arzte zugleich den geistlichen verehren mußten.

Traten Zeiten ein, wo ansteckende Krankheiten herrschten, wo gleichsam der Tod mit aller Macht an dem großen Lebensbaum schüttelte, so daß Alte und Junge, wie reife Früchte und gelbes Herbstlaub, ins Grab herabrieselten: dann vermehrte sich Mühe und Gefahr des Arztes mit jedem Tage, und sein Testament lag daher immer bereit. Sehr oft wurde er dann mitten in der Nacht herausgerufen, mußte sich den süßen Schlaf aus den müden Augen wischen, um vielleicht durch Regenstürme und Schneegestöber zu neu Erkrankten hinzueilen. — So muhevoll und lange nicht genug gewürdigt ist das Amt eines guten pflichtgetreuen Arztes! —

Einst als sich der Doctor, von vielen

Krankenbesuchen ganz ermattet, zur Ruhe begeben hatte, sank er augenblicklich in einen tiefen Schlaf, der ihm ein wunderbar herrliches Bild vor die Seele stellte, als sollte Körper und Geist zugleich erquickt, für bevorstehende Arbeit gestärkt, und für schon vollbrachte belohnt werden.

Sein Traum führte ihn in einen Lustgarten, dessen Pracht alles übertraf, was er bis jetzt von anmuthigen Gartenanlagen jemals gesehn. Das Schönste aus dem Pflanzenreiche, wie sich's in allen Erdtheilen zerstreut findet, war hier vereinigt zu schauen. Der Doktor kam, als ein geübter Kenner, fast außer sich vor Entzücken, als er große Prachtblüthen und edle Baumarten, wie sie nur unter Indiens Himmel gedeihen, und wie er sie bis jetzt blos aus Bildern und Beschreibungen kannte, lebendig in höchster Vollkommenheit erblickte. Wie ein Kind, dem das Christbäumchen angezündet worden, eilte er von einem Gegenstand des frohen

Erstaunens zum andern fort. Ein erquickender Wohlgeruch duftete aus den schattenkühlen Büschen; der Rasen glich einem großen ausgebreiteten Kunstgewebe, in welches auf goldgrünem Grund hellgelbe und violenfarbige Blümlein, mit schillernden Perlen untermischt, in den zierlichsten Gebilden gestickt waren. Hier und da murmelten kühlunghauchende Quellen, oder erhoben sich mit kristallhellen Wasserstrahlen, die mehr klingend als plätschernd in große dunkelblaue Becken herabfielen. Ueber ihnen schwebten Vögel mit glühenden Farben schimmernd, wie sie nur durch Afrika's Wälder ziehn, und schauten aus ihrer klaren Höhe, mit gebogenen Pfauenhälsen stolz hernieder, als bewunderten sie selbst ihre große Schönheit, die sich im tiefen Wasserspiegel mit zitternd-zerfließenden Farbenflammen malte.

Anfangs merkte der Doktor in seinem Entzücken nicht, daß er ganz allein war; dann aber, als er eine Weile hierhin und

dorthin seinen Lauf durch die hohen Laubengänge gerichtet, und immer ein neues Naturwunder das vorige an Reiz übertraf, fiel es ihm auf, daß dieser unvergleichliche Garten leer von Bewohnern sei; denn das Herz sehnte sich nach einer mitempfindenden Brust, an die es zärtlich fallen und rufen könnte: »Ach Bruder! Wie schön ist es hier! Und wie groß ist der Schöpfer!«

Indem er dieses bei sich dachte, sah er einen Mann aus der Ferne herankommen, in welchem er, Anfangs zweifelnd, dann immer deutlicher und freudiger seinen Vater erkannte. Mit dem Freudenruf des Wiedersehns wollte er ihm um den Hals fallen; doch jener machte eine abwehrende Bewegung, ob er ihm gleich mit verklärter Freundlichkeit zulächelte.

»O mein Vater!« rief der betrübte Sohn, »Warum versagst Du es mir, mich an das Vaterherz zu schließen, wo ich immer so gern geruht habe?«

Da hob der Vater mit sanfter Stimme zu sprechen an: »Ich liebe Dich dennoch mehr als je; und seit ich von der Erde geschieden bin, habe ich Dich wohl öfter im Geiste erblickt, als Du Dich meiner erinnert hast.«

Der Sohn wurde durch diese Worte seltsam überrascht, denn er konnte sich durchaus nicht darauf besinnen, daß der, welcher jetzt im vollblühenden Leben vor ihm stand, jemals durch den Tod von ihm getrennt worden sei. »Nun ich Deiner Liebe gewiß bin,« erwiederte er endlich, »so fühle ich mich auch wieder beruhigt, und es fehlet mir gar nichts mehr zu meinem Glück, da ich am schönsten Ort der Welt gerade den Freund gefunden habe, nach welchem mein Herz am meisten Verlangen trägt.«

Darauf sprach der Vater: »Dir ist ein großes Heil widerfahren, welches selten einem Sterblichen zu Theil wird. Denn wisse! Du bist in einem Lande, dem Du noch nicht angehörst. — Verlangst Du den Beweis,

ſo brich nur eine jener Roſen, die hier neben Dir blühn.»

Der Sohn wollte dankbar eine der königlichen Blumen pflücken; doch kaum berührte er ſie, als das zarte Gebilde wie ein Nebelduft ihm unter den Händen zerfloß.

»Blicke her!» ſprach der Vater; — knickte eine der ſchönſten rothen Kronen ab und ſteckte ſie ſich an die Bruſt; und es war, als ob ſie dort noch höher glühe und gewürziger dufte. — Da fragte der Sohn betrübt: »Was muß ich denn thun, mein Vater, daß ich würdig werde, auch hier zu wohnen, und die Blumen dieſes himmliſchen Gartens nicht vor mir Armen erſchrecken und zerfallen?»

»Arbeiten, beten, dienen, vergeben und geben in der Furcht des Herrn, wie Du es bisher gethan;» war die Antwort. Dann fragte er noch vieles, worauf er Beſcheid erhielt: vieles aber blieb ihm verborgen. An Manches auch wußte er ſich wachend niemals

wieder deutlich zu erinnern. Eines hatte er behalten: »daß die Erde mit all ihrer Schönheit nur ein schwaches Vorbild sei von der Herrlichkeit ihrer Sonne; und diese nur ein Schatten der größeren Wunder jener Sonnen, um welche sich ganze Weltsysteme drehn.«

Während sie so sich mit einander besprachen, ging erst in großer Ferne, dann immer näher und durchdringender ein Ton durch den Garten, den der Doktor späterhin nur mit dem Akkord einer großen Orgel vergleichen konnte; so stark und herzergreifend strömte er daher, und blieb dabei doch so lieblich, wie das Säuseln der Harfensaiten, wenn ein linder Westwind sie anhaucht.

»Dieß ist das Zeichen,« sprach der Vater, »daß die Bewohner dieser Gegend sich zur Anbetung des ewigen Vaters versammeln. — So lebe denn wohl auf kurze Zeit! Denn bald sehen wir uns wieder für immer!«

»Noch eine Frage beantworte mir, eh Du scheidest,« flehte der Sohn. »Was deu-

tet jenes unaussprechlich schöne Rosenlicht an, das dort am Horizont heraufleuchtet, als wollte eine neue Sonne aufgehn, schöner noch als das klare Licht, welches jetzt durch die Palmen niederstrahlt? Niemals habe ich noch eine Aurora gesehn, vor welcher die Sonne selbst zum Monde zu erbleichen scheint.«

»Des Allmächtigen Werke sind unendlich und unergründlich;« war des Vaters Antwort. »Wir alle, die wir hier wohnen, wissen jenes entzückende Licht uns nicht zu deuten; wir sehnen uns aber dorthin, so wie Ihr von der Erde euch nach dem Himmel sehnet. Denn ohne Sehnsucht lebet keine Seele, weder auf Erden, noch im Himmel.«

Dann breitete das verklärte Vaterbild segnend die Hände aus zum Scheidegruß. In diesem Augenblick kam eine andre Gestalt den Sprechenden näher, und der Doktor erkannte in ihr seine einzige Schwester;

die Gattin eines werthen Freundes, in deſſen Umgang er ſeine frohſten Stunden genoß, Vater und Tochter ſanken ſich mit großer Freude in die Arme. Dann erſt wendete ſie ſich zum Bruder hin.

»O darum,« — rief ſie, ihm entgegenfliegend, — »darum alſo mußte ich dort vergebens auf meinen geliebten Bruder harren!« — Doch ehe er ſie noch mit ſeinen Armen umſchlingen konnte, war es ihm plötzlich, als ſinke er durch unermeßliche Räume nieder. Der erſte irdiſche Laut, deſſen er ſich bewußt wurde, war der Ruf ſeines Namens. »O, lieber Herr!« erſcholl es vor der verſchloſſenen Thüre: »So öffnet mir doch, und ermuntert euch endlich aus eurem tiefen Schlafe! Denn es hat gewißlich große Gefahr!«

»Wer verlanget nach mir?« rief er, ſich völlig ermunternd, dem Harrenden vor der Thüre zu.

»Es iſt eure liebe Schweſter,« erſcholl's

zur Antwort. »Sie ist plötzlich erkrankt, und schon eine gute Weile habe ich euch vergebens zu erwecken gesucht.«

Der Arzt eilt erschrocken hinab; durchläuft mit wachsender Angst die Straßen bis zum befreundeten Hause, und tritt hastig ins Zimmer. Da fällt ihm der Gatte seiner Schwester schluchzend um den Hals. »Zu spät! Zu spät! — Unsre Freundin ist schon bei Gott!« Ein Nervenschlag hatte plötzlich mit ihr geendet.

Der Doktor faltete seine Hände hoch empor, und konnte nicht sprechen; nicht einmal weinen! — Lange währte es, eh' er sich sammelte, um dem Freunde seinen wunderbaren Traum zu erzählen, und eh' dieser recht darauf zu achten vermochte.

Zwar war der Doktor, als ein gründlicher Naturforscher, zu sehr an sorgfältige Prüfung gewöhnt, als daß er sichs nicht in der Folge hätte erklären sollen, wie gerade das theure Schwesterbild am Schlusse seines

Traumes erscheinen mußte. Denn es kam ihm begreiflich vor, daß bei der bekannten Stimme des Bedienten, als er sie dunkel im Schlafe vernommen, sich jene Erscheinung in seiner dichtenden Phantasie gestalten mußte. Gleichwohl fanden beide Freunde in der Folge oft einen großen Trost darin, jenes himmlische Traumbild zurückzurufen, um die erhabensten Hoffnungen daran zu knüpfen, deren der Mensch fähig ist; — Hoffnungen, mit welchen er alle seine Pflichten treuer erfüllt, und alle Leiden muthiger trägt.

2.

Der Todtentanz.

» Der Traum ist unwillkührliche Dichtkunst.... In der Aetherwelt der Dichtung sind wir Schöpfer; in der Wolkenwelt des Traumes sind wir Bewohner. Jene schwebt uns als ferne Vergangenheit und Zukunft hoch oben; diese umfließt uns mit Gegenwart. «

Jean Paul.

Wenn das zuvor erzählte Traumgesicht einen frommen Geist in das Paradies der Seligen hinaufhob, so hielt dagegen ein andres seine arme Träumerin an die dornenvolle Erde festgebannt, und ließ sie hinabblicken bis in ihr letztes kleines Haus, — in ein trostloses Grab.

Karoline L** war ein gutgeartetes, nur ein wenig flattersinniges Mädchen, von anmuthiger Gestalt und nicht gemeiner Bil-

dung. Beides wußte ſie nur zu gut, und konnte daher wohl nicht frei von jener Eitelkeit ſein, die den äußeren Schimmer und der Menſchen Lob und Gunſt für das wünſchenswertheſte Gut; — ihnen zu gefallen, für die ſchönſte der Pflichten hält. Da man nun neben andern Künſten des Gefallens vorzüglich auch der guten Tänzerin ausgezeichnete Anſprüche auf bewunderndes Lob einräumt, ſo hatte auch Karoline keinen Fleiß geſpart, dieſe gefällige Kunſt bis zur höchſten Grazie und Fertigkeit zu erlernen; und in der That pries jeder Jüngling ſein gutes Glück, wenn er Karolinen zum Reigen auffordern durfte; die Andern aber konnten kaum das Ende erwarten, um für den nachſtfolgenden ſich einander den Rang bei ihr abzugewinnen.

Auf ſolche Weiſe gelangt wohl ein reizendes Mädchen bald genug zum Ruhme, nach nachklangen Bällen von ſich ſagen zu

dürfen: »Ich habe keinen einzigen Tanz ausgesetzt!«

Karoline sagte es aber so oft und so lange, bis die frische Wangenblüthe sich auf eine bemerkliche Art zu entfärben anfing, gleich dem Rosenblatte, welches ein giftiger Nebeldampf anhaucht. Sie, die sonst keinen Tanz versagte, mußte jetzt ganze herrliche Bälle aussetzen, und hatte dann in ihrer Einsamkeit, während die Freundinnen mit Herz und Fuß in ater Wonne hüpften, hinlänglich Zeit, über die eigentliche Bedeutung eines beengenden Hüftleins und einer schweren Müdigkeit nachzudenken, wogegen kein Ausruhen half.

Je seltener jetzt junge schmucke Herren mit schmeichelnden Einladungen erschienen, desto öfter kam ein alter grämlicher Dekter, der dem Fräulein um so weniger Vergnügen machte, da er sich angewöhnt hatte, bei dergleichen Patienten häufig mit dem Kopfe zu schütteln. Dieser leidige Alltagsbesuch, —

der übrigens als geschickter Heilkünstler in großem Ruf stand, — schnitt jetzt mit demselben Scheerchen, welches sonst so manchen zierlichen Besatz zu immer neuen Ballkleidern auszackte, lange Papierstreifen für bittre Recepte zu.

In der schönen Welt beklagte man Karolinens wahrscheinlichen Verlust recht aufrichtig; doch ohne deshalb im Mindesten sich in der gewohnten Weise stören zu lassen. Es traf sich wohl zuweilen, daß zwei junge Freundinnen wechselseitig die vermißte Schwester beklagten, während sie vom erschöpfenden Walzer halb athemlos neben einander auf das Sopha niedersanken.

Die arme verstechende Karoline hatte in jener bedenklichen Zeit am Tage zu oft schwermüthige Gedanken, um bei Nacht süß träumen zu können. Die Entstehung des hier erzählten Traumes wird daher leicht zu erklären sein; besonders wenn man weiß, daß sie als eine große Dichterfreundin, nicht un-

bekannt mit den Phantaſieſpielen der Allegorie war.

Sie ſaß, — ſo träumte ſie, — todtmüde, wie gewöhnlich, in der Gartenlaube, und harrte des Arztes, deſſen Beſuchsſtunde ſich ſo eben vom fernen Kirchthurme her mit zwölf dumpfen Schlägen ankündigte. Beim letzten Schlag glaubte ſie auch in der That den ſtarken, dröhnenden Schritt des Kommenden zu vernehmen; doch mit Erſchrecken erkannte ſie im Hereintretenden ihren alten, längſtverſtorbenen Schulmeiſter, bei welchem ſie einſt den erſten Unterricht erhalten, und deſſen monarchiſche Strenge ſie damals oft in Furcht geſetzt hatte.

Er blieb am Eingang der Laube ſtehen, und winkte gebieteriſch mit dem Zeigefinger; — dem drohenden Zepter der Schulkönige; ſagte aber dazu kein Wort. Auch die Schulerin blieb ſtumm, verneigte ſich ehrerbietig, wie ſie es einſt gethan, und folgte ihm zum Raſenplatze des Gartens, wo ſie lauter junge

Bekannte versammelt fand. Doch niemand kam ihr freundlich entgegen; Keines erwiederte ihren Gruß; die Todtenstille und eine ganz eigne gespenstische Blässe der Anwesenden preßte ihr die schmerzende Brust zusammen. Noch mehr aber erschreckte sie eine riesenhafte Gestalt von furchtbar kräftigem Ausdruck im glühendrothen aufgedunsenen Gesicht.

Man wurde es sogleich gewahr, daß sie hier als unumschränkte Königin herrsche. Ihr Zepter war eine Geißel; so wie sie damit zuckte, so zuckten auch die Glieder ihrer Sklaven, als würden sie galvanisch berührt. Aller Blicke waren auf ihre Augen geheftet. Ein Wink, — und die Gesellschaft stand Paarweise in eine lange Reihe aufgestellt, das Zeichen zum Tanze erwartend.

Doch wo blieb die Musik? — Man schien ihren Mangel gar nicht zu bemerken; denn so wie die fürchterliche Königin ihre Geißel schwang, begann ein wüthender Wirbeltanz

Nur die zitternde Karoline stand unberührt vom Zauber da, und mußte zuschauen, denn der Schulmeister neben ihr drohte bedeutend, so oft sie sich vom gräßlichen Hinblick abwenden wollte.

Jetzt war der Reigen zu Ende. Die Tänzerinnen gewährten ohngefähr jenen Anblick, wie nach einer durchtanzten Nacht unsre Schönen, wenn sie mit losgeringelten Locken, und mit Wangen, auf denen eine krankhafte Röthe neben einer widrigen Bläße glüht, in der Morgendämmerung schlaff mit gesenktem Köpfchen, wie Blumen, die der Nachtreif getroffen, heim aufs Lager schleichen.

So gut wurde es indeß dieser armen Ballgesellschaft nicht. Nach aller Anstrengung sollten sie nun noch ein schweres Geschäft verrichten, wozu ihnen gleichwohl die Kräfte fehlten. Man theilte Spaden und Schaufeln unter sie aus.

Wie? Sollte es jetzt die rechte Zeit sein, zu einer Nutzanwendung des Bibeltextes:

„Im Schweiße des Angesichts sollst du dein Brod essen?“ Und sollte wohl auch der Same, von solchen Händen gesäet, fröhlich gedeihen?

Nein, so war es nicht gemeint! Wohl gruben sie und schaufelten ängstlich; doch ach! kein Blumenbeet, kein Ackerfeld, sondern ein enges tiefes Grab. — Und jetzt erst, so spät! begann die Musik. Es war dasselbe Gesang, den in des Dichters Ballade das gräßliche Gesindel anstimmt, und das er dem „Unkenruf in Teichen“ vergleicht. Ein leerer Sarg hob sich empor, und die Larven grinsten Karolinen winkend an.

Hier aber hatte das Entsetzen der Armen den Gipfel erreicht. Das gequälte Herz mußte sich entweder loswinden von des Traumes Fesseln, oder brechen. „O Gott! für mich! für mich!“ — rief sie schluchzend im Erwachen, und hörte noch den Angstruf, und fühlte die heiß herabrinnende Thräne auf ihrer Wange.

Der Eindruck war tief und blieb unauslöschlich. Karolinens gute Natur, die nur durch Leichtsinn, nicht durch Laster gestört war, siegte bei des Arztes geschickter Behandlung, und bald blühten die verblichenen Rosen mit neuen Reizen auf. Ja, der gefällige Doktor erlaubte in der Folge sogar selbst wieder ein mäßiges Tänzchen. Doch so oft die ungebändigte Lust, die ihr unter der Riesengestalt des furchtbaren Dämons erschienen war, auf einem Ballfeste die Geißel zu schwingen begann, so oft bemächtigte sich der Jungfrau ein geheimes Grauen. Scheu trat sie dann, um Entschuldigung bittend, aus dem Reigen zurück, ehe noch die reichen blonden Locken aufgelöst auf die hochfliegende Brust niedersanken; und immer behielt sie noch Athem genug übrig, um jungen Freundinnen ihren merkwürdigen Traum erzählen zu können. Sie hatte sogar bisweilen die Freude zu bemerken, daß manche derselben sich der Tyrannei des Dämons muthig entzog, so

oft sie ihr ins Ohr flüsterte: „Denk' an unsres alten Schulmeisters Gartenball!"

VI.

Dichterweihe.

Ein Idyll.

Nah dem erfreulichen Licht der allbelebenden Sonne
Wandelt, dem irdiſchen Blick unſichtbar, ein Stern in des Aethers
Reinem Blau. Vom allmächtigen Wort der Liebe gerufen,
Leben auf friedlichen Au'n dort, fern von den Kämpfen der Erde,
Geiſter, edel erſchaffen, ein edelbeſchäftigtes Leben.
Mit ätheriſchem Leib in unverwelklicher Jugend
Schmücket der Vater der Welt ſie Alle, die lehren und lernen.
Engel ſind Lehrer, — geweiht zu Prieſtern der himmliſchen Weisheit,
Daß die erwählterе Schaar ſie zum Dienſt der dürftigen Erde

Liebend erziehn in blüthenumdufteten Hainen; in Tempeln,
Groß und erhaben, — wo nicht, wie bei prunkenden Erdenpaläſten,
Kämpfend mit rohem Geſtein, die großerſonnenen Formen
Oft erliegen dem Druck. Aus zarterem Stoffe gebildet,
Sproßt die Säule zum Dom, und wölbet die glänzende Kuppel;
Pflanzengebilden vergleichbar, die hoch auf elaſtiſchem Stengel,
Schwebend in farbigem Duft, der Blüthen Krone ſich wölben.
Tief und geheimnißvoll, in Worten menſchlicher Sprache
Nicht zu faſſen, entſtrömt den gottbeſeligten Lippen
Wechſelnd Lehre und Lied. Es reih'n in erhabnen Gedanken
Bilder zu Bildern ſich an, umwallt vom Schleier der Anmuth.
Kraft mit Milde gepaart, mit ſeelenerwärmender Wahrheit,
Hebet die Geiſter entzückt zu des Lebens ewigem Urquell.

Daß sie geläutert, verklärt, verknüpfend das Gute dem Schönen,
Wie sie's am Bilde gelernt, einst bildend den Sterblichen lehren.
So ersteigen von Stufe zu Stufe sie der Vollendung
Glänzende Höh'n, nach Maß der weise beschiedenen Gaben.
Jedem, — hat er das Ziel der erhabnen Bahn nun errungen, —
Gehet ein Tag dann auf; es ist der größte von Allen,
Acht der letzte zugleich im paradiesischen Leben!
Dichterweihe, so nennt den letzten, größten der Tage
Dort der himmlischen Chor. Ihn feiern höhere Sphären.
Gleich der Orgel Akkorden, doch mächtiger, herrlicher wallet
Von des Himmels Gewölb, von der Sterne wandelndem Gange,
Festlicher Glockenton. Die Seelen erbeben vor Wonne,
Knüpfend den ewigen Bund der unermeßlichen Liebe.

Hymnen ertönen in weihrauchduftenden Hallen des Tempels;
Lieblicher blühn in dem Hain die unverwelklichen Blumen;

Doch die schönsten der Rosen, durchflochten von glänzendem Lorbeer,
Bieten zur Krone sich dar, des Geweihten Stirne zu schmücken,
Ihm von segnender Hand gereicht in der Stunde des Abschieds.
Dann, — berühret der Kranz das Haupt des himmlischen Jünglings, —
Schnell entsinket er, tiefentschlummernd, dem Stern und erwachet
Hier auf Erden als Kind: — dann ist ein Dichter geboren.
Irdisch lebt er sein Leben, wie das Geschick es beschieden,
Fern vom Eden, das mit verwandten liebenden Geistern
Einst er bewohnt. Vom Klange der Sphären, von Tempeln und Hainen
Bleibet ein dämmerndes Bild, ein nieversiechendes Sehnen

Lief im Herzen zurück. Bald seufzend wallt er, bald lächelnd,
Hin auf dem einsamen Pfad, und sinnet immer vergebens,
Wo nur sonst er so glücklich, so überselig gewesen? —
Hochbegnadigt vor Vielen vom liebenden Vater der Geister,
Lebt' einst ein Genius dort, — mit dem Sternennamen Almintor. —
Jener bildenden Kraft, die still im Verborgenen waltet,
Folgte sein forschender Blick in der Schöpfung weitem Gebiete;
Und es schloß die Natur der Gestaltung tiefstes Geheimniß
Liebend dem Liebenden auf. Des Geistes lebendiger Odem,
Der aus chaotischem Dunkel einst die erblühende Lichtwelt
Schaffend enthüllt, — er haucht in den hohen Liedern Almintors.
Wesenloses empfindet; der Baum, die Blume erwachen
Lebenathmend. Es singt, wo die Lyra ertönt, in den Thälern

Mirbegeistett der Quell; und in allmächtigem Streben
Formet das Wort sich zur That, der flüchtige Schall zum Gebilde
Folgend des Dichters Wink, erscheinen hohe Gestalten,
Königen gleich, und edler Frau'n liebreizende Anmuth;
Fröhliche Kinder, und ernste Helden, und zärtliche Freunde
Treten lebendig hervor; und die mächtig ertönende Rede
Dringt, entzückenden Klangs, vom Munde der Hohen zum Herzen
Aller, die lauschend staunen dem wesenerschaffenden Wunder.
So mit siegender Kraft gerüstet, erstrebet der Sänger
Seiner Vollendung Ziel. Schon ruft ihn des festlichen Tages
Hehrer Sphärenklang zu des Preises winkendem Kleinod;
Schon ertönen die Hymnen in weihrauchduftenden Hallen;
Um den Genius schließt an des Tempels hohem Altare

Sich der Engel strahlender Kreis; — doch Seufzer der Wehmuth
Flüstert leise, dann lauter, durch des ertönenden Hymnus
Festakkorde. »Bald,« so klagen die Chöre der Freunde,
Gegen einander gewendet, — »ach bald wird der liebliche Sänger
Fernhin wandeln! Ihn ruft des allmächtigen, liebenden Geistes
Weltenlenkender Ruf hinab zu andern Gefilden.
Unser blühendes Haus, umflort von dem Schleier der Trauer,
Birgt den geliebtesten Sohn nun fürder nicht vor dem Sturme;
Der dort dunkelbrausend die niedere Welten umrauschet.
Hier entflohn uns, gleich Tagen, die Jahre; der Glücklichen Keiner
Hat sie gezählt. Doch nun, ach! zählen die flüchtigen Stunden,
Bis die letzte uns trennt, wir im Arm des scheidenden Freundes!«
»Tief,« so klagten andre Chöre, — »wo fern von der Sonne,

Röthlich schimmernd, (denn Blut fließt dort, vergossen in Strömen,)
Einsam, nur vom erstarrten, bleichen Gefährten umwandelt,
Oester der Erdball rollt, — ja, dort, du Geliebter, erwachst du!
Ach! erwachest, und — weinest! Und nur in begeisterten Träumen
Geht dir das liebliche Bild der verlassenen Heimath vorüber,
Deiner Erinnerung stilles Eden! Du willst es erfassen;
Und schon hebet dein Sehnen hinauf dich zu sehnenden Freunden:
Da zerfließet der Traum! Die Erde hält dich gefangen.»

Und aufs Neue ertönt die seelenrührende Klage:

» Wirst du Geliebter wohl dort, wenn spät des Allmächtigen Wille
Nun auch uns herniederin ins menschliche Leben gesendet, —
Wirst du, erkennend die Herzen, den dichtverschleierten Blicken

Deiner Geführten, du ſelbſt ſo befreundet wie ehemals enthüllt ſein?
Oder ſollen entfremdet wir dann auf tödtlichen Pfaden
Uns begegnen? Und Keiner in Rührung fragen den Andern:
Denkſt Du der ſeligen Heimath, der himmliſchen Lehren und Lieder?
Jener glücklichen Jahre, die dort kein Glücklicher zählet?"

Alſo durchtönt die Klage den Chor der trauernden Freunde.
Hoch in Ariels Hand, — des weihenden heiligen Prieſters, —
Schwebet die Krone, bereit, Almintors Stirne zu ſchmücken.
Schweigend im ſtrahlenden Kreiſe kniet der gefeierte Sänger,
Tiefdurchſchauert von Wonne, von Lieb' und ſinnender Wehmuth.
Jetzt erhebt er ſein Haupt, und winkt den Freunden, zu harren.
Da verſtummen die Chöre, denn reich an erhabener Schönheit,

Schreitet ſinnend Almintor hin zu den Stufen des Altars,
Stimmt noch einmal die Lyra, die hoch an heiliger Stelle
Feſtlich geſchmückt mit Kränzen ruht. Die traute Gefährtin
Seliger Stunden begleitet in ſchmelzend ſanften Akkorden
Jetzt des Scheidenden Lied, — ausgießend in tönender Rede
Ewige Lieb' und feurigen Dank, und erquickende Hoffnung.
Seiner Beſtimmung fernhinglänzendes Ziel, — nur errungen
In des irdiſchen Lebens kampfbereitender Laufbahn; —
Wie auf beginnender Wallfahrt dunkel verſchlungenem Pfade
Dort er duldend entbehrt, was er wirkend den Brüdern geſchenket;
Wie, bald verkannt, bald vergeſſen, dahingegeben der Sorge,
Jetzt in ermüdender Noth, und jetzt in betäubenden Schmerzen,
Er auf zerfallendem Altar mühſam das heilige Feuer,

Das ihm der Himmel vertraut, kaum vor dem Verlöschen bewahret;
Doch wie über dem Grab, von keinem Marmor bezeichnet,
Neu die Flamme des Geists zum Himmel strahlend emporsteigt,
Seines Volks hellglänzender Ruhm, und der künft'gen Geschlechter
Herzerwärmende Glut: — das alles enthüllt sich dem Seher.

»Heil uns, unsterbliches Heil!« — so ergießt sich das Wort der Begeistrung, —
»Segnend geleitet die Pflicht stets nur zu würdiger That.
Nicht ist es unser Geschenk, was der fernhinwandelnden Erde
Wir zu göttlichem Trost bringen aus himmlischem Land!
Der die Sonnen gerufen in welterleuchtende Bahnen,
Sendet auch liebend den Geist hin in die geistige Welt.
Seid mir gegrüßt, ihr fernen Kinder des ewigen Vaters!

Nur ein beſcheidener Gaſt, kehr' ich in Dürftigkeit ein.
Ehens Tempel verlaſſend, ſteht arm an der Hütte der Fremdling:
Oeffnet ihm freundlich das Haus! Oeffnet dereinſt ihm das Herz!
Oeffnet! — Er kommt nicht allein. Es kehrt im geiſt'gen Gefolge
Wahrheit, Freude und Troſt, Freundſchaft und Liebe mit ein.
Bringet Ihr Noth ihm und Sorgen? — Vielleicht, daß er lehrt zur Vergeltung,
Wie man ſie würdig erträgt, oder wohl kämpfend beſiegt.
Nimmer, — mir ſagt es der Geiſt, — o nimmer wird löſchen die Flamme
Die vom heiligen Berg leuchtet ins dunkelnde Thal!
Was auch die Erde mir raubt, — ob ſelbſt in bangenden Stunden
Hoffnung und Glaube ſich beugt, mächtig der Zweifel ſich hebt;
Ob aus den Gründen des Thals, von kaltem Nebel umdämmert,
Oſtwärts blicket der Geiſt, ſeufzend nach ſonnigen Höhn:

Endlich wird ſiegen die Kraft der gottbegeiſterten Weihe!
Ewiger Schönheit Geſetz prägt auch der Klage ſich auf.
Bleibt, o bleibet mir nah, ihr helfenden himmliſchen Mächte!
Rettet dem Liede das Herz! Rettet dem Herzen den Lohn!»

Alſo ſingt am Altar' zur tönenden Lyra Almintor;
Und es verſtummet das Wort zum letzten ſcheidenden Gruße.
Doch ihn saget die rinnende Thräne; — der ſinkenden Laute
Seufzend erſterbender Hauch und rings im erhabenen Kreiſe
Herrſcht Stille des Grabs. Da ruft ergriffen Almintor:
»Ariel! reiche den Kranz! Sieh mich zu ſcheiden bereit!»
Näher tritt ihm der Engel, — jetzt ernſter blickend; — die Krone
Ueber Almintors Haupt ſchwebt zögernd, daß länger er weile; —

Sinkt nun langsam; und jetzt,... die Freunde verhüllen das Antlitz, —
Jetzt berührt sie den Scheitel! Und wie nach dem Sinken der Sonne
Blumen ihr reizendes Haupt mit zartgeschlossener Blüthe
Still zur Erde neigen, so senkt sich des himmlischen Jünglings
Bleicher werdendes Haupt hinab in umnachtenden Schlummer.
Es zerfließt die Gestalt, und über den Stufen des Altars
Schwebet ein rosiger Duft, gleich des Abends gerötheten Schimmer,
Sanft von Engelthränen bethaut; — und zur selbigen Stunde
Ward, — unermeßliches Glück! — der Erde ward Schiller geboren!

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Verzeichniß

empfehlungswerther Schriften

welche

bei dem Verleger dieſes erſchienen ſind.

Abicht, J. H., Encyclopädie der Philoſophie. Mit literariſchen Notizen. 2 Thle. gr. 8. 1804. 1 Rthl. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Adelheid von Wildenſtein, oder die Folgen mütterlicher Eitelkeit. Mit 1 Kupf. u. Vignette, 8. 1788. 1 Rthl. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Almuſa, der Sultans-Sohn. Ein Roman aus der Geiſterwelt. Nach hinterlaſſenen Papieren des Grafen Donamar, von Bouterweck. 8. 1801. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Amanda und Eduard. Ein Roman in Briefen, von Sophie Mereau. 2 Bde, mit Kupf. 8. 1803. 2 Rthl. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Daſſelbe auf geglätt. Velinpap. geh. 3 Rthl. oder 5 fl. 24 kr.

Daſſelbe auf Druckpapier, ohne Kupf. wohlfeile Ausgabe. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Anſichten, maleriſche, des Rheins, von Mainz bis Düſſeldorf. Mit 32, nach der Natur von Schütz aufgenommenen, und von Günther geſtochenen Kupf. gr. 8. 1807. Auf geglätt. Velinpap. mit den beſten Kupferabdrücken und einer Karte. geh. 22 Rthl. 12 gr. oder 40 fl. 30 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpapier, mit 32 Kupf. geb. 18 Rthl. oder 33 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpapier ohne Kupf. 3 Rthl. oder 5 fl,

Die 32 Kupf. allein auf grösserem Papier abgedruckt, die sich zu Zimmerverzierungen eignen, complett. 15 Rthl. oder 27 fl.

Ansichten von Frankfurt am Main, der umliegenden Gegend und den nahen Heilquellen. Von Anton Kirchner, 2 Thle. mit 25 Kupfern und einem Plan von Frankfurt. gr. 8. 1813. Auf Velinpap. mit den ersten Kupfer-Abdrücken. 18 Rthl. oder 33 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. mit 25 Kupf. ohne Plan. 15 Rthl. oder 27 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. ohne Kupf. 5 Rthl. oder 9 fl.

Die 25 Kupf. allein auf gröfserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 12 Rthl. oder 22 fl.

Ansichten der freien Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen. Von H. Chr. Zietz; mit 16 Kupf. gr. 8. 1822. Auf Velinpapier mit den ersten Kupferabdrücken. 11 Rthl. oder 19 fl. 48 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. mit 16 Kupf. 9 Rthl. oder 16 fl. 12 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. ohne Kupf. 4 Rthl. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr.

Die 16 Kupf. allein auf grösserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 8 Rhl. oder 14 fl. 24 kr.

Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen. Von Dr. A. Storck, mit 16 Kupf. gr. 8.

1823. Auf Velinpap. mit den ersten Kuferabdrücken. 12 Rthl. oder 22 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpapier mit 16 Kupf. 9 Rthl. oder 16 fl. 12 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. ohne Kupf. 5 Rthl. oder 9 fl.

Die 16 Kupf. allein auf grösserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 8 Rthl. oder 14 fl. 24 kr.

Ansichten der freien Hansestadt Hamburg und ihrer Umgebungen. Von Joh. H. Hübbe. 2 Bde mit 18 Kupf. gr. 8. 1824. Auf Velinpapier mit den ersten Kupferabdrücken. 13 Rthl. 12 gr. oder 24 fl. 18 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpapier mit 18 Kuf. 11 Rthl. oder 19 fl. 48 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpapier ohne Kupf. 6 Rthl. oder 10 fl. 48 kr.

Die 18 Kupfer allein auf grösserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 9 Rthl. oder 16 fl. 12 kr.

Antoinette, oder die uneigennützige Liebe. Eine wahre Familiengeschichte, mit Digressionen geziert, von J. G. Müller, Verfasser des Siegfried von Lindenberg. 8. 1802. 1 Rthl. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Bertrand du Guesclin, romantische Biographie von Fr. Majer. 2 Bde 1801. 3 Rthl. oder 5 fl. 24 kr.

Blätter, dem Genius des Zeitalters geweiht. 8. Auch unter dem Titel: Launen, Erzählungen und Gemälde. 1794. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Brentano, Sophie, bunte Reihe kleiner Schriften. 8. 1805. 1 Rthl. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Bührlen, Fr. Ludw., neue Erzählungen. Erſter Band mit 1 Kupf. und Vignette. 8. 1823. geh. 2 Rthl. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Eduard's Verirrungen. Ein Roman, mit einer Titelvignette. 8. 1803. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Erzählungen, zwei romantiſche, von Seume und Gittermann. 8. 1802. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Fragmente, poetiſche, von Tian. 8. 1806. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Der Frühlingsbote. Herausgegeben von St. Schütze. 2 Bde mit Kupf. 8. 1823 u. 24. geh. 3 Rthl. oder 5 fl. 24 kr.

Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter. Ein verwildeter Roman von Maria. 2 Bde. mit Kupf. 8. 1801. 3 Rthl. 4 gr. oder 5 fl. 42 kr.

Halem, G. A. E. von, Blüthen aus Trümmern. Mit Kupf. 8. 1798. 1 Rthl. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Hoffmann, E. T. A., Meiſter Floh. Ein Mährchen in ſieben Abenteuern zweier Freunde. 8. 1822. 1 Rthl. 16 gr. oder 3 fl.

Krankheit und Liebe, von W** X**. 8. 1800. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Landſchaften, illuminirte, von Frankfurt am Main, Wiesbaden, Schlangenbad und deren Umgebungen, von Radl nach der Natur aufgenommen, von Schmidt und Hammer geſtochen und von Balzer in Dresden illuminirt, 16 Zoll hoch und 22 1/2 Zoll breit.

Anſicht von Frankfurt am Main, vom Mühlberge aus. 5 Rthl. oder 9 fl.

Ansicht von Frankfur am Main, von der Abendseite. 5 Rthl. oder 9 fl.

— von Bethmanns Museum in Frankfurt am Main. 5 Rthl. oder 9 fl.

— von Eppenstein am Taunusgebirge. 5 Rthl. oder 9 fl.

— von Homburg vor der Höhe. 5 Rthl. oder 9 fl.

— von Wiesbaden. 5 Rthl. oder 9 fl.

— des Kursaals in Wiesbaden von der Rückseite. 5 Rthl. oder 9 fl.

— von Sonnenberg bei Wiesbaden. 5 Rthl. oder 9 fl.

— von Schlangenbad. 5 Rthl. oder 9 fl.

Kavaliere, die Herzogin von, von der Frau von Genlis, aus dem Franz. überſetzt von der Frau von H. von Haſtfer. Mit einem Kupf. 8. 1804. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Leben und Dichtungen der Tochter der Karſchin, als Denkmal kindlicher Liebe, herausgegeben von Helmina. 8. 1805. 1 Rthl. 16 gr. oder 3 fl.

Lother und Maller, eine Rittergeſchichte aus einer ungedruckten Handſchrift, bearbeitet von Fr. Schlegel. 8. 1806. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Manon la Riviere, das Mädchen ohne Zunge, eine wahre und rührende Geſchichte, geſammelt auf einer Reiſe vom Verfaſſer der Lebensjahre eines Kosmopoliten. 8. 1799. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Panorama des Rheins und seiner nächsten Umgebungen von Mainz bis Bonn. Nach der Natur aufgenommen und in Kupfer gestochen von F. W. Delkeskamp. In Etui. 1824.

Zwölf Pferdearten. Nach der Natur gezeichnet von

J. C. Pforr. 17½ Zoll lang und 12½ Zoll breit. 1. Deutsche Pferde. Ostfriesländer und Holsteiner. 2. Englische verschiedener Art. 3. Arabische verschiedener Art. 4. Barben von Tunis. 5. Dänische. 6. Spanische verschiedener Art. 7. Französische Pferde aus Burgund. 8. Ungarische. 9. Neapolitanische. 10. Pollnische. 11. Russische. 12. Türkische. In Sepie gemalt 48 Rthl. sächs. od. 88 fl. — und in Farben 66 Rthl. sächs. oder 121 fl. —

Primavesi, C., der Rheinlauf, von den verschiedenen Quellen bis zu seinem Ausflusse, Nach der Natur gezeichnet und geätzt. Nebst einer Leitung bei dieser Reise, kurzen Erklärungen einzelner Darstellungen, in deutscher und französischer Sprache. Mit 54 Kupf. und 4 Karten. gr. quer 4. 1819. geh. 7 Rthl. oder 12 fl. 36 kr.

Reise meines Vetters auf seinem Zimmer, 2 Bde. mit Kupf. 8. 1797. Auf Schreibpap. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 22 gr. oder 1 fl. 40 kr.

Rose, oder der Findling, ein kleiner Roman, von der Verfasserin der Maria Müller. 8. 1812. 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.

Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück, herausg. von Nachtigal und Hoche. 6 Bde. 1799 bis 1804. 8 Rthl. oder 14 fl. 24 kr.

Außer einigen Druckfehlern der Leſezeichen ſind hauptſächlich folgende Berichtigungen anzumerken:

Seite	20	Zeile	10 lies dann.
—	53	—	7 — Apfelbaum.
—	42	—	1 nach frohe fehlt Stunde.
—	58	—	5 lies wie ſie.
—	57	—	5 — Sommerabende.
—	105	—	9 — und nun.
—	114	—	5 — gelbe.
—	130	—	4 — immer zu erneuen.
—	141	—	2 — irdiſche.
—	164	—	15 — heimathliche.
—	168	—	8 — tröſtlicheren.
—	206	—	2 iſt nach Geſtalt das war zu ſtreichen.

Zu: Florentin oder die Prüfung.

Reiſegefährten.

Eine

Sammlung von Novellen

und

andern Dichtungen

von

Friedrich Mosengeil.

Mit Beiträgen

von

Friedrich Jacobs.

*

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

bei Friedrich Wilmans.

1826.

Inhalt.

Seite

I. Neujahrsblätter aus dem Tagebuch eines alternden Poeten. 1

II. Kampf und Sieg; — Beilage zu den Neujahrsblättern. 43

III. Florentin, oder die Prüfung. Novelle. 57

IV. Erinnerungen einer Spazierfahrt von Gent nach Amsterdam. . . 223

V. Gedichte. 315

1. Die Tafeluhr. 317
2. Wundergrün. 319
3. Der Zaubervogel. 321
4. Wanderlied. 322
5. Eva ave. 324
6. Zwei Stimmen aus Eden. 325
7. Der Zauberring. 327

Seite

8. Berglied. 331
9. Vaterlandsgruß. 333
10. Christbäumchen. 335
11. Abschied. 339
12. Festbilder. 343
13. Sonettenkranz. 346
14. Die Schatzgräber. 351

I.

Neujahrsblätter

aus dem Tagebuche

Gottlieb Spätlings,

eines alternden Poeten.

Wüßt' ich mich doch kaum zu erinnern, daß jemals ein Gläschen mir so zu — Herzen gegangen wäre, als am letzten Abend des geschiedenen Jahres!

Alle, die mich nicht näher kennen, — Bekannte glauben es ohnehin, — dürfen der Versicherung trauen: daß ich immer nur nippte, wo echte Punschbrüder rein ausleerten; gleichwohl bracht' ich eine Art von Räuschchen mit heim. — Aber das that nicht Dein Geist, du wildes Feuer der Rumflasche! sondern Deiner, du Geist der Freude, der Liebe, der Freundschaft! — und mit welchem Namen soll ich dich sonst noch nennen, lieblicher Engel! der uns so oft mit Licht und Trost stärkt, während wir hienieden irren

oder trauern? — Der du uns bald den Strauß blühender Hoffnungen zulangst, bald den Kranz unverwelklicher Erinnerungen; und jene schönen Rosenketten der Treue, womit du die theuren Gefährten der flüchtigen Gegenwart fester vereinigst, und herrlicher schmückst! —

Ich will jetzt recht mit Muse jenen genußreichen Abend hier in meinem Tagebuch abschildern, — so umständlich, als wäre der Schreiber ein landfremder Leser, dem ers erzählen wollte. Und am Ende, — wer weiß es denn, ob diese Neujahrsblätter nicht auch noch fremde Leser finden, wenn sie, wie so viele Vorgänger, zuletzt in die Druckerei wandern? — Was wüßte denn ein alternder Poet wohl Besseres zu thun, als dem Setzer in die Hände zu arbeiten? Unter seiner Hand muß ja endlich alles zum Buche werden; so wie einst die Finger des Midas alles in Gold verwandelten, was sie berührten.

Eine Bemerkung gehe allen andern

voraus: Wer von Poesie, wie vom täglichen Brod lebt, für den ist es eine Art von Leckerbissen, wenn er einmal so wahrhaft erlebte Begebenheiten, als mein Neujahrsabend herbeiführte, gleichsam verspeisen, und Andern den köstlichen Nachgenuß beschreiben darf. — Und so will ich mich denn, — ganz wie es echte Gutschmecker zu thun pflegen, — recht langsam daran laben; und um ja nicht auf zu kurzem Wege zum letzten Abend zu gelangen, laßt mich lieber vom ersten beginnen, den ich auf Erden erlebte!

Daß gerade der letzte Tag des Jahres mein Geburtstag, und seine Schlußstunde meine erste war, — das hat vermuthlich über die Richtung meines ganzen Lebens entschieden.

Wem nur irgend ein kleines Dichterfünklein ins Herz gegeben ist, dem muß sich's wohl bei der immer wiederholten Rührung und Erhebung einer so verdoppelten Feier endlich zur hellen Flamme anfachen:

Vierundzwanzig Stunden früher oder später geboren, möcht' ich, ſtatt Schriftſteller und Poet, wohl nur Kanzeliſt und Rechnungskalkulator geworden ſein; denn beides war mein Vater, und gab ſich alle Mühe, mich zu einem würdigen Nachfolger in ſeinem wichtigen Amte heranzubilden. Es ging auch das Jahr hindurch ganz leidlich mit dem Kopieren und Nummeriren; kam aber der verhängnißvolle letzte December, dem ja ſchon die buntflimmernde Weihnachtsbeſcherung mächtig vorgearbeitet hatte, — nahte dann die große Stunde, wo draußen auf der lichthellen Straße alles in Jubel ausbrach, und im aufgeſchmückten Stübchen meines Vaters Kanzeleigenoſſen, — heute einmal ausgeſpannt aus dem drückenden Joch hochgethürmter Akten, — ihr ſelten vergönntes Gläschen Werthheimer fröhlich anklingen ließen; nahm dann die fromme Mutter, mit Freudenthränen im Auge, mich bei Seite, und flüſterte, meine Hände in den ihrigen zu-

ſammenfaltend: „Ach, mein Gottlieb! Danke doch mit mir dem Herrn! Denn in dieſer heiligen Neujahrsſtunde hat er dich das Licht ſeiner ſchönen Welt erblicken laſſen;“ — riefen dann wohl auch die guten Alten, auf's Neue anſtoßend: „Der kleine Gottlieb, das Neujahrskindlein! Schenke ihm Gott Gedeihen und Freude!“ — ach! dann regte ſich's von Jahr zu Jahr lebendiger in der jungen Bruſt, wie ein geflügeltes Weſen, das nicht Raum findet, ſeine wachſenden Schwingen auszubreiten. Ich ſang das fromme Lied: „Nun danket alle Gott“ wohl ſo andächtig mit als Einer; aber tief im Innerſten klangen noch andere himmliſche Melodieen nach, denen ich nur die rechten Worte noch nicht zu geben wußte.

Allmählich fanden ſie ſich, ich wußte ſelbſt nicht wie und woher? — So bin ich Dichter und Schriftſteller geworden.

Hätte ich mich denn nicht bei meines Vaters Schriftſtellerei viel beſſer befunden?

— Möglich! Aber es fehlte am Talent. Mit dem Abschreiben wollt' es mir nun einmal in die Länge nicht glücken. Unwillkührlich schlichen sich in die Kopie eigne Gedanken als Konterbande mit ein, und die Herren Konzipienten wollten das nicht leiden.

„Der Junge laborirt an einer gewissen Vollblütigkeit der Phantasie;" — sagte mein Pathe, der Stadtphysikus, — „Laßt ihn in Gottes Namen studiren! Wer weiß, was am Ende noch aus ihm wird!"

Allein mein kameralistisches Studium, das ich nach väterlichem Gutachten wählte, lockte doch nicht viel mehr heraus, als schon darin war, und ich bin heute noch überzeugt, daß die mühselig gesammelten Sparpfennige und erbettelten Magistrats-Stipendien wohl besser hätten angewendet werden mögen.

Das kleine Aufseherämtchen, welches mir nach der Universitätszeit übertragen worden war, verwaltete ich zwar mit großer Treue, doch schwerlich mit eben so großer

Geschicklichkeit; denn nur allzuoft hinderte mich jene fatale Vollblütigkeit, welcher früherhin mein Herr Pathe an den Puls fühlte, an der echten kameralistischen Ordnung und Pünktlichkeit.

War ich z. B. ausgesendet über die Schäferei eines Kammergutes Heerschau zu halten, so liefen mir mitten unter dem Zählen Virgils Eklogen oder Geßners Idyllen quer durch den Kopf. Dann trieben die Damöte, Lykasse und Palämon's vor meinen begeisterten Augen ihre glänzenden Heerden auf blumenreiche arkadische Auen. Hinter dem Erlengebüsch rauschte eine halbdurchblickende blonde Phyllis vorüber, von einem neckenden Satyr verfolgt; doch er wurde vom getreuen Liebhaber der süßen Schäferin eingeholt und gefesselt, so daß er sich mit manchem Liedchen wieder lösen und seinen Muthwillen auf eine possirliche Weise büßen mußte.

Aber o Himmel! wie erschrak ich, wann

der dicke Herr Verwalter mir plötzlich so plump in meine zarte Idyllenwelt hineintappte, und von weitem über das Wollvieh herüber rief: „Wie viel Stück Hammel haben wir nun durch, Herr Kammerkommissions-Acceſſiſt?“ — Ach! ich hatte ja längſt zu zählen aufgehört!

Wie oft habe ich ſchon den lieben Gott, wenn es etwa Wieſen und Felder zu beſichtigen gab, gebeten: er möge doch während dieſes ernſten Geſchäfts nicht ſeinen ſchönen blauen Frühlingshimmel mit ſeinen ſpielenden Mükken und wirbelnden Lerchen darüber ausſpannen! „Erhörte er mich nicht, ſo konnte ich ſicher darauf rechnen, ein ganz leidliches Gedicht, aber einen deſto ſchlechteren Bericht mit heim zu bringen.

Am allermeiſten freilich bangt mir immer vor den großen Herbſtfiſchereien, — den eigentlichen Paſſionswochen meines Dienſtjahres! Ich leide dabei ſehr; wiewohl unſchuldig! Denn was kann ich dafür, daß

mich das arme ſtumme Vieh unſäglich dauert, wenn es, ſo aus ſeinem kühlen kryſtallhellen Elemente herausgeſchleudert von harten groben Händen, nun nach Leben ſchnappend auf der ſchmutzigen Erde lieget und ſchnälzet? — Es thut ſeinen lautloſen Mund weit auf, als wollte es Seufzer ausſtoßen über das harte Geſchlecht, das alles Thierleben mitleidslos zerkaut und mit Wolluſt hinabſchlingt. Muß Ich ihm dann die Sprache nicht geben, die ihm die Natur verſagte? — Dann rechne mir's aber auch Niemand zu, wenn bei ſolchem elegiſchen Phantaſiren die Regiſter des Fiſchzuges nicht immer aufs Jota zutreffen! —

In der That lernten die Herren Kammerräthe, zumal da ich mich bei Dero werthen Frauen durch allerlei kleine Gelegenheitsgedichte zu empfehlen wußte, allmahlich ein Einſehen haben. Sie gukten nun lächelnd durch die Finger, wo ſie ſonſt ſtreng geſcholten hatten; und ſo blieb mir mein Aemt-

chen unverkümmert. Nur Schade, daß es einmal wie immer seinen Mann nur halb nährte und kleidete! Zu der alten Neigung, Schriftsteller zu werden, gesellte sich eine neue Gefährtin, welche in allen menschlichen Angelegenheiten ein gewichtiges Wörtlein mitzusprechen hat; ja, die sich sogar nicht selten in den Kreis der heiligen neun Schwestern inkognito als zehnte Muse einschleicht: — ich meine die Noth.

So viel hatte ich aus meines Vaters Rechenschule begriffen, herausziffern zu können, wie viele Bogen ich jährlich drucken lassen müsse, um unsern gemeinschaftlichen ehrlichen Namen aufrecht zu erhalten; und — dort stehn sie nun, die mein Alles umfassen, Weib und Kind, Schwester- und Bruderliebe! Gleichsam der abgezogene Geist meines ganzen Lebens! Dort stehn sie, die theuern Kinder meiner Muse, in einer langen Reihe zierlicher Franzbände »Gottlieb Spätlings sämmtliche Werke.«

Es fehlet wenig, so könnte man an ihnen meine Jahre eben so genau abzählen, als das Alter der Bäume an ihren Holzringen, oder das der Hirsche an der Zahl ihrer Geweihsprossen. — Doch wir wollen bei dem edleren Gleichniß stehen bleiben, das sich noch durch eine besondere Aehnlichkeit mehr empfiehlt. Denn gerade wie bei günstiger Witterung ein Baum zuweilen zwei Ringe in Einem Jahre ansetzt, so hat es auch bei mir dergleichen fruchtbare gegeben, wo mehr als Ein poetisches Werk ans Licht treten konnte.

Sollte ich Deiner nicht namentlich hier gedenken, du unvergeßliches Jahr der ersten Jugendliebe, die zugleich auch die letzte für immer geblieben? Sollte ich Dir nicht vor Allen den Herbstblumenkranz meines, sich abwärts neigenden, Lebens auf die heitre Stirne drücken, o Jahr voll seliger Hoffnungen und Träume!

Mitten im Winter sehe ich hier aus dem

Fenster meines Gartenstübchens einen blühenden Jasminzaun neben Rosen- und Fliederbüschen sich hinziehn. Er schied Karolinen's Gärtchen von dem meinigen. Ist er jetzt auch entlaubt; sind nur kalte Schneeflecken seine Winterblüthen, so kleidet er sich doch vor meinen Blicken in all' seine Frühlingspracht; und sie, — die jetzt, alternd wie ich, am andern Ende der Stadt ihren kleinen Wittwensitz bewohnt, — sie tritt wieder im vollen Brautschmuck reiner reizender Jugend aus jener Laube hervor, um mir eine der Nelken zu reichen, die sie selbst mit mütterlicher Liebe großgepflegt.

Dort, an jener Stelle, über die jetzt der Apfelbaum seine Zweige ausbreitet, der, damals nur ein schlankes Reis, mich kaum überragte, — dort stand ich oft am Sonntagsmorgen harrend, bis Karoline hervortrat im Geleite aller Grazien, welche die thauig glänzenden Blumen um sie herstreuten. Doch

keine glich an Schönheit und würzigem Duft der dunkelglühenden Nelke in ihrer Blüthenweißen Hand. Und nach wenigen, ach! so flüchtigen, Minuten blühte das kostbare Geschenk an meinem Herzen! Die Nelke begleitete mich zur Kirche und zu allen hehren Sonntagsfreuden; und wenn sie an der warmen Brust endlich schmachtend das Köpfchen zu senken begann, ward sie sorglich im Glase erfrischt, und ihr schönes liebes Leben noch tagelang gefristet.

Ja, ich liebte heiß; doch ohne Wort! Wollte ich's doch gewissenhaft so lange im Herzen verschließen, bis ich es zum Vater selbst hinüber tragen und bitten konnte: „Nun erst kann ich Eure geliebte Tochter redlich nähren und versorgen: gebt sie mir zum Weibe!“

Endlich schien der ersehnte Augenblick gekommen zu sein. Schon war ich im Begriff, den entscheidenden Gang zu wagen; da pochte es eines Morgens leise an jenen

Thüre, — ach! laut genug, einen süß Schlummernden aus dem schönsten Traume seines Lebens aufzuschrecken!

Karolinens Vater trat herein — Ich stand erschrecken und wußte kein Wort hervorzubringen; da brachte er ungehindert das seinige vor.

»Meine Tochter, hob er an, ist seit einigen Tagen die Braut eines ehrenwerthen Bürgers hiesiger Stadt, der ihr ein gutes Auskommen sichert, und sie zur künftigen Erbin seines ganzen Vermögens einsetzt. Sie, Herr Nachbar, sind vom Vater her ein Freund meines Hauses, schätzen meine Karoline hoch, und machen so hübsche Verschen. Da komme ich denn, Sie auf das herzlichste zur Hochzeit einzuladen, und mir zugleich ein kleines Karmen für meines Mädels Ehrentag zu bestellen.«

»Sie kommen doch?« fragte er verlegen, als er mich erblaßt und verstummt vor sich stehen sah; »Bleiben sie ja nicht aus!

Wir wollen gewiß einen recht frohen Abend zusammen genießen!«

Nein, ich kann nicht! — Das war doch wohl zu viel verlangt? — Aber das Hochzeitkarmen habe ich gedichtet. Niemand hat die Spur der bittern Thränen bemerkt, die dabei geflossen sind; Niemand, als — vielleicht meine Freundin Karoline! Denn das ist sie geblieben bis zum heutigen Tage.....

Doch wohin verirrest du dich, alter Gottlieb? Kehre nur bei Zeiten wieder um, sonst wird aus diesem Neujahrsblättchen ein neuer Band von Spätlings sämmtlichen Werken!

Also zurück! zum letzten Abend des Jahres, wo ich der Freude, — die mir bisher fast immer nur als ein duftiges Luftbild im Zauberspiegel der Phantasie erschienen war, — an die lebendige Brust sinken, und fest an ihren Rosenlippen hangen durfte, um dann mit verjüngtem Muthe die einsame Pilgerfahrt zu vollenden.

Die letzte »poetiſche Thräne« des Jahres war geweint;*) die Nacht ſchon längſt hereingebrochen. Ich ſaß allein hier am Fenſter, von keinem andern Lichte erhellt, als vom Strahl der funkelnden Sterne und von der mild erglühenden Aurora des Mondes, der nun bald im Oſten aufging. Sein heiliges Licht wollte ich nicht mit dem trüben Flimmer einer Studirlampe miſchen und entweihen. War ich's doch heute recht von Herzen müde, todte Buchſtaben aus dem Buche oder aus dem Dintenfaſſe zuſammenzuſtoppeln! Drängten ſich mir doch Gedanken und Empfindungen auf, für die ich ohnehin umſonſt nach Worten geſucht haben würde!

Die feierliche Geburtsſtunde nahte heran, die mir, und einem Jahre, das Daſein gegeben; — aber wie ſchwand jetzt das kleine

*) Er ſpielt hier auf eine kleine Dichtung an, die er an jenem Tage niedergeſchrieben hatte, und die wir in der Beilage mittheilen.

bedeutungslose Ich und seine Spanne Zeit vor dem majestätischen Schwunge des hohen Genius, der, gleich dem Engel in der Offenbarung, über den Nachthimmel zog, das Schicksal der Völker bringend, — noch verschlossen mit sieben Siegeln!

„Wie wirst du," — so fragt' ich laut, und mir war's, als fragte ich im Namen der Millionen meiner Brüder, — „o wie wirst du, himmlisches Licht, uns allen nun am Ende des beginnenden Jahres untergehn? Wird dann dein Blick noch trauern über manches blutende Volk? Und über jenes, das halbzerquetscht unter der Tigerkralle der Tyrannei roher Barbaren, dennoch ringet mit letzter Kraft, um sich zur verlornen Würde einer großen, alle Jahrhunderte überstrahlenden Vorzeit emporzurichten? Oder wirst du befriedigt und segnend herabschau'n, weil endlich der siegende Geist des Kreuzes dein langentweihtes Bild der bluttriefenden Fahne ganz entriß?"

Es drängte ſich Frage an Frage: aber die Nacht blieb ſtumm. Ein leiſer Schauder rann durch meine Adern, als ſich heimlich die Thüre aufthat und ein blondlockiger Knabenkopf ſich hereinbog, umſchimmert von einem Lichte, das durch die geöffnete Thüre hereinleuchtete.

„Biſt du“, wollte ich fragen, „biſt du vielleicht mein Engel, der mir die Antwort von Oben bringet? — oder der mich dorthin abruft, wo der Erde Räthſel ſich löſen?“

Doch das ſchimmernde Engelbildchen trat jetzt näher, und ich erkannte in ihm den Sohn eines Freundes. Er trug eine Leuchte, bei deren Schimmer ich folgende mir hingereichte Einladung las:

„Begleite den kleinen Boten ſogleich zur „goldenen Krone. Dort erwartet eine „befreundete Sylveſtergeſellſchaft ſehnlich „Dich und Deine neueſten Lieder für „frohe Brüder.“

Aufrichtig geſtanden, nahmen wohl ei-

gentlich die Lieder ihren Dichter mit in die goldene Krone. Die Luſt zu hören, wie ſie ſich auf den Lippen froher Freunde ausnahmen, hatte in der That etwas Unwiderſtehliches, ſo wenig ich auch übrigens zur Theilnahme an der lauten Sylveſterluſt geſtimmt war.

Ich ſchob das Heftchen in die Taſche, und trabte durch lauter illumminirte Straßen, von jubelnden Menſchen angefüllt, hinter dem munter forteilenden Knäblein her.

An der Pforte des Gaſthauſes empfing mich der Verfaſſer jener ſchriftlichen Einladung, und an ſeiner bewillkommenden Hand trat ich in den feſtlich erleuchteten Saal, wo die Geſellſchaft der verſammelten Männer um eine lange Tafel herſaß, auf welcher ſchon einige Opferſchalen der Neujahrsnacht dampften. Unter lauter Bekannten fand ich nur zwei Fremde. Reiſende, — ſo berichtete man mir, — die vor Kurzem hier im Gaſthauſe abgeſtiegen, und von der gaſt-

freien Geſellſchaft zu fröhlicher Theilnahme eingeladen waren. Mir wies man ein Plätzchen in der Nähe des Aeltern der beiden Fremden an, und bald ruhte mein Auge mit inniglichem Wohlgefallen auf dem Biedermanne, deſſen vorgerücktes Alter man nur an den dünnen weißen Locken, nicht an dem klaren lebenvollen Blick und an der faſt jugendlich friſchen Geſichtsfarbe, erkannte.

Der Jüngere, ein kräftiger, wohlgeſtalteter Kriegsmann in der Tracht eines holländiſchen Marine-Officiers, hatte ſchon durch ſeine innige Theilnahme an der gemeinſamen Luſt, außerdem aber noch durch die anziehendſten Erzählungen ſich alle Anweſenden zu Freunden gewonnen. Bei meinem Eintritt begleitete ihn gerade die geſpannteſte Aufmerkſamkeit zum rühmlichen Zuge der Engländer gegen die afrikaniſchen Seeräuber. Auf der Diana hatte er mitgefochten, jenem holländiſchen Kriegsſchiffe, welches damals ſich den Engländern anſchloß

und ruhmvoll auszeichnete; wiewohl es seine Lorbeern auch theuer genug erkaufen müssen.

Als uns der Erzähler die Begeisterung der Flotte schilderte, der es endlich einmal vergönnt war, das gemißhandelte, — doch sonst nicht wenig stolze, — Europa an den verworfenen Söhnen der Barbarei zu rächen, und eine Menge unglücklicher Christenbrüder aus schmachvollen Fesseln zu lösen; — als er uns die große Stunde der Vergeltung so lebhaft malte, daß wir den Donner des Geschützes zu hören, die Flammen der Raubflotte und ihrer Sklavenstadt zum gerechten Himmel hinaufwirbeln zu sehn meinten; — als er, stolz auf die Narbe, die ihm nahe am Herzen, als ein heiliges Zeichen seiner Theilnahme am Kampfe, geblieben war, — uns den Triumph beschrieb, mit welcher sie durch Gibraltars Meerenge heimkehrten, und alle Völker der Christenheit ihnen dankend zujauchzten, und den Segen aussprachen über die endlich einmal erwachte Man-

neskraft, welche noch größere Hoffnungen weckte: — da hob ſich aus der Bruſt ſeiner mitbegeiſterten Zuhörer ein tiefer Seufzer herauf, und wer von uns hätte ihn nicht zu deuten gewußt? — —

Doch Alle unterdrückten ein Gefühl, welches die Freude dieſer Stunde nur ſtören konnte, und alle Gläſer klangen auf den Sieg der gebildeten Menſchheit über die ewigen Feinde derſelben. Das Geſpräch, — durch ſo große Erinnerungen der Vergangenheit aufgeregt, durch die Erfahrungen der Gegenwart niedergebeugt, und doch wieder durch die Hoffnung einer tröſtenden Zukunft aufgerichtet, — hatte bisher oft einem Strome geglichen, der über ſein beengendes Felſenbett braußend zürnt; nun aber ſtrömte es allmählig wieder beſchwichtigt zwiſchen Blumenufern fort. Sogar die mitgebrachten kleinen Lieder durften dareintönen, und fanden manches, mich lieblich anklingende, Echo.

Der Fremde mir gegenüber reichte mir mehr als einmal mit treuherzigem Schütteln die feste gebräunte Hand, und blickte mich mit einem Ausdruck an, durch den ich mich auf seltsame Weise im Innersten bewegt fühlte. Stand mir doch dieser Fremdling wie ein längstbefreundeter Genius an einer, von ihm aufgeschlossenen Pforte, welche mich einen weiten seligen Blick in das Paradies meiner Jugend thun ließ. Irgendwo mußte ich sie mit ihm genossen haben, jene hingeschwundenen Tage im Eden! Kaum kennt' ich mehr das Auge von ihm abwenden, und sann doch immer vergebens. — Als aber jetzt mit einemmale seine, zum heiseren Baß verstellte, Stimme in einen wohltönenden Tenor überging, womit er mir die Schlußworte meines, so eben geendigten Liedes noch als Solo entgegensang:

„Es fliehen die Stunden so eilig,
Doch Eine Begleiterin weilt:
Die Treue des Freundes, die heilig
Beharret, wenn Alles enteilt."

Da ſank plötzlich der letzte Schleier von meinen ſchwimmenden Blicken. Außer mir vor freudigem Entzücken rief ich, vom Seſſel aufſpringend: „So mir Gott helfe! Du biſt Ehrhard Broeck, mein alter treuer Jugendfreund!“

„So dir Gott helfe, der bin ich! — Und ich hatte meinen Kopf darauf geſetzt, daß Du auch im Greiſe noch den Jüngling wiedererkennen ſollteſt!“

Mit dieſem Ausruf lag er in meinen, ihn feſt umſchlingenden Armen. Dann aber verſtummten die Lippen; die aneinander gepreßten Herzen ſagten ſichs nur durch ihren ſtärkeren Pulsſchlag, daß ſie nach der Trennung ſo vieler Jahre ſich noch kannten, noch liebten mit ewig junger Kraft.

Der Jubel und die Glückwünſche der uns Umringenden führte uns endlich wieder in die äußere Welt zurück. Ehrhard ergriff die Hand des jungen Seehelden, der ſchon in der erſten Stunde der Bekanntſchaft

meine volle Liebe gewonnen, und drückte sie mit den Worten in meine Rechte: »Er ist mein Sohn!«

»O du glücklicher Sohn eines edlen Vaters! — Und du seliger Vater eines so lieben, braven Sohnes!« — Das war der wortarme Segen, mit dem ich Beide vereint an meine Brust schloß.

»Und fragest Du«, — sprach ich einige Minuten später, als der Rausch des Entzückens einer sanfteren, nur um so genußreicheren, Freude Platz machte, — »fragest Du nach meinen Kindern, so führ' ich dich vor ein altes gebräuntes Bücherbret; — da stehn sie in Reih' und Glied, vom Buchbinder zierlich angezogen, und tragen ihren goldnen Taufnamen auf dem ledernen Rükken.«

Mein glücklicher Freund lächelte mir fast wehmüthig zu, und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

»Nun, so erzähle mir doch mehr von

Dir, — und Freudigeres!“ bat er dringend, indem er mich auf den Fenſterſitz neben ſich wiederzog, während die Uebrigen ſich ſchon wieder mit neu umtreibendem Lebensgeiſte um die Punſchſchale hererdneten.

Aber was hatte ich Armer viel zu erzählen! Von meinen Kreuz- und Querzügen im Feenlande der Dichter konnt' ich ihm hier ja doch keine Reiſecharte vorzeichnen! Meine kleine, ärmliche Geſchichte, mit ihrer ſtummen kurzblühenden, Jugendliebe war ſchnell abgethan; — und nur um ſo ſchneller, da ich großes Verlangen nach des Freundes Geſchichte trug.

Ihm fehlte es freilich nicht am Stoff zu anziehenderen Erzählungen!

Von der Akademie, wo ſich unſer Bund geſchloſſen und mit jedem Tage feſter geknüpft hatte, war Ehrhard nach Holland, ſeinem Vaterlande, zurückgekehrt, und unſer Briefwechſel dauerte bis zu jenem Zeitpunkte fort, wo ihn Familienangelegenheiten einer be-

deutenden Erbschaft halber nach den westindischen Besitzungen riefen. Was er auf seinen Reisen erfahren; wie er in jenen fernen Landen gelebt und gewirkt; wie er dort eine würdige Gattin gefunden; wie er endlich, — durch alle erworbene Güter doch nicht für den Verlust des Vaterlandes entschädigt, — von unwiderstehlicher Sehnsucht zurück in die Heimath geführt wurde: das alles schilderte er mir mit einer Lebhaftigkeit, in welcher ich den raschen Jüngling noch zu erkennen glaubte.

Seinen Sohn hatte er schon früher, um ihn dem erschlaffenden Einflusse des indischen Himmels zu entziehn, zu den Verwandten nach Holland gesendet, wo er in der Folge Kriegsdienste nahm. Jetzt begleitete er den Vater auf einer Geschäftsreise, welche den Verkauf jener ausländischen Besitzungen zum Zweck hatte. Der treue Ehrhard ließ sich's nicht reuen, einen bedeutenden Umweg zu machen, damit er seinem unvergessenen Gott-

lieb die frohste Ueberraschung seines ganzen Lebens bereiten konnte.

Im heitern Wechsel des Gesprächs und der Erzählung war uns unvermerkt die letzte Jahresstunde hingeschwunden. Die jungen muntern Zecher ließen die Gläser immer lauter zusammenklingen zur guten Nacht des scheidenden, und zum Morgengruß des kommenden Jahres. Doch unter den Trinksprüchen, die man sich zubrachte, klang jetzt der Name Karoline vor, und auf meine Frage erfuhr ich von Ehrhard: es sei dies der Name seiner Schwiegertochter, welche als Neuvermählte den Sohn auf der Reise begleite. So eben wurde unter den jungen Gesellen der Antrag in Ueberlegung gezogen: eine Gesandschaft an die junge Frau abzuschicken, um ihr den Glückwunsch der Gesellschaft zu bringen. Doch mein Freund trat mit dem Anerbieten dazwischen, vor allen Dingen selbst die Erlaubniß dazu bei der Tochter zu holen; denn sie feierte die Nacht

nur mit einer sie begleitenden Freundin auf dem Zimmer, das Trinkfest der Männer nicht zu stören.

»Da kommt sie selbst!« rief man bald nachher zur Thüre herein, und alles zog ihr entgegen; der Gemahl an der Spitze. Aber als die blühende Karoline im Geleit ihrer ältern Freundin mit sittigem Gruße hereintrat und den freundlichen Glückwunsch zuerst brachte, den man ihr zu bringen beschlossen hatte, — da waren Alle überrascht von der holden Erscheinung. In ihr schien das kommende Jahr selbst einen seiner huldreichsten Genien, Anmuth und Würde vereinend, herabzusenden. Die geläufigen Zungen wurden plötzlich schweigsamer, und die Jünglinge umringten ehrerbietig den edlen Gast.

Gewiß! nur in der Gesellschaft reifer Männer verliert jenes Diadem seine Zauberkraft, womit sonst eine schöne tugendsame Frau unter uns als Königin herrscht! — Wie holdselig neigte sich Karoline zu den neuen

Freunden ihres Karls hin; und wie kindlich gut reichte sie auch dem väterlichen Freunde die zarte Hand, der sie ja schon um des theuren Namens willen geliebt haben würde, hätte sie sich ihm auch weniger reich von den Grazien ausgestattet gezeigt! — Wohl war dieser Freund noch Dichter genug, um den glücklichen Karl beneidenswerth zu finden; zugleich aber auch alt genug, um ihn nicht selbst zu beneiden! —

Die schöne Frau nahm nicht nur gütig eine Weile bei den trinkenden Männern Platz, sondern sie erfüllte sogar die, allgemein an sie gerichtete, Bitte „um ein Lied zur zwölften Stunde, das wir im Chore begleiten könnten“; — denn ihr Gatte hatte schon früher uns Karolinens Gesang gerühmt. Sie wählte das schöne Lied von Voß:

„Des Jahres letzte Stunde
ertönt mit ernstem Schlag ꝛc.“

Die reine klangvolle Stimme trug den

ſinnigen Text, wie auf Engelflügeln, empor und nahm unſ're Herzen mit hinauf. — Ja, dieſe ſchwachen Augen konnten die Zeugen innerer Rührung nicht länger verbergen, als ſie den Vers anſtimmte:

„Wer weiß, wie mancher modert
Um's Jahr verſenkt im Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menſchen ab
Trotz lauem Frühlingswetter
Weh'n oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt wünſcht dem Freund
Im ſtillen Grabe Ruh' und weint."

Eine milde Wehmuth überſchleierte ſelbſt die blühende Sängerin, und in noch ſchmelzenderen Tönen erklang von ihren Lippen die Frage:

„Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr
In Lebensfülle ſtrebend
Mit Freunden fröhlich war?
Ach mancher iſt geſchieden
Und ruht und ſchläft in Frieden!"

Mit gedämpfter Stimme ſangen wir im Chor:

„Klingt an und wünschet Ruh hinab
In unſ'rer Freunde ſtilles Grab!"

O wie ſo mancher unter uns brachte einem verlornen geliebten Herzen ſein ſtilles Todtenopfer dar! — —

So war das Lied ernſt zu Ende gegangen. Die vorige Fröhlichkeit wollte nicht wiederkehren; ja, ſie ſchien nicht einmal zurückgewünſcht zu werden.

Der Menſch fühlt im Uebergang vom Spiel der Phantaſie zum Ernſt des Lebens eine Würde, die ihm Ehrfurcht einflößt. Sie thut dem Herzen wohl, indem ſie es zugleich kräftiget und erhebt.

Als die beiden Frauen, vom glücklichen Karl begleitet, geſchieden waren, bildeten ſich nur hier und da noch einzelne Gruppen zu traulicher Unterhaltung. Vergebens fragte der Wirth: „ob er wohl noch einmal die Bowle füllen dürfe zum angetretenen Neuenjahr?" — Allmählich verlor ſich Einer nach dem Andern, ſo daß ich zuletzt einſam neben mei-

nem wiedergefundenen Ehrhard saß, tief-versenkt in die Bilder unwiederbringlicher Tage. Wir fühlten uns in jene höheren Regionen entrückt, wo man irdisches Thun und Dulden, — gleichsam in der Vogelperspektive, — tief unter sich hinziehen sieht. Wir blickten hinab und sahen uns als lustige, sorgenfreie Knaben in der Morgensonne des Lebens spielen; wir folgten diesen ahnungslosen Kindern mit unsern Blicken, wie sie, zu Männern herangewachsen, aus ihrem kleinen Paradiese vertrieben, in der Mittagsglut und im Schweiße ihres Angesichtes den Fruchtacker bauten, — und sahen sie weiterhin schleichen als gebückte Greise am späten Abend, um sich auf einer dämmernden Einöde eine kleine Erdhöhle zu suchen, wo sie übernachten könnten. Da wiederholte sich uns wie ein wehmüthiges Echo das „Lied der letzten Stunde“ und wir seufzten noch einmal: „Wer weiß, wie mancher modert ꝛc.“

Die Stille, welche sich nun auf der

Straße verbreitete, und die tiefherabgebrannten Lichter neben den umgestürzten Bechern mahnten uns endlich zu scheiden. Doch als ich traurig meinen Hut nahm, da langte auch mein Freund nach dem seinigen.

»Ich begleite dich noch eine Strecke in der erquickenden Mondnacht.« sprach er; »Ich sehe, wo du wohnst; dann komm' ich morgen, und wecke dich zu neuen herzlichen Gesprächen auf.«

Wir schritten schweigend neben einander fort. Nur hier und da begegneten wir einigen Heimkehrenden und vernahmen zuweilen einen fernen Gesang. Verloren in Gedanken und Empfindungen, wie eine solche Nacht, mit einem solchen Gefährten gefeiert, sie in mir wecken mußten, — hatte ich die rechte Straße verfehlt; und plötzlich, wie vom Geiste geführt, fand ich mich einem kleinen weißschimmernden Häuschen gegenüber, dessen Fenster mir noch hell erleuchtet entgegen blinkten. — Da stand ich ja an

der Hand meines beſten Jugendfreundes vor der Wohnung meiner einzigen Jugendfreundin Karoline! — —

Ich flüſterte es meinem Ehrhard zu und trat ſacht ans unverhüllte Fenſter hin. — Die gute Frau ſaß an einem kleinen Tiſchchen vor einem aufgeſchlagenen Buche, über welchem ſie die Hände andächtig, wie zum Gebete, gefaltet hielt. Konnt' ich da wohl vorübergehn? Mußt' ich nicht, von unwiderſtehlichem Verlangen getrieben, mit leiſem Finger an den Scheiben der Freundin ein Zeichen meines Vorübergehens geben, und der ſchnell Herausſchauenden ſagen: „der alte Gottlieb ſei es, und ſegne ſie zum neuen Jahre ein?“

„O herein!“ rief ſie freudig: „Nur auf einige Minuten treten Sie noch bei mir ein, ſo ſpät, oder ſo früh es auch ſein mag! Dieſe heilige Nacht feiere ich immer wachend bis zum Morgen; — und ich habe auch ſchon viel an Sie gedacht, mein werther Freund,

und herzlich gebetet, daß Ihnen der neuerlebte Geburtstag auch neue Gesundheit und Freude mitbringen möge!"

Eh' ich noch danken konnte war Karoline schon an der Hausthüre, um sie uns zu öffnen. Der begleitende Freund wurde, als sie hörte, wie sehr er es mir sei, mit gleicher Herzlichkeit eingeführt.

Da saßen wir nun am kleinen, gleich einem Altare weißbedeckten, Tischchen einander freundlich gegenüber. Mir wollte es vorkommen, als hielten wir in dieser heiligen Morgenstunde Abrechnung über ein ganzes vergangenes Leben. Gottlob! Wir konnten Beide, ohne eine drückende Schuld zu hinterlassen, sie mit jedem Augenblicke schließen!

Bald entspann sich ein trauliches Gespräch, worin die zarte weibliche Theilnahme den neugeknüpften Bruderbund ihrer Gäste mit einer höheren Weihe segnete. Wir mußten ihr viel erzählen von unserm gemeinschaftlichen Leben in der längstverschwunde-

nen Zeit. Doch die Macht des Augenblicks führte mich weiter zurück, als es vielleicht gut war.

„O meine theure Karoline!“ rief ich ergriffen, — und woher nahm ich nur den Muth, sie so zu nennen, wie ich es noch niemals ihr gegenüber gewagt hatte? — „Denken Sie denn noch an jene Zeit, an jene Sonntage zurück, wo ich harrend im Gärtchen stand, bis Sie kamen, und mir ein süßduftendes Geschenk Ihres Nelkenflors über den blühenden Zaun herüberreichten? — Steht wohl zuweilen auch noch jener Jüngling vor Ihrer Erinnerung da, dem nun die Zeit nichts mehr gelassen hat, als sein treues Herz, — seine erste Liebe und seinen letzten Wunsch?“

Sie verhüllte ihre Augen und nickte sanft, aber ohne Worte. —

Ach! der Dichter wird ja nimmer alt! Unter dem Winterschnee, der seinen Scheitel deckt, blüht ihm der Frühling unverwelk-

lich im Buſen fest. Darum riß das mächtig angeregte Gefühl mich zu immer wehmüthigeren Ergießungen hin.

Karoline reichte mir stillweinend die Hand über ihren Wittwen-Betaltar herüber, und ich drückte sie gleich einem Jüngling, an meine Lippen, an mein Herz. — Aber der Freund erhob sich ernst.

„Kinder! sprach er; Es ist genug! — Ihr, wie Ihr, es einst im Stillen gehofft, so sollte es nicht kommen! Stehn wir nun durch Alle dem Garten nah, wo wir uns, — für Alles und für Immer getröstet, — unverwelkliche Blumen reichen; — dort, am schönen Ziele, wo . . .

„Wo wir das im Licht erkennen,
was wir auf Erden dunkel sahn!"

fiel ihm Karoline ins Wort, mit betend gehobner Stimme die Hände faltend. — „Amen!" sprach der Freund. „Und du, mein guter, nur ein wenig zu weichmüthiger, Gottlieb! laß uns nun nach Hause gehn,

und recht ſanft und ſüß einſchlummern, denn gewiß, es iſt hohe Zeit!«

So gingen wir denn unter ſtummen Händedrücken. — Er begleitete mich noch eine Strecke weit, bis ich ihm mein kleines dunkles Häuschen zeigen konnte, wo er mich morgen aufſuchen wollte.

In dieſem Augenblick trat neben meinem Garten der Nachtwächter hervor und ſtieß ins Horn, die dritte Stunde des neuen Jahres zu verkündigen. Mit dem Beginn der Nacht hatte er ein fremmes Kirchenlied zu ſingen angefangen, deſſen Verſe nun nach der Ordnung, wie die jungen Morgenſtunden ſich ablöſten, auf einander folgten.

Mit unausſprechlichen Gefühlen ſchauten wir in die ſternenreiche Unermeßlichkeit hinauf, als der nächtliche Verkündiger der eilenden Zeit die erhabnen Worte mit tiefer kräftiger Stimme ſang:

„Weg' haſt du allerwegen;
An Mitteln fehlt dirs nicht.
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.
Dein Werk ſoll niemand hindern,
Deine Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.“

Und als der Nachtwächter grüßend vor uns vorbei in eine andere Straße ſchritt und tiefe Stille hinter ihm Platz nahm: da fiel mir mein feſter Ehrhard, zu Thränen gerührt, um den Hals.

Mich aber führten, als er geſchieden war, drei Engel zur ſüßen Ruhe, die ich allen Leſern meiner Neujahrsblätter zu treuen Begleitern auf ihrer Pilgerfahrt wünſche: „die Liebe, die Hoffnung und der Glaube!“

II.

Beilage

zu

Gottlieb Spätlings

Neujahrsblättern.

Kampf und Sieg.

Ein Gesicht.

Am letzten frühen Morgen des scheidenden Jahres erwachte ein Weltbürger, der im Gedanken an's große Vaterland und an die tief aufseufzende Noth von Millionen seiner armen Kinder entschlafen war, — mit hochklopfendem Herzen und mit schweren Thränentropfen in den kaum geöffneten Augen. „O warum, — fragte er, — warum müssen sich denn deine milden Strahlen, du freundlich untergehender Morgenstern! in diesem trüben Thränennebel brechen?“

Doch die Erinnerung antwortete ihm nicht. Er trat noch einmal an die Pforte des Schlummers, und sprach, schon zwischen

Träumen und Wachen: „Ich will wieder in die dunkle, irre Nacht zurück, und die Traumkönigin fragen, welche Bilder sie mir gezeigt, und welches unter ihnen mich so innig bewegt hat.“

Die hohe Tempelpforte that sich vor ihm auf, und die Traumkönigin saß auf dem Throne, mit einem Kranze blaßrother Mohnblumen geschmückt. An der Stelle des Diadems bewegte ein großäugiger Nachtschmetterling die zitternden Flügel; und die goldnen Sterne, womit der schwarze Mantel gestickt war, der weitgefaltet über die Stufen herabwallte, verbreiteten ein magisches Zwielicht im wunderbaren Dom. Sie neigte ihren Zepter dem Herzutretenden entgegen und kannte sein Verlangen. Ein Wink befahl ihm, durch die gegenüberliegende Pforte in den weiten stillen Zaubergarten einzugehen, dessen Wunderblumen seltsam nickten und dufteten; dessen Bäche und Quellen so paradiesisch wallten und rauschten: dessen

Geſtalten, ſchnell und lebendig wie Gedanken, verüberſchwebten und ſchwanden.

Zwei große Sterne, wie das Zwillingsgeſtirn vereint, leuchten allein am dunkelblauen Himmel dieſes Edens; Erinnerung heißt der Eine; der andre Hoffnung. — Am Horizont glimmt das Morgenroth der Ewigkeit.

Mit ſeligen Gefühlen wandelte der Fremdling im ſtillen Paradies der Phantaſie, feierlich harrend, wie man vor einer großen Schaubühne ahnend harrt, ehe die erhabnen Geſtalten ins Leben treten, die ein ernſter Dichter hervorruft.

Hin über das dämmernde Gefild, das, wie im tiefen Schlafe lautlos in weitgeſtreckten Auen zwiſchen Wäldern und Gärten dalag, hinauf zu den zwei himmliſchen Lichtern, die groß und mild herniederſchauten, heb ſich der Blick; — bald in die abendröthlichen Strahlen des Sternes der Erinnerung verſenkt, bald an dem blitzenden ſmaragdgrünen

Feuer des Sternes der Hoffnung ſich hebend.

Da fing allmählig in immer weiteren Kreiſen, wie ſie ein Schwan auf blauer Welle zieht, der rothſchimmernde Stern durch das Azur des Himmels zu ziehen an, bis er ſich endlich ſanft auf den Hain des Gartens niederſenkte, von deſſen ahnungsvoller Nacht ſich zuvor das Auge ſchauernd abgewendet. Nun aber glühte das rothe Gold durch die Zweige und hohe ſpielende Farbenflammen durchloderten die blumenreichen Auen, und aus ihnen trat der Stern in Geſtalt eines weiblichen Engels, von langen weißen Schleiern umwallt, hervor, dem Erſchreckenen entgegen. Doch das Erſchrecken ward zur Wonne, und die Wonne zur Wehmuth, als er dreiſter in das zarte Roſenantlitz ſchaute, und in die himmelklaren Augen, in denen ſich alles Licht, welches vorher aus dem hohen Aether ſtrahlte, geſammelt zu haben ſchien, um nun unend-

lich milder, und nicht mehr von bewußtloſer Natur, ſondern von einer fühlenden Seele geſeidet, aus verdoppelten Sternen zu leuchten.

Der Fremdling ward im Anſchaun dieſer himmliſchen Geſtalt plötzlich von groſſer Sehnſucht bewegt; denn alles was ihn auf Erden beglückt, — die frohen Spiele der Kinderjahre, die lebenreiche Genüſſe des Jünglings, das ernſtere Tharenglück des männlichen Alters; — die theuren Züge befreundeter Menſchen, welche in der Ferne ſind, oder im Grabe, — alles was er auf Erden geliebt, glänzte gleich einer fernen unſichtbaren Sonne auf das Engelantlitz, das den Wiederſchein der hingeſchwundenen Freuden nur wie ein ſanftes Mondlicht zurückſtrahlte.

Das Herz brannte ihm vor Verlangen, die ſüße Vergangenheit mit Zaubergewalt herüber in die herbe Gegenwart zu reiſſen. — Umſonſt ſein Winken und Rufen! Ein

breiter Strom, — es war der reißend verschlingende Strom der Zeit, — hatte sich eilig zwischen ihr und ihm ein tiefes Bette gewühlt, und er konnte nur die Arme nach ihr ausbreiten und klagen: „Kennest du denn dieses verlassene Herz nicht mehr, an dem du sonst so selig ruhtest?“ Sie aber blickte sinnend in den Strom, und stand bewegungslos auf ihrer, von blauen Blümchen überblühten Insel. Schon wollte der Betrübte die Augen vor der Unerreichbaren schließen, als ein furchtbares Wunder den erstarrenden Blick zu fesseln begann.

Es erhob sich in tiefer Ferne ein leises Stöhnen, das mit heimlichen Schauern bis ins Mark der Gebeine drang. Gleich dem Wimmern eines Kindes erhob sich herzzerschneidende Klage und es wuchs immerfort das entsetzliche Weh, bis die Stimmen zahllos sich mehrten. Dann winselte von allen Seiten der Schmerz, dann jammerte die Klage, stöhnte die Angst, ächzte der Kum-

mer; dann zogen mit roſtloſem Treiben furchtbare Geſtalten vorüber: — ſchäumende Schlachtroſſe mit zerſtückten blutigen Reutern; aufflammende Schiffe, aus deren feurigen Qualm der wilde Schrei der Verzweiflung gräßlich herüber hallte, dem dann noch gräßlicher die tiefe Todtenſtille folgte; — Von der andern Seite her zogen Todtenbahren, von bleichen wankenden Schatten getragen; — wimmernde Kinder, die hungrig an der geſtorbenen Mutter zerrten; — ſinkende Greiſe mit ihren zum Himmel ausgebreiteten Armen, umleuchtet von einer fernen großen Glut, wie vom Brande vieler Städte und Dörfer. Und als auf den verſengten Steppen bleiche Hände ſich aus den Gräbern heraufwühlten, um ſich ringend gegen die Wolken zu heben, — da lehnte der Erſtarrende mit vergehenden Sinnen ſein Haupt an eine Trauerfichte, die einſam neben ihm ſchwankte; und er deckte die müdgequälten Augen zu.

Doch das Weh verſtummte allmählig,

und nur ein leises Tönen, wie von den Saiten einer Aeolsharfe, lispelte in dem Wipfel des Baums. Dann gatteten sich die sanftklagenden Tönen zu Akkorden, und die Akkorde verschmolzen zu Melodieen. Eine Stimme, die hienieden nicht heimisch war, klang hernieder:

„Armer Sohn der kalten Erde,
Die aus heißen Schmerzenswunden
Ihrer Kinder Blut verschlingt,
Und das rege Leben zwingt,
Daß es Todtenasche werde; —
Armer Sohn der harten Erde!
Mag, von ihrer Qual umwunden,
Je dein krankes Herz gesunden?"

Als die Stimme ausgeklungen, klagten die Saiten leiseflüsternd fort, tiefere Schmerzen aussprechend, als Worte es vermögen, — bis, wie ein Sonnenstrahl durch die Dämmerung, ein hoher reiner Flötenton, mit den Klängen einiger Waldhörner vereint, wach wurde, und die wehmüthigen Melodieen der Saiten sanft, doch unwider-

flehlich, mit sich hinauf in die heit'ren Regionen der himmlischen Harmonie führte. Als käme sie von der Blumeninsel, schwebte durch die entzückenden Klänge die Antwort herüber:

„Aus der Erde blüht die Blume;
Segen muß die Asche geben;
Und es ringt die Körperkraft,
Daß der Geist sich Freiheit schafft.
Glaube führt zum Heiligthume!
Nicht vergänglich, wie die Blume,
Stark und kühn, wie Adler schweben,
Dringt der Geist zum Geisterleben."

Gleich den Tropfen eines heilenden Wunderbalsams flossen die Töne auf das, nun wieder blühende und glänzende Eden nieder. Entfesselt schlug das beklemmte Herz, und das Auge hatte wieder Muth, hinaufzuschauen zur Heimath der himmlischen Trösterin Harmonie. Und als es sich sehnend hob, da fand es wieder den Engel der Erinnerung, — jetzt gekleidet in das Gewand der Religion, mit hohem heit'ren Angesicht selig

herüberlächelnd. Im linken Arme, fest an der strahlenden Brust, ruhte das heilige Kreuz; in der Rechten erhob sie den Ordenskelch des großen Menschen, dessen Blut und Thränen einst auch die Erde getrunken, und dessen Asche sie nicht behalten durfte.

Da, als sich schon die Kniee zu frommer Anbetung bogen, begann ein jubelndes Rauschen und Rufen; dazwischen klang es gleich hohen Triumphgesängen fernhinziehender Völkerschaaren, getragen auf den mächtigen Flügeln des Posaunenschalles und Orgeltones. Himmelan drangen die Stimmen der Millionen bis dorthin, wo der Stern der Hoffnung bisher noch allein geleuchtet; und sie zogen ihn hernieder! Heller blizend schwebte er über Edenshain, und aus ihm trat sein Engel, geschmückt mit der grünenden Palme, mit der Rosenkrone gekrönt. Ein Flügelschlag führte ihn zur Blumeninsel dem Engel der Erinnerung in die weitgeöffneten Arme. Jener weinte vor Freude und

dieſer vor Wehmuth. Mit ihren Thränen miſchten ſich ihre Strahlen, und ein überirdiſcher Glanz, wie wenn die Sonne in die Morgenröthe tritt, blendete den Erſtaunten, Knieenden, Verhüllten. So vernahm er das große Wort, welches die Schaaren der Völker jubelnd riefen. Sein Herz ward weit und überſchwänglicher Wonne voll, und das Auge ſtark, den Strahlenhimmel zu ertragen, in welchem die beiden Engel ſich umfaßt hielten. Ihnen zur Seite war das Kreuz errichtet, und an jener Stelle, wo einſt das dornenbekrönte Haupt ſich ſterbend neigte, um ſich bald zu neuem himmliſchem Leben emporzurichten, ſtrahlte in goldner Flammenſchrift das Wort Vaterland; und dort, wo das große Herz die letzten Erdenſchmerzen überwunden, leuchtete das Wort Friede.

Wer mißt den Dank, wer faßt das Entzücken, und wer ſpricht die Seligkeit der Thränen aus, die jetzt aus der betenden Bruſt

hinauf unter die geschlossenen Augenlieder des Träumenden drangen, bis sie überfüllt sich zum zweitenmale dem Morgen öffneten, und die Erinnerung nicht, wie zum erstenmale, der Entzückung erlag.

In diesem seligen Augenblick des Erwachens zog der Morgenstern scheidend zu den westlichen Bergen nieder, und am östlichen Himmel kündete ein hohes Morgenroth die segenreiche Königin an, die der Erde ein neues, ein schöneres Jahr, — Millionen ihrer bedrängten Kinder ein Vaterland, und ihrem Herzen den Frieden zurückbringen möge!

III.

Florentin

oder

die Prüfung.

Romantiſche Novelle.

In einer nördlich gelegenen Gebirgsgegend Teutſchlands hatte ſich ein reicher polniſcher Edelmann angeſiedelt, und nach einigen thätig verlebten Jahren ſein abgeſchiedenes Thälchen zu einem anmuthigen Landſitz umgeſchaffen. Es fehlte ihm weder an gründlichen Kenntniſſen, noch auch an jenem richtigen Blick, womit der gute Landwirth jeden Erdfleck nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, und ſchon im Voraus in ſeiner möglich größten Veredlung zu ſchätzen vermag; faſt ſo, wie der ſchöpferiſche Geiſt des wahren Künſtlers ſchon in der rohen Maſſe des Marmors die Geſtalt vollendet vor ſich ſieht, die erſt ſein angeſtrengter Fleiß daraus hervorgehen läßt.

Die wenigen, nicht ohne Mühe gewonnenen Arbeiter, die er zur Gründung seiner Anlagen aus den benachbarten Waldorten gewählt hatte, mehrten sich bald, so wie der Besitzer allmählig bekannter wurde, und das bisher Vollendete seiner kleinen Schöpfung immer angenehmer ins Auge fiel.

Die vortheilhaften Anerbietungen des Fremden lockten manche verarmte Bauernfamilie aus dem Gebiete eines benachbarten Fürsten herbei, der als strenger Moralist seinen Unterthanen die edlen Tugenden der Freigebigkeit und Enthaltsamkeit allzueifrig einzuprägen suchte; wogegen es der neue Herr den seinigen bequemer machte und jene Tugenden lieber selbst an ihnen ausübte. Alle fanden daher bei ihm ein genügendes Auskommen; die Einen, indem sie die Vorberge der zugehörigen beträchtlichen Waldungen urbar machten; die Andern, indem sie sich mit Holzfällen, Kohlenbrennen, Pechscharren und ähnlichen Waldarbeiten beschäftigten.

So wuchs allmählich aus einem Boden, der ſonſt nur taubes Moos und wilde Brombeerhecken getragen, ein hübſches Dörfchen auf, dem der Beſitzer, ſeiner Göttin zu Ehren, den Namen Dianenhain gab; denn er war ein eifriger, geſchickter Waidmann.

Er ſelbſt nannte ſich Jacobus Zeinokiusky; weil aber das fremde vornehme Wort nicht maulrecht für die gemeine teutſche Zunge war, ſo hielten ſich die Einwohner Dianenhains blos an den Vornamen, dem ſie jedoch aus ſchuldigem Reſpekt das ſtandesmäßige Von beifügten; und der ſogenannte Herr von Jakob ſchien ſeinen Schützlingen die bequemere Namenkürzung gern zu gönnen. — Sein einziger Sohn, Florentin, der hier in der Blüthe des Jünglingsalters auftritt, hatte ſeine Mutter niemals geſehn; — wohl kaum je von ihr reden hören; denn es mochte damit ſeine beſondere Bewandtniß haben. Mancherlei umlaufende Gerüchte wichen allzuſehr von einander ab,

um vollen Glauben zu verdienen. Der wahrſcheinlichſten Sage zufolge, hatte der räthſelhafte Fremdling in ſeinem Vaterlande eine reiche Erbin von hoher Abkunft liebgewonnen, als ſie ſchon mit einem, nicht minder vornehmen, Bräutigam verlobt geweſen. Zrinskiusky's Liebe, vom Fräulein erwiedert, entzündete einen unverſöhnlichen Haß zwiſchen den Aeltern und mehreren Partei nehmenden Familien. Der unglückliche Liebhaber mußte nach einer mißlungenen Entführung ſein Heil in der Flucht ſuchen. Ob ſeine Geliebte dermalen noch am Leben; ob ſie in heimlicher Ehe mit ihm verbunden geweſen, — und ähnliche wichtige Fragen, wurden in den Abendgeſellſchaften einiger angränzenden Gutsbeſitzer, denen es um nähere biographiſche Nachrichten vom reichen Herrn Nachbar eifrig zu thun war, oft zwar aufgeworfen, aber niemals gründlich beantwortet. Herr von Jakob fand nicht für gut, ſie über ſeine frühere Geſchichte aufzuklären.

Mochten daher die Damen am Theetiſche mit noch ſo feiner Wendung die Rede auf Polen bringen; mochten ihre Herren bei der Weinflaſche ſich noch ſo treuherzig nach der werthen Familie in der Heimath erkundigen: ſo wußte doch der ſchlaue Gaſt eben ſo leicht den zarten weiblichen Händen zu entſchlüpfen, als den derben männlichen. Dieſe Beharrlichkeit in der Bewahrung ſeines Geheimniſſes hatte die angenehme Folge, ihn von manchen jener läſtigen Beſuche zu befreien, die hauptſächlich Neugierde herbeiführte, und getäuſchte Erwartung eben ſo ſchnell wieder verſcheuchte. Nur einige wenige wackere Jagdfreunde blieben treu und waren ſtets willkommene Gäſte.

Uebrigens konnte man nur mit Wohlgefallen bemerken, wie ſich dem Vergnügen, dem der Beſitzer des neuen niedlichen Jagdſchlöſſchens zu leben ſchien, der Nutzen gleichſam als Zugabe von ſelbſt beigeſellte. Von Jahr zu Jahr bedeckten ſich größere Stücke

todtliegendes Feld mit lebendiger Saat; immer mehr zierliche Häuschen bauten sich zwischen jungen Obstpflanzungen auf und wurden mit fleißigen Bewohnern bevölkert. In den wüsten Bergen dagegen verminderte sich das allzuhäufige Wild und machte einer verbesserten Wald- und Feldwirthschaft Platz.

War es nicht gerade Jagdzeit, und der ökonomische Betrieb des Gutes unter eines geschickten Verwalters Leitung in regelmäßigem Gange, so arbeitete Herr von Jakob fleißig auf seinem Zimmer, das mit schönen Jagdstücken, Landschaften und Gewehren ausgeschmückt war. Er beantwortete dann häufig einlaufende Briefe, las landwirthschaftliche Werke, oder beschäftigte sich mit seinem Florentin, dem er die mangelnde Mutterpflege durch eine verdoppelte Liebe zu ersetzen suchte. Die väterliche Sorgfalt, die hier mit der mütterlichen Zärtlichkeit in Einem Herzen wohnte, ließ jedoch von dieser nur so viel gewahr werden, als dem

Zögling gerade frommte. Seine ganze Erziehungsweise möchte wohl, überhaupt genommen, die Billigung seines berühmten Namensbruders von Genf gefunden haben, obgleich es im Einzelnen nicht an manchen Abweichungen von den Grundsätzen Jean Jaque's fehlte. So verstattete Herr von Jakob seinem Florentin manches, was jener seinem Emil länger vorenthalten haben würde. Dahin gehörte z. B. eine frühe, vertraute Bekanntschaft mit den Dichtern und ihren phantasiereichsten Werken.

Florentin's kräftige Entwickelung, — kernvoll, wie die Früchte des Ackers, den er pflügen half, — lieblich, wie die Blumen des Gartens, den er bearbeitete; — die Jagdzüge in seines Vaters Gesellschaft; in jenen uralten Bergforsten, deren stille heilige Dämmerung nur das flüchtige Wild durchrauschte; die ländliche Einsamkeit von frühster Kindheit an, und die Unbekanntschaft mit so vielen kleinlichen Rücksichten

und Gesellschaftsformen, welche einen nicht geringen Theil der städtischen Erziehung ausmachen; — dazu eine glühende Einbildungskraft, reich genährt, und immer nach neuer Labung aus dem begeisternden Quell des Musenhügels lechzend: alles dies mußte freilich wohl dem Jüngling jenen, etwas seltsamen romantischen Schwung geben, der ihn zum Helden dieser Erzählung macht.

Der Vater ließ ihn gewähren; und so wie seine Neigung zur Dichtkunst sich deutlicher kund gab, versorgte er ihm den Bücherschrank mit dem Besten, was er von teutscher und englischer schönen Literatur kannte, oder der treue Sander ihm empfahl.

Sander war Pastor des Dorfes Großstetten, kaum eine Stunde weit von Dianenhain entfernt, welches daher mit zu seinem Kirchsprengel gegeben ward. Er gehörte zu den frühsten und geachtetsten Bekanntschaften des neuen Ansiedlers, und fand in diesem einen Mann, der den Andern nicht blos nach

seinen äußern Verhältnissen, sondern mehr seinem wahren inneren Gehalte nach zu würdigen wußte. Das eigne wohlwollende Herz immer offen darlegend, und doch das fremde Geheimniß in Ehren haltend, schloß Sander sich gastfreundlich an den gebildeten Fremdling an, der ihm nun auch seinerseits durch die dankbarste Anerkennung dargebotener Freundschaft, so wie durch seine vielseitige Welt- und Menschenkenntniß, reichlich zu vergelten bemüht war.

Was der Pole im einfachen glücklichen Familienleben des teutschen Landpredigers sah und genoß, war für ihn höchst anziehend und völlig neu. Es ist vielleicht auch nur unter unserm Volke und in diesem Stande zu finden! Das stille Bewußtsein eines würdigen Geistlichen: auf die ganze Gemeinde, ja auf kommende Geschlechter derselben väterlich bildend einzuwirken, — gibt ihm eine ganz eigenthümliche Haltung und Würde. Dem täuschenden Schimmer ent-

fremdet, der so oft die Leerheit, ja selbst die Schlechtigkeit der Figuranten auf der Bühne des großen Weltlebens verbirgt, — lebt er ungestört und unverführt im stillen Schooß des häuslichen Glücks; so wie er außer demselben immer nur in einen erweiterten Familienkreis steht. Denn ihm begegnet allenthalben kindliche Liebe und Achtung.

So in einfacher Würde, als ein fein gebildeter Mann, als glücklicher Hausvater und allgemein verehrter Pfarrherr dastehend, dem fremden Gaste mit Herzlichkeit entgegenkommend, und in der Folge den ersten günstigen Eindruck immer mehr rechtfertigend, schien Sander gerade der rechte Mann für Florentins sittliche und wissenschaftliche Ausbildung zu sein. »Sie werden ihm, sprach der Vater in seiner gleichnißliebenden Manier, gewiß das rechte Pförtchen öffnen, durch welches er ins Paradies der menschlichen Erkenntniß, und wo möglich selbst zum ver-

hängnißvollen Baume der Prüfung, gelangen kann.“

Sander unterzog ſich dem Geſchäfte mit feurigem Fleiße, und der Knabe gedieh zu einem liebenswürdigen Jüngling. Aber gerade in dieſem Uebergange zum poetiſchen Stufenalter kennte der ſchulgerechte, mehr nach dem alten Syſtem geregelte, Paſtor den Erziehungsgrundſätzen ſeines Freundes nicht überall beipflichten. Manche phantaſtiſche Abirrungen hatten ihn ſchon mehr als Einmal veranlaßt, dem Vater ſeine Beſorgniß nicht zu verhehlen: „Es möge das Bildezkabinet der jugendlichen Phantaſie durch allzuviel Poetik überfüllt und am Ende mehr zu einer buntſcheckigen Rumpelkammer werden, aus deren Inhalt ſich dann der Beſitzer ſelbſt nicht recht herauszufinden wüßte.“

„Laßt unſern Florentin doch nur erſt ein wenig abblühn, Herr Sander!“ erwiederte der Vater: „Will man neue Obſtarten erzielen, ſo überläßt man hübſche geſunde

Stämmchen ihrem freien Wuchs und ist nicht gleich mit dem Okulirmesser darüber her. Fallen dann die ersten Früchte nicht nach Wunsch aus, so bleibt dem Gärtner, der sein Handwerk versteht, immer noch Zeit genug, bessere Sorten aufzupfropfen."

Der Herbst des Jahres, in welchem Florentin das achtzehnte seines Lebens beschloß, war ausgezeichnet reich an schönen Tagen; reich an Wild, und folglich auch an Freuden für den jagdliebenden Herrn von Dianenhain. In der That wohnte er jetzt fast mehr im Walde, als in seinem Landhause. Er zog bald allein, bald vom Sohne begleitet, aus; denn die Theilnahme an der Jagd war diesem völlig freigestellt; und da der Jüngling, je mehr er sich entwickelte, immer weniger dem Jagen selbst Geschmack abgewinnen konnte, sondern die Geschäfte des Waidmanns mehr um der Beiwerke willen liebte, so traf sich's oft, daß er seine Jäger-

tasche zwar reichlich mit Büchern versehen, dafür aber das Pulverhorn nebst andern nöthigen Jagdgeräthe vergessen hatte, und bald wieder heimkehrte.

Nicht selten übernachtete der Vater in einer der Schirmlauben, die er auf verschiedenen Punkten seines ausgedehnten Forstes hatte errichten lassen. Oder es bot ihm die erste beste Köhlerhütte ein Lager von Moos und dürrem Laub, — zugleich aber die freundlichste Dienstbeflissenheit der treuherzigen Bewohner an. So war es denn zu jener Jahreszeit nichts Ueberraschendes für die Hausgenossen zu Dianenhain, wenn der Herr nur selten aus jenen, von Jägerruf und Hörnerklang durchhallten, Bergen in sein Thälchen heimkehrte.

Doch als gegen den Spätherbst hin mehrere Wochen lang nicht einmal einer seiner Jäger Kunde brachte, oder, wie es sonst gewöhnlich, die Vorrathstaschen wieder mit kalter Küche füllen ließ; da stiegen bei un-

ferm zurückgebliebenen Florentin allerlei sorgsame Gedanken auf. Er eilte hinaus zu allen Hauptplätzen und Schirmlauben: er fragte in allen Hütten; lauschte auf den Berggipfeln, ob nicht ein ferner Schuß oder Ruf die Jagenden verkünde? Umsonst! Der Wald war, wie ihm die Kohlenbrenner einstimmig versicherten, schon seit mehreren Tagen so verödet, wie ein ausgestorbenes Haus.

Nicht glücklicher waren Alle, die Florentin mit steigender Angst auf Kundschaft ausschickte. Zwar gewann seine erste Besorgniß: „der vermißte Vater möge durch Räuber umgekommen sein,“ immer weniger Wahrscheinlichkeit; dagegen hob sich aber eine andre desto schrecklicher hervor.

In jenen Bergbezirken nämlich gab es mehrere verfallene Schachte, zum Theil noch von bedeutender Tiefe. Florentin wußte, daß sein Vater, — der Bergwissenschaften nicht unkundig, — jene alten Gänge einer neuen Untersuchung werth gehalten hatte.

Wie gräßlich drängte ſich ihm nun der Gedanke auf, daß der Furchtloſe, viel unternehmende Mann mit ſeinen Begleitern dort bei einem allzukühnen Verſuche den Tod gefunden haben könne! Wenigſtens ward auch auf dieſe ſchreckliche Vermuthung hin, nicht ohne des Suchenden eigne Gefahr, wiewohl fruchtlos, nachgeforſcht.

Immer dunkler umzogen Trauer und Wehklage das ſonſt ſo heitre Waldthälchen. Alle Freuden Dianenhains ſchienen mit den Blumen des fehlenden Herrn hinzuwelken; und als die Blätter verblichen von den Herbſtbäumen herniederrieſelten, da hatte der Gram auch die friſche Jugendblüthe auf des Jünglings Wangen ſichtbar gebleicht; denn es ließ ihm der Gedanke an ſeinen unausſprechlich großen Verluſt bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr finden.

Wie Früchte, die man durch einen Einſchnitt verwundet, ſchneller reifen, ſo war auch Florentin in dieſen angſt- und ſchmer-

gewollen Tagen um mehrere Jahre älter und männlich ernster geworden. Nirgends wußte er in seinem bittern Leid einigen Trost zu finden, als in Großstetten bei dem würdigen Freunde seines verlornen Vaters. So oft er dort einkehrte, kam ihm jedesmal die innigste Theilnahme entgegen; — vorzüglich auch aus Rosa's blauen Augen, deren eigenthümliche Schönheit ihm unter dem Perlenglanze dieser Mitleidsthränen mehr, als je zuvor, einleuchtete.

Rosa war Sander's älteste Tochter. Es hatte sich zwischen ihr und Florentin durch früheren täglichen Umgang, wie durch den Besuch gemeinschaftlicher Lehrstunden, ein traulich geschwisterliches Verhältniß angeknüpft, welches indeß späterhin, seit das Mägdlein zur Jungfrau, der Knabe zum Jüngling herangewachsen war, einer zarteren Scheu und einer gewissen Entfremdung weichen mußte, von deren Wesen Beide sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermoch-

ten. Das vertraute Du, womit ſie ſonſt ſich angeredet, war nach einem Aufenthalte Roſa's bei ihren ſtädtiſchen Verwandten nun mit einemmale zum Sie umgewandelt worden; und als Florentin, der, wenigſtens dem Innern nach, länger Kind geblieben, — anfangs über dieſen Wechſel geklagt, hatte ihm Roſa erröthend geſtanden: „Es geſchehe auf Befehl der Mutter, die das Du nun nicht mehr ſchicklich finde.“ Er mußte ſich, wiewohl murrend, der vermeinten mütterlichen Grille fügen. — Jetzt aber, wo plötzlich ein nie geahnetes Unglück über ihn hereingebrochen war, fehlte wenig, daß nicht alle die Schranken, welche elterliche Sorglichkeit und die Macht der Verhältniſſe zwiſchen den beiden jugendlichen Herzen aufgeſtellt hatten, vor dem noch mächtigeren Mitleid zuſammenſtürzten, dem ſich Florentins Jugendfreundin ohne Widerſtand hingab.

Sagte ihre thränenreiche Theilnahme mit bitterſüßen Gefühlen ſeinem Herzen zu, ſo

ſprachen dagegen des edlen Sanders Troſtworte deſto mehr ſeinen Verſtand an. Der Vater wußte mit mehreren triftigen Beweisgründen darzuthun: daß irgend eine geheime Veranlaſſung den Vater zur eiligen Abreiſe, — höchſtwahrſcheinlich in die ferne Heimath, — bewegen haben müſſe, und daß man künftig weit mehr ein frohes Wiederſehn hoffen, als eine Trauerbotſchaft fürchten dürfe.

Florentin ging nach ſolchen Geſprächen doch immer beruhigter von Großſtetten heim, und konnte allmählich wieder mit etwas mehr Ruhe des Vaters Arbeitszimmer betreten, in welchem bisher alle Geräthſchaften ſich nicht von ihrem Platze hatten rühren dürfen.

Eines Abends, als er dort ſinnend auf- und abging, jene Gegenſtände mit wehmüthiger Aufmerkſamkeit betrachtend, die ſonſt dem Verlernen zum Geſchäft, wie zur Erheiterung gedient hatten, und nun ſein Andenken auf das lebhafteſte zurückriefen: —

da erblickte er auf dem Schreibepult einen verwelkten Strauß von Feldblumen, der neue Rührung bei ihm erweckte. „Ach! seufzte er, das waren vielleicht die letzten Blüthen, die er hier pflückte!“ Sehnend langte er nach diesen traurigen Resten verblühter Freudentage, um sie ans kindliche Herz zu drükken, als ihm plözlich ein, darunter verborgener Schlüssel in die Augen fiel, den er mit frohem Erschrecken sogleich erkannte.

Gerade dieser Schrank, zu welchem er gehörte, war sonst, da er die väterliche Kasse und Correspondenz verwahrte, immer sorgsam verschlossen gewesen, und würde ohne diese Entdeckung vom Sohne höchst ungern, und nur im dringendsten Nothfalle, gewaltsam eröffnet werden sein.

War der unerwartete Fund ein Wink des Schicksals? Oder vielleicht des geschiedenen Vaters selbst? — Das stürmende Herz wandelte die Ahnung augenblicklich zur Gewißheit um.

„Er lebt!“ rief der entzükte Jüngling,

und ſchon hielt er die eröffnete Thüre des Schrankes, zitternd vor froher Erwartung, — und doch auch wieder bangend vor dem ungewiſſen Inhalt des Geheimniſſes, in der Hand. Dann aber, Muth faſſend für jede mögliche Entdeckung, blickte er beſonnen in das völlig geöffnete Pult.

Wohlgeordnet lagen neben Geldrollen Papiere aufgeſchichtet: zu oberſt ein briefartig gefaltetes Blatt mit der Aufſchrift: „An dich, mein Sohn.“ Es enthielt folgende Worte:

„Mein Geſchick reißt mich von dir. Es ſoll nicht zugleich dich in den ſchönſten Jahren deiner Entwickelung zur Männlichkeit ſtörend ergreifen; darum erſpare ich dir die Zehlbitte um deine Begleitung, und mir den Schmerz des Abſchieds. Ich laſſe dich als Beſitzer, als Vater meines lieben Dianenhains zurück.

Der Engel, der niemals vom Menſchen weicht, ſo lang' er ſich rein und gut erhält,

wird den rechten Augenblick finden, wo er dir den Schlüssel zu einem großen Räthsel tröstend in die Hand gibt. Von diesem Augenblick an bist du ganz Dein eigner und deines Besitzthums Herr.

Wir sehn uns wieder! — Wachse fröhlich auf, junger Baum! damit ich einst als Greis müde, doch glücklich unter deinen fruchtreichen Zweigen ruhe.«

Schon in der nächsten Stunde sprengte Florentin auf seinem schnellsten Rosse, hochglühend in Hast und Freude, vor dem Pfarrhause zu Großstetten an.

»Mein Vater lebt!« rief er dem herabschauenden Pastor zu. »Mein Vater lebt!« war auch der einzige Ruf, womit er ihm ans Herz sank.

Schnell verbreitete sich der Jubel durch das ganze Haus. Rosa flog herbei; alle mütterlichen Vorlesungen über den weiblichen Anstand vergessend, umschlang sie mit dem

Einen Arme den Freund, mit dem andern den Vater. Die Pfarrerin konnte vor Freudenthränen nicht zum Wort kommen, und Ernſt, der jüngſte Sohn des würdigen Paares, drängte ſich jauchzend zwiſchen die Umarmenden hinein.

Freilich fand man nachher bei beſonnener Ueberlegung manche Urſache, das Entzücken wieder zu mäßigen. Denn läugnen ließ es ſich wohl nicht, daß man ſich keineswegs aller Sorgen um den Geſchiedenen entſchlagen konnte. Das Schickſal, das ihn von hinnen getrieben, war vermuthlich kein erfreuliches; und auf jenem Wege, wohin ſein Florentin ihm nicht folgen ſollte, gab es ohne Zweifel der drohenden Gefahren mancherlei zu beſtehen.

Doch ſtand zuletzt Florentins Glaube an das Troſtwort »wir ſehn uns wieder!« felſenfeſt. Trat der edle Vater in ſeiner rüſtigen, kernhaften Männlichkeit vor ſeinen Geiſt, ſo war es ihm, als könne einem ſolchen

mannhaften Ritter kein Abenteuer zu schwer sein. Nur daß Er nicht theilnehmen durfte an den etwa bevorstehenden Kämpfen, beseufzte er schmerzlich.

Sander trat jetzt mit einer Vermuthung hervor, die allerdings nicht unbegründet zu sein schien. Er fand es nämlich der eigenthümlichen Handlungsweise seines Freundes ganz angemessen, gerade jetzt, wo der Sohn zur Mündigkeit reifte, ihn allein hinzustellen mitten in den Kreis seiner künftigen Wirksamkeit, damit der junge Mann selbstständig hervorgehe, und die rechte Grundlage des Charakters Niemanden verdanke, als der Kraft und Güte der eignen Persönlichkeit. —

Florentin hörte der Entwickelung von Sanders Trostgründen halbgläubig zu, konnte wenigstens nicht läugnen, daß darin des Vaters Sinn und Handlungsweise sich völlig ausspreche. Darum rief er begeistert aus: „Nun denn, du edler Vater! so sollst du

dich denn auch im Sohne nicht geirrt haben! Jenes Plätzchen unter deinem Baume sollst du finden, wo du einst müde, aber glücklich ausruhst!« —

»Amen.« sprach der Pastor, und seine Hand ruhte segnend auf des Jünglings Haupt.

Von jetzt an trat in Dianenhain alles in die gewohnte Ordnung zurück. Der Sohn wirkte nicht nur ganz im Geiste des Vaters fort, sondern fügte der väterlichen Sorgfalt für das Wohl des kleinen Völkchens noch eine eigenthümliche Leutseligkeit und gesprächige Anmuth bei, die ihm ungemeinen Beifall erwarb.

Unter den gefundenen Papieren gab es treffliche Winke über die wirksamste Fortsezzung des bereits Begonnenen; und Florentin fügte den angedeuteten Ideen seine eignen hinzu, so daß ein guter Beobachter im kleinen Dianenhain schon den Bauplatz eines entstehenden ansehnlichen Dorfes, — in

seinen jetzigen Kohlenbrennern und Holzhauern, die Väter vermögender Fabrikanten und Gewerbsleute erblicken konnte. Letzteres mit desto größerer Wahrscheinlichkeit, da das Gebirge einen Schatz trefflicher Eisenerze verschloß, deren reichem Lager man auf die Spur zu kommen anfing.

So war das Jahr, wenn auch minder froh als die vorigen, doch im angenehmen Wechsel zwischen Thätigkeit, Ruhe und Genuß verflossen; und als das folgende einen jener reizenden himmelblauen und blüthenweißen Frühlinge herbeiführte, wie sie nur selten dem stürmischen nebelreichen Norden aufgehn, da erwachte in Florentin eine unwiderstehliche Reiselust.

Jeder Jüngling spürt irgend einmal etwas vom Naturdrang des Zugvogels. Auch die liebste Heimath genügt ihm nicht mehr. Es treibt ihn ein unbestimmtes Verlangen fort über Berg und Thal in die Ferne hin,

und — ähnlich jenen Wandervögeln, — meist nach des Südens milderen Lüften.

Schon früher hatte Florentin auf wiederholten Ausflügen die umliegenden Gegenden durchstreift; — gewöhnlich zu Fuß, und ohne Begleiter, weil diese Art zu reisen dem muthigen Leben der kraftvollen Glieder, so wie den süßen Träumen eines jugendlich schwärmerischen Gemüthes, den angenehmsten Spielraum verschafft.

Bei solchen kleinen Lustreisen suchte er jene Menschenklassen recht in ihrem innersten Leben, — an ihren Genüssen, wie in ihren Bedürfnissen, — kennen zu lernen, auf welche er, jemehr die Ansiedelung zu Dianenhain sich erweiterte, auch immer bedeutenderen Einfluß zu erlangen hoffen durfte.

Wer von uns den hohen schöngestalteten Jüngling mitten in einem aufhorchenden Kreise von Leudleuten, die, von ihm selbst gedichtete Lieder und Romanzen mit volltönender Stimme singend und mit der Zither

begleitend, hätte ſitzen ſehen, der würde dabei ſich die Zeiten jener Vorzeit vergegenwärtigt haben, wo der Volksſänger noch hochgeachtet von den Edelſten, wie von den Geringſten, den Beifall der Zuhörer einſammeln, und mächtig durch Wort und Ton auf des Volkes Bildung einwirken durfte.

Den Dank, den unſer Sänger für dieſes gemüthliche Herabneigen zu den Niedern einärndtete, ſchlug er ſehr hoch an. Es kam ihm überall, wo er einkehrte, nicht nur Liebe und Vertrauen treuherzig entgegen, ſondern es erſchloß ſich ihm damit zugleich ein Schatz von Erfahrungen, wovon er dereinſt trefflichen Gebrauch zu machen hoffte. Selbſt ſeine poetiſchen Gaben blieben nicht unerwiedert; denn es fand ſich oft Gelegenheit, alte wunderbare Geſchichten, die ſich im Munde der Landleute als Sage erhalten hatten, einzuſammeln. Er lieh ihnen dann bei ſeiner reichen Phantaſie leicht ein ſchöneres Ge-

wand, und bildete sie zu neuen ergetzlichen Liedern um.

Solche Wundersagen, — ähnlich denen vom bekannten Herrn des Riesengebirgs — bezogen sich gewöhnlich auf einen Schauplatz, der ihn schon längst aus weiter Ferne angelockt hatte. Es war eine ausgedehnte Reihe blauer Berge, die er in ihren schroffen, alpenähnlichen Formen niemals ohne eine sehnende Neugierde von den höchsten Punkten des Dianenhainer Forstes betrachten konnte, und die er daher jetzt zum nächsten Ziel seiner Reise wählte. Dort hoffte er recht an die Quelle alter Volkssagen und Mährchen zu gelangen, von welcher ihm bis jetzt nur einzelne Tropfen zugeflossen waren, die seinen Durst mehr gereizt, als gestillt hatten. Dabei versprach er sich einen großen Genuß von der vertrauteren Bekanntschaft mit den dort einheimischen Bergvölkchen, die man ihm als Halbwilde beschrieb, und die, seiner vorläufigen Ueberzeugung nach, eben deshalb

um so mehr alterthümliche Sitten bewahrt haben mußten. Die tiefschattigen Thäler, wo sie, emsig hämmernd und schmiedend, in kleinen rußigen Hütten wohnten; — die umliegenden Wälder, welche ihren graubemoosten Eichenschatz seit Jahrhunderten bewahrt, und nur einzelne absterbende Stämme, gleichsam freiwillig, zum Bedarf der Gebirgsbewohner abgeliefert hatten; — die graushaften Felsenschluchten mit ihren brausenden Wasserfällen; — die kleinen frischen Waldwiesen mit ihren kühlen, erquickenden Krystallquellen: — alles das wußte sich der Jüngling schon zum Vorgenuß mit den reizendsten Farben auszumalen.

Nachdem er in Dianenhain die nöthigen Anordnungen getroffen, auch zuvor herzlichen Abschied im Pfarrhause zu Großstetten genommen, trat er an einem heitren Frühlingsmorgen, als kaum der Tag heraufdämmerte, von einigen seiner Lieblingsdichter

und dem getreuen Zitterspiel begleitet, die frohe Wandrung an.

Herrlicher hatte ihm der Erde grüne Pracht und des Himmels blauer Aether noch niemals geleuchtet. Als er durch die bethauten Gründe, durch aufspressende Saatfelder, wo die Lerchen geruht hatten, die jetzt schon hoch in der gerötheten Morgenluft wirbelten; durch stille, zwischen Blüthenbäumen versteckte Dörfchen; durch dunkle, Lebensluft ausathmende Wälder, — überall von früherwachten Sängern begrüßt, — in süßer Einsamkeit und rüstiger Jugendkraft hinwanderte: da genoß der Glückliche die Seligkeit eines doppelten Lebens; und im zusammenklingenden Akkord aller Stimmen, der äußeren wie der inneren Welt, offenbarte sich ihm das göttliche Wunder der Vereinigung des Himmlischen mit dem Irdischen in Einer und derselben Natur, — im Menschen!

Erſt am Abend des zweiten Reiſetages langte er in der Nähe jener Bergkette an, welche die dunkle Bläue, womit ſie ihn ſonſt aus der Ferne angeblickt, nun in ein friſches Grün verwandelte, und deren zackige Felſenſpitzen hier und da die höchſten Baumgipfel überragten.

Die luſtigen Frühlingsſänger, die ihn bisher in geſelligen Chören begleitet, mochten ſich hier, wo alles ein ernſteres, rauheres Anſehn gewann, nicht mehr recht heimiſch fühlen. Statt ihrer muntern geſelligen Lieder hörte man das unmelodiſche Krächzen einſam ziehender Raben, den dumpfen traurigen Ruf der Waldtaube, oder den gellenden Schrei eines aufſteigenden Raubvogels.

Es begann zu dämmern, als Florentins Pfad einem engen Thale zuführte, an deſſen ſteilen Wänden graue halbverwitterte Granitblöcke zwiſchen dichtverwachſenen Büſchen und Tannen hervorſtarrten.

Eine Stunde früher hatte unſer müde

werdender Wandersmann ein Dörfchen, das sich mit seinen strohbedeckten Hütten höchstmalerisch an einen Hügel hinaufbaute, schon vorläufig zur Nachtherberge gewählt. Doch der Abend wehte ihm jetzt, nachdem er unter einem blühenden Feldbaume der süssen Ruhe gepflogen, so erquickende Lüfte zu, und die erwarteten Naturschönheiten der nahen Berge zogen ihn so mächtig an, daß er seinen Weg unbesorgt fortsetzte, da er im hellen Schimmer des Mondes, der schon wie ein glänzendes Wölkchen über dem östlichen Gebirge heraufstieg, sich immer leicht zurückfinden zu können meinte.

Er mochte eine gute Strecke im Felsenthale vorgedrungen sein, als ihm ein klapperndes Sausen und Plätschern die Nähe einer Mühle verkündigte; und kaum hatte er dieselbe in ihrer reizenden Lage aufgefunden, als er auch sogleich seinen früheren Entschluß, zum Dorfe zurückzugehn, aufgab. Wie süß dunkte ihm die Ruhe und der

Schlaf in dieſer abgelegenen Waldmühle, an deren gaſtfreundſchaftlichen Bewohnern er keinen Augenblick zweifelte!

In der That lag das kleine Haus ſo heimlich und friedlich da, daß man ihm ſchwerlich mit jenem Mißtrauen nahen konnte, welches einſam gelegene Mühlen ſonſt wohl den Reiſenden zu erwecken pflegen. Es lehnte mit ſeiner Rückwand an ein ſchroffes Geſtein, von deſſen Höhe ein Waldbach herabſtürzte und die ſchwarzen Räder trieb, die jetzt im vollen Mondlicht das Waſſer, wie glühende Funken, umherſprühte. Auf der andern Seite ſtand eine ſtarke breitäſtige Eiche, ſo daß ſich's ausnahm, als wäre das einſame Waldhäuslein dem Schutze dieſes mächtigen Baumrieſen anvertraut. Vor demſelben duftete, wie von lauter Violen und Maiglöckchen, ein kleiner Blumengarten, durch welchen Florentin der offenen Hausthüre zuging, und neben dem lautklappernden Mahlkaſten vorbei in ein enges Stübchen gelangte, das

mehr vom Mondlicht, als von dem schwachen Flimmer einer Lampe erhellt war.

Auf seinen herzlichen Abendgruß dankten dem Eintretenden zwei Stimmen zugleich, und ein greises Ehepaar erhob sich hinter dem weißen Ahorntische, wo der Mann an einem aufgeschlagenen Buche, und das Weib am Spinnrade gesessen hatte.

Florentin schaute die alten Leute einige Augenblicke freundlich an, und da sie ihm recht in der innersten Seele wohlgefielen, brachte er ohne große Einleitung seine Bitte um ein Nachtlager für einen müden Reisenden bei ihnen an.

Der graue Vater trat herzu, und faßte nun seinerseits ebenfalls den späten Gast näher ins Auge. Das Mütterchen aber ließ ihm gar nicht Zeit zu langer Ueberlegung.

»Was meinst du, Nathanael?« sprach sie den Alten an; »Wir heißen, denk' ich, den jungen Herrn Waidmann willkommen, und erfüllen sein Begehr?«

»Von Herzen gern, Eliſabeth!« erwiederte der Greis, und reichte dem Jünglinge eine lange dürre Hand hin, die aber doch noch recht kräftig drücken konnte, und welche jener nun auch feſt faßte, und zum Zeichen geſchloſſener Gaſtfreundſchaft treuherzig ſchüttelte.

»Aber vorlieb muß Er nehmen,« fuhr Eliſabeth geſprächig fort, während ſie ſchon den Tiſch mit einem weißen Tuche bedeckte und aus dem Wandſchränkchen eine ſtattliche Kerze hervorholte, um ſie ſtatt des ungaſtlichen Lämpchens anzuzünden; »Unſer Häuſel iſt klein; hat nicht viele Kammern, und keine Gaſtbetten.«

»Thut nicht Noth, Mutter!« fiel Florentin ein; »Auf jener Bank meine Reiſetaſche unters Haupt, den Mantel zur Decke, — und das Gaſtbette iſt fertig.«

»Nein junger Herr!« lächelte die Alte; »So arg iſt's denn doch nicht! Es ſoll ihm weichen Lager nicht fehlen; wiewohl Er ſich

hier in unſrer Wohnſtube behelfen muß, denn der übrige Raum iſt ſchon an unſre Leute vertheilt.“

Bald ſaß Florentin im traulichen Verhältniß eines alten Bekannten und Hausfreundes im Kreiſe der Müllerfamilie da. Man hätte ihn auch füglich für den Enkel des grauen Paares nehmen können, der eben aus der Fremde heimgekehrt ſei, — ſo innig vergnügt ſaßen ſie mit einander um den Abendtiſch her; ſo ehrerbietig betrug ſich der Gaſt gegen den kindlichfrohen Alten; ſo zum Herzen ſprach er ſeiner Eliſabeth, die, nahe herangerückt, wie eine zärtliche Großmutter, mit ihren Blicken alle Worte von ſeinen Lippen zu leſen ſchien, welche das ziemlich ſchwerhörige Ohr freilich zum Theil zu verlieren fürchten mußte.

Sie ſaßen bei der Abendkoſt, deren Nachtiſch aus einer würzigen Honigſcheibe neben goldgelber Butter beſtand. Leckerbiſſen, die der hungrige Wandersmann nicht

genug zu leben wußte. — Wechſelſeitig hatte man ſich bereits ſeine kleine Geſchichte erzählt, und was Florentin vernommen, beſtärkte ihn immer mehr in der vortheilhaften Meinung, die er gleich Anfangs von Nathanael gefaßt hatte.

Der Mann war keinesweges ungebildet, und in früheren Jahren ſogar Schulmeiſter eines benachbarten Dorfes geweſen. — Da dieſe Gattung von Volkslehrern ſelten weiter, als in den Vorhof der eigentlichen ſogenannten Gottesgelahrtheit gelangt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß Nathanael, bei übrigens tadelloſem Wandel, doch manche ſchwärmeriſche Religionsmeinungen eifrig vertheidigte, die hier zu Lande unter die Irrlehren gerechnet wurden. Dahin gehörte der Glaube: daß der Evangeliſt Johannes bis dieſen Tag noch auf Erden wandle, und ſich bald unter dieſer, bald unter jener Geſtalt thätig für die Gemeinde der Heiligen beweiſe. Was ihm aber am meiſten

schadete, war seine Ueberzeugung vom noch bevorstehenden tausendjährigen Reich; mit welcher seltsamen Idee mehrere Schul- und Kirchenräthe sich um so weniger vertrugen, da ihr Reich nur allzusehr von dieser Welt war.

Nathanael zog sich vielfache Verweise zu, indem er es gar nicht lassen konnte, jene Lehrmeinungen selbst seinen Schulkindern einzupflanzen. — So in unaufhörlichem Gedränge zwischen Landes- und Herzensreligion, gab er endlich seine Schulstelle auf, und verwendete sein kleines Vermögen zum Ankauf dieser Waldmühle, wo er ungestört allerlei erbauliche Schriften seiner chiliastischen Glaubensbrüder studieren und ihre erhabenen Wahrheiten seiner gleichgläubigen Hausfrau vortragen konnte.

Die Ehe dieses würdigen Paares, welches allerdings verdient hätte, das goldne tausendjährige Zeitalter zu erleben, war nicht mit Kindern gesegnet, weshalb sie die Tochter

eines Verwandten bei sich erzogen. Sie saß jetzt als eine erwachsene, schöne und tugendsame Jungfrau mit zu Tische; — ihr zur Seite, mit runden vollen Wangen, die gleich Stettineräpfeln geröthet waren, hielt sich der wackre Mahlbursch Johannes, in welchem man, auch ohne Prophetengabe, des Mägdleins zukünftigen Gatten und Besitzer der Kesselmühle, — so wurde Nathanaels Mahlhaus genannt, — entdecken konnte.

Florentins Empfindungen an diesem Abend wären schwer zu schildern. Er selbst, wenn er sich in späterer Zeit in die Kesselmühle zurückversetzte, konnte keine Worte finden, jene Höhe zu bezeichnen, in welcher er damals, von lauter Wonnegenüssen wie auf Flügeln emporgehoben, gleich einem glänzenden Paradiesvogel über einem blühenden Eden schwebte. Er rechnete dann allerdings immer alles, was er bei den guten Leuten gefunden, gar zu hoch an, und ver-

gaß bescheiden das mit in Anschlag zu bringen, was er selbst ihnen gewährte.

In der That mußte es aber für einen Jüngling von seinem tiefen Gefühl ein unbeschreiblicher Genuß sein, nach solch einer Wanderung im Frühlingssonnenglanz durch den Brautschmuck ungekannter Fluren hin, nach der Ermüdung des Tages eine solche Abendrast im Schooße der patriarchalischen Familie zu finden, deren Mitglieder, — die Täuschung zu vollenden, — sich unter einander mit lauter heiligen Bibelnamen anredeten: „Nathanael, Elisabeth, Johannes, Maria!“

Hatte Florentin schon durch seine Gestalt und Leutseligkeit gleich beim Eintritt ihren Beifall und dann während des Abendessens durch seine ergetzlichen Tischreden, ihre Liebe erworben; so erreichte die Bewunderung des theuren Gastes vollends ihren Gipfel, als er am Schluß des Mahles die Zither aus der Reisetasche hervorzog und ihnen die schön-

ſten ſeiner Lieder vorſang. Johannes ward, das Mühlwerk zuzuſetzen, beordert, und in der plötzlich eingetretenen Stille, durch welche nur noch der ſtürzende Gießbach romantiſch hinrauſchte, horchten Alle dem begeiſterten Sänger zu.

Als er eben einen ſeiner ernſteren Geſänge, der die Geſchichte Philemons und Baucis behandelte, geendigt hatte, trocknete ſich der Greis helle Thränentropfen vom feſten, tiefeingefurchten Geſicht, das vielleicht lange nicht von dieſem milden Thau einer poetiſchen Rührung benetzt worden war. — Der Sänger mußte lächeln, als ſich der Alte zur Eliſabeth wandte, um ſie an die alte heilige Geſchichte zu erinnern, wo zuweilen Engel in Geſtalt reiſender Pilger bei guten frommen Menſchen einkehrten; — wobei er nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß dieſer theure Gaſt, der heute ſeinem Hauſe Heil widerfahren laſſen, ihm eben-

falls etwas Ueberirdiſches an ſich zu tragen ſchiene.

Mit Freuden gewährte Florentin den Gaſtfreunden die Bitte, noch einige Tage bei ihnen zu verweilen. — Ehe noch der kommende Morgen ins tiefe Thal herableuchtete, war ſchon der Jüngling neugeſtärkt dem Lager entſchlüpft, das Eliſabeths und Marias Sorgfalt ihm gebettet hatte. Als er Nachmittags zur Keſſelmühle heimkehrte, wußte er ihren Bewohnern alles, was er auf ſeinem Streifzuge durch die Berge geſehn, ſo reizend zu ſchildern, daß ſie, obſchon der Gegend von jeher kundig, jetzt erſt ſelbſt über ihre eigenthümlichen Schönheiten zur rechten Einſicht zu gelangen anfingen. Nathanael mußte ihm nähere Auskunft geben über manche Merkwürdigkeit dieſer romantiſchen Wildniß; vorzüglich auch über die Geſchichte einer verfallenen Burg, deren Platz auf einer nahgelegnen Höhe vor grauen Jahren von ihren Erbauern den Thieren des Waldes ab-

getrotzt zu sein schien; daher diese nun die Trümmer, als ihr wiedererbeutetes, rechtmäßiges Eigenthum, — gleichsam triumphirend über das eitle menschliche Unterfangen, — abermals in Besitz genommen hatten. Hier schleppte sich der giftige Molch gelbgefleckt durchs Gestein; Füchse gruben sich in die verschütteten Burgkeller ein; Igel kollerten zusammengerollt die schroffen Abhänge hinunter; Eulen huschten durch die Fensteröffnungen, und ein Heer von Raben und Dohlen umkrächzte den seitswärts geneigten, stets zum Sturz bereiten Thurm, so oft ein mürber Mauerstein mit dumpfem Getöse in die dunkle Tiefe hinabrollte.

In die dürftige Geschichte dieses uralten Raubschlosses mischten sich, wie gewöhnlich, mancherlei abenteuerliche Sagen und Gespenstermährchen ein, durch deren Mittheilung sich Nathanael und Florentin immer näher rückten: denn auch dieser that seinen reichen Schatz auf; und wie gestern vor sei-

nen Liedern, so mußte heute vor seinen Erzählungen das klappernde Mühlwerk verstummen.

Eines von Florentins Mährchen machte vor allen einen tiefen Eindruck auf den alten Kesselmüller und seine zuhorchende Familie. — Es gehörte aber auch unter die schönsten, die der Erzähler in seinem treuen Gedächtniß aufbewahrte. Er hatte es so oft gelesen, daß er es fast ganz mit des Dichters eignen Worten wiederzugeben vermochte.

Es begann also: „In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte.“ — Auf das einfachste, und doch zugleich aufs lebendigste, stellte es dar: wie jener Ritter auf seiner Burg in abgeschiedener Stille, nur zuweilen von seinem Hausfreunde Walter besucht, mit der geliebten Bertha lebt, und wie er sie in einem traulichen Abendgespräch dahin bewegt, dem alten Walter ihre

Jugendgeschichte zu erzählen, die so wunderbar und unvergeßlich ist!

Denn Bertha war eine arme Hirtentochter gewesen, und als Mägdlein, bedrängt von der Noth der Eltern und von der rauhen Begegnung ihres harten Vaters, in das Gebirg entlaufen, wo sie, nach langem kläglichen Herumirren, von einer alten wunderlichen Frau aufgenommen ward, deren Wohnung ganz allein auf einem anmuthigen Waldplätzchen unter grünen Birken stand. Dort wurde Bertha bald ein gelehriges, fleissiges Mädchen und half ihrer Wohlthäterin das kleine Hauswesen mitbesorgen. Keine Stimme eines lebendigen Wesens hörte sie dort viele Jahre lang; nichts, als die schnarrende Rede der Alten, das Bellen eines muntern Hündleins, und den Gesang eines schönen bunten Vogels, den sie im Käfig zu füttern hatte, und aus dessen Eiern die Alte immer mit großer Sorgfalt die darin verborgenen Perlen und Edelsteine sammelte.

Wie nun die Zeit der Verſuchung kam und das Mütterchen eſt lange abweſend war, ließ Bertha ſich von eitler Weltluſt verleiten, den ſchönen Juwelenvogel zu ſich zu nehmen, und heimlich zu entfliehn. Der aber hatte nun plötzlich ein ganz andres, ihr höchſtmißfälliges Lied zu ſingen angefangen, und wurde, — wie denn der Menſch immer ſeine Schuld zu vergrößern pflegt, wenn er den inneren Verwürfen des Gewiſſens zu entlaufen ſucht, — in ſeinem Käfig von ihr erdroſſelt. Die mitgenommenen Schätze reichten zu bequemem Auskommen hin, und Berthas Schönheit und Sittſamkeit erwarb ihr Eckberts Liebe und Hand. Alles aber endigte ſich gar traurig, obwohl in gerechter Vergeltung. Eckbert bereute bald jene vertraute Mittheilung an Waltern: denn dieſer hatte den Spitzhund der Alten, auf deſſen Namen ſich Bertha ſeit ihrer Flucht niemals beſinnen können, wie von ohngefähr „den kleinen Strohmian“ genannt und ihr

mit dieſer plötzlich erwachenden Erinnerung ein grauſenhaftes Schrecken und ſogar eine tödtliche Krankheit verurſacht. Darüber, und über Walters kaltes, nun völlig verändertes, Betragen ergrimmte der Ritter ſo ſehr, daß er den verhaßt gewordenen Mann, als er ihn einmal zufällig im Felde antraf, mit der Armbruſt erſchoß. — Ein neuer Freund, Hugo, den er nach Berthas Verluſt gleichſam als eine letzte Stütze umklammerte, hatte ſich ihm mit Entſetzen, nach abermaligem Bekenntniß ſeiner traurigen Geſchichte, als der ermordete Walter gezeigt; und zuletzt war dieſer und die wunderbare Alte, die einſt von Bertha beraubt worden, nur Eine Perſon. Der unglückliche Eckbert büßte ſeine und ſeiner Gattin Verſchuldung mit einem wahnſinnigen Tode dort im öden Waldgebirg, wo er noch im Sterben von der unerbittlichen Rächerin erfuhr, daß Bertha nur des Hirten angenommene Tochter und — ſeine Schweſter geweſen ſei.

Als Florentin mit den Worten die Erzählung beschloß: „Dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen und den Vogel sein Lied wiederholen“ — Da herrschte eine tiefe wehmüthige Stille unter den Zuhörern. Dann aber, als diese sich in Worte des Beifalles auflöste, fehlte wenig, daß nicht der Erzähler wieder von vorn hätte anfangen müssen: „In einer Gegend des Harzes lebte ein Ritter ꝛc.“

Selbst die schweigsame bescheidene Maria fand jetzt in ihrer Begeisterung die rechten Ausdrücke, sich über das Gehörte auszusprechen. Einen ganz eignen Eindruck hatte auf sie das kleine Lied gemacht, welches der wunderbare Vogel immer zu singen gewohnt war:

„Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut
So morgen wie heut'
In ew'ger Zeit.
O wie mich freut
Waldeinsamkeit!“

Florentin mußte es ihr noch einmal versagen, wobei er nicht unterließ, die dort angeführten Worte Berthas hinzuzufügen:

„Wenn ichs beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schalmeien ganz in der Ferne durcheinander spielen.“

Eine andre Stelle aber wiederholte der Erzähler ungebeten, weil sie ihm immer reizend in die Seele sprach. Es war Berthas Schilderung, wie sie in ihrer großen Noth als ein armes verirrtes Kind die Alte zum erstenmal antrifft, die sie mitnimmt der anmuthigen Waldeinsamkeit entgegen:

„Mit ihrem Krückenstocke ging sie ziemlich behende und bei jedem Schritt verzog sich ihr Gesicht so, daß ich im Anfange darüber lachen mußte. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraustraten, ging die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfin-

dungen dieses Abends nie vergessen! In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmelzen; die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der erquickende Schein; die Wälder und die Blätter der Bäume standen still; der reine Himmel sah aus, wie ein aufgeschlossenes Paradies; und das Rieseln der Quellen, und von Zeit zu Zeit das Flüstern der Bäume, tönte durch die heitre Stille wie in wehmüthiger Freude. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahnung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin; mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldenen Wolken." *)

Elisabeth war am Schluß der Geschichte bitterböse auf Bertha; Johannes bemitleidete sie, und Maria konnte den unglücklichen Eckbert um seiner treuen Liebe willen nicht verdammen; die Alte hingegen mußte sich

*) Tieck's Phantasus. I.

von ihr eine boshafte, tückiſche Hexe ſchelten laſſen.

Nathanael, der in die Wahrhaftigkeit des wunderſamen Mährchens nicht den geringſten Zweifel ſetzte, wiegte nach allen jenen Anmerkungen ſein graues Haupt bedächtig hin und her.

„Ich müßte mich ſehr irren, hob er an, oder wir haben es hier in dieſer merkwürdigen und lehrreichen Geſchichte mit einem Weſen zu thun, das auch in unſerm Gebirg unter dem Namen der Frau Gertrud bekannt iſt. Ihrer ſtrengen, frommen Sitte halber gehört ſie weder unter die Hexen, noch unter die ſchädlichen, tückiſchen Berggeiſter. Denn wenn es bei dieſen oft auf eine boshafte Neckerei hinausläuft, ſo prüft ſie dagegen, ganz wie die Alte in Eurer Geſchichte, diejenigen wohl, welche durch ein günſtiges oder ungünſtiges Geſchick in ihre Nähe kommen, und es erfolgt bei denen, welche die ſchwere Prüfung rechtſchaffen beſtehn, ein

groſſer Segen im ganzen langen Leben zum Lohne; aber freilich auch unbarmherzige Strafe für ſolche, die, nach Berthas warnendem Beiſpiel, ſündhafter Verſuchung unterliegen.“

Nathanael verſprach, verſchiedene merkwürdige Begebenheiten, worin ſich die ſtrenge Rechtſchaffenheit der Frau Gertrud bewähre, morgen mitzutheilen, da die heutige anziehende Unterhaltung bereits unvermerkt die Mitternachtsſtunde herbeigeführt hatte. Für jetzo merkte er, um die Seltenheit ſolcher Erfahrungen zu erklären, nur noch an: daß der Wohnort jener räthſelhaften Waldfrau, — wahrſcheinlich einer leiblichen Schweſter des berühmten Rübezahl, — durch Zauber verborgen, und nur bei einem gewiſſen, ſelten eintretenden, Stand der Geſtirne aufzufinden ſei. Auch verſicherte er, vor langer Zeit einen neunzigjährigen an Leibes- und Seelengütern reichgeſegneten Greis gekannt zu haben, den einſt ſein Glücksſtern zu ihr

geführt, und welcher ihm kein Geheimniß daraus gemacht habe: daß der rechte Weg über die alte Burg, und zwar durch ein niedriges verstecktes Pförtchen im östlichen Theil des Gemäuers gehe. — Doch er selbst, fügte der Erzähler hinzu, habe, trotz öfterem Suchen, jenes geheimnißvolle Pförtchen niemals finden können.

Ein reicher Stoff für unsers Florentins poetische Wunderliebe, den er daher noch eine Weile mit inniglichem Vergnügen verarbeitete, als die Hausgenossen Gutenacht gegeben hatten. Dann aber löschte ein tiefer Schlaf alle Zauberflämmchen aus, die, gleich den Lichtern einer magischen Laterne, in seiner aufgeregten Einbildungskraft die wunderbarsten Bilder farbenspielend umgaukelten und beleuchteten.

Das Frühroth mochte noch nicht am klaren Sternenhimmel angeglommen sein, als Florentin, aus dem Schlafe auffahrend, das

blendende Licht einer Kerze vor sich erblickte. — Nathanael stand vor ihm.

„Erschreckt nicht vor mir, lieber Sohn!“ sprach der Alte, sich zu ihm aufs Lager sezzend. „Ich hab' Euch etwas Wichtiges zu verkunden, das mir auch nicht eher Ruhe ließ, bis ich Euch weckte.“

„Wir alte Leute bedürfen nur wenig Schlaf; zudem machten mir unsre gestrigen Gespräche viel zu schaffen, und so hab' ich denn noch lange am Fenster gestanden und andächtig zum schönen Nachthimmel hinaufgeschaut, wo der Allmächtige seine Wunder auf eine so erstaunliche Weise offenbart. Da will es mich nun bedünken, als sei jene seltene Konstellation wirklich eingetreten, von welcher ich Euch verhin berichtet, und ich glaube, es ist an der Zeit! — Wolltet Ihr wohl dem Worte eines ehrlichen Mannes trauen, und ohne Furcht durch den dunkeln Wald schreiten? — Wer weiß, öffnete sich Euch die Mauer gen Osten, und Ihr gelang-

tet dann zur Anschauung herrlicher Naturgeheimnisse! Denn mir sagt es mein Herz, daß Ihr zu wichtigen Dingen vom guten Geschick berufen seid.“

Der überraschte, fast noch in den Wundern der Traumwelt wandelnde, Jüngling erwiederte dem Greis: „Auf sein Wort und Verlangen sei er herzlich bereit, hinaus in die dunkle Wildniß zu gehn, und er bitte zu diesem Unternehmen um seinen Vatersegen.“

Nathanael legte feierlich die Hand auf Florentins Stirn, und sah in diesem Augenblick so ehrwürdig und gleichsam verklärt aus, daß der Gesegnete versucht war, vor ihm niederzuknieen, als er die Abschiedsworte aussprach:

„So ziehe denn hin, mein Sohn,
„und halte dich recht! Denn des
„Herzens frommer Friede ist des
„Menschen bester Segen!“

Nach wenigen Minuten schon schritt Florentin mit rüstiger Munterkeit durch das

tiefschweigende Thal, worin er bei spärlich hereindringendem Sternenlicht nur mit Mühe den Bergpfad zum alten Schlosse erkennen konnte, dessen Lage er sich vom gestrigen Ausfluge her genau gemerkt hatte.

Fast hatte ihn ein unheimliches Grauen weiter vorzudringen gehindert, da er nach langem beschwerlichen Steigen auf dem wüsten Burgplatze angelangt war, und ihm ein widriges Glucksen, Schmatzen und Schnarchen entgegenkam; — ohne Zweifel mißmuthige Töne der Thiere und Gewürme, die sein Fußtritt aufscheuchte! Doch das trostreiche Morgenlicht, das jetzt schon die Berge erhellend heraufzog, gab neuen Muth und deutete ihm zugleich die Gegend an, wo er das geheime östliche Thürlein zu suchen hatte.

Kaum bedurfte es indeß des Suchens; denn mitten durch die hohe dunkle Mauerwand blickte durch eine kleine Oeffnung das liebe Morgenroth herein. Außer den Dornenhecken, die er mit seinem Jagdmesser

hinwegräumte, hemmte nichts den Durchgang. Voll Erwartung trat er auf der andern Seite hervor; doch nirgends, so scharf er auch nach allen Seiten umherspähte, wollte sich etwas Bedeutsames, Wunderbares zeigen. Gleich als ob er sich jetzt erst ganz aus dem tiefen nächtlichen Schlafe ermuntert hätte, fing er seines Freundes, des Kesselmüllers, wunderſüchtige Grillen und die eigne kindische Leichtgläubigkeit selbst zu belächeln an. Aber der Morgen war so schön, der balsamische Odem des Waldes so erquickend, daß ihn sein seltsames Beginnen keineswegs reute. Er beschloß vielmehr, der kommenden Sonne noch weiter entgegen zu gehen.

Bald war jede Spur eines Pfades verschwunden. Die Bäume des fortlaufenden Bergrückens standen indeß nicht allzudicht, und kurzes Heidekraut bedeckte den Boden, so daß unser Abenteurer leicht und froh, wenn auch weglos, weiter zog. Seine Zither hatte er nicht vergessen und sang jetzt zu ihren

einfachen Akkorden ein schönes Morgenlied mit jener kindlichen freudigen Herzensandacht, die dem Vater der Welt so angenehm ist. Dann aber wollte ihm stets nichts lieberes einfallen, als der alte Gesang des Zaubervogels im gestrichen Mährchen:

„Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen, wie heut,
In ew'ger Zeit!
O wie mich freut
Waldeinsamkeit!"

Und immer wurde die Melodie anders; — wie ihn dünkte, immer inniger, ausdrucksvoller. Ja, er würde in der lautlosen Stille, die ihn umgab, gar kein andres Bedürfniß gefühlt, keine höhere Lust gewünscht haben, als die Wiederhelung und Erfindung jener Sangweisen, wenn nicht allmählig ein gewisses, nur allzuprosaisches, Gefühl störend in ihm erwacht wäre, welches eine etwas derbere Befriedigung foderte, als die

leichte Götterkeſt der Dichtung und des Geſanges. — Durſt und Hunger ſetzten ihm ſo heftig zu, daß er die Eile zu bedauern anfing, womit er am Morgen die gaſtwirthliche Mühle verlaſſen hatte, ohne ſich für den Nothfall verſichtig zu verſehen, der ihn jetzt rathlos ließ.

Mit langſameren Schritten ging er in der Richtung nach Oſten fort, überall nach einem Walddörfchen, einer Köhlerhütte, wohl auch nur nach einem einzelnen Holzhauer oder Waidmann, umherſpähend. Endlich als er ziemlich ermattet einen ſteilen Hügel erſtiegen, labte ihn die ſich öffnende Ausſicht auf einen ebenen Platz, wo unter thurmhohen Tannenbäumen ein kleines Haus an einem Kreuzwege erbaut war.

Voll Freude, wieder menſchliche Pfade und Wohnungen zu erblicken, eilte er der Hütte zu. Man hätte ſie für ein Zollhaus, oder für eine Schenke halten können, wenn die ſchmalen, wenig betretenen Pfade Land-

ſtraßen geweſen wären. Näher herantretend, gewahrte Florentin in der That ein ausgehangenes Schild, auf welchem ſeltſam genug ein Moſes abgebildet war, wie er aus dem Fels die ſprudelnde Quelle mit ſeinem wunderkräftigen Wanderſtabe herausſchlug. Darunter ſtand geſchrieben:

»Zum ſtarken Glauben. Gute Herberge.«

Wer möchte da nicht fröhlich einkehren?« rief der müde Wandrer indem er in die enge Hausflur trat. Doch ſeinem lauten und immer ſtärkeren Klopfen rief keine gaſtfreundliche Stimme »Herein«! Im ganzen Hauſe regte ſich kein Laut; es ſchien von ſeinen Bewohnern verlaſſen. Er öffnete die Stubenthüre, und war überraſcht, ſich durch ihre innere Einrichtung ganz in ſeine liebe Keſſelmühle verſetzt zu ſehn. — In ſolchen Berggegenden bleibt Jahrhunderte lang die Bauart der einfachen Bewohner unverändert dieſelbe, da ſie ihre kleinen Bedürfniſſe auf das ge-

nauſte kennen und deren Gränzlinie niemals mit unbeſcheidenen Wünſchen überſchreiten. — Sogar der weiße Ahorntiſch ſtand hier, gerade wie dort, auf ſeinem plumpen großkugeligen Fußgeſtelle vor der blankgeſcheuerten Bank; — war aber leider! nicht mit Butter und Honig beſetzt, ſondern an der Stelle dieſer Leckereien fand er ein ſchwarzes Brödchen neben einem Krug Waſſer aufgetiſcht. Der Hungrige ſetzte ſich daran und wollte eben friſch zulangen, als ihm die Gewiſſensfrage einfiel: obs wohl auch recht, und ihm vergönnt ſei? Allein da ihm außer den triftigen Gründen des Hungers, — der nicht blos ſprichwörtlich ein guter Koch, ſondern auch ein überzeugender Redner iſt, — noch der König David einfiel, der ſogar bei den heiligen Schaubroden ohne Umſtände zulangte: ſo wies er billig alle Skrupel zurück, zog jedoch zuvor, (das hätte Mancher nicht gethan!) einen harten Thaler aus der Taſche, und legte ihn zur Berichtigung

der Zeche auf die Wirthstafel hin; dann begann er zu schmausen. — Aehnliche Kost, dünkte es ihn, hatte er noch niemals genossen. Mit jedem Bissen, den er vom kraftvollen Brode brach, verlor sich seine Müdigkeit: jeder Labetrunk aus dem steinernen Wasserkruge goß neues Leben in seine Glieder. Als er diesen geleert und jenes aufgespeist hatte, fühlte er sich so gesättigt und erquickt, daß er in dankbarer Begeisterung für die herrliche Gottesgabe bei sich das kindlich fromme Reimlein sprach, womit der ehrwürdige Nathanael immer die Mahlzeit zu beschließen und zu segnen pflegte. Darüber kam ihm eine große Sehnsucht an, nach jenen lieben, durch die reinste Natur geweihten, durch keine Kunst verkünstelten, Bewohnern der Kesselmühle. — Da sich nun ohnehin nirgends eine Spur von wunderbaren übernatürlichen Ereignissen zeigen wollte, so war er schon entschlossen, den Rückweg anzutreten, als plötzlich die Entdeckung,

daß ein, bisher unbemerktes, Hündchen unter dem Ofen schlummerte, ihn aufs Neue in seinen abenteuerlichen Erwartungen bestärkte. — Jenes zusammengekauerte Hündlein versetzte ihn nämlich ganz wieder auf den Schauplatz seines Lieblingsmährchens, das ursprünglich seine Wandrung veranlaßt hatte. Fast wollte er nun schon wieder an das wirkliche Dasein der Frau Gertrud glauben, deren Hausthiere bekanntlich der Juwelenvogel und ein kleiner Spitzhund gewesen sein sollten.

Die Probe schien leicht. — »Strohmian!« rief Florentin: — und sogleich sprang das niedliche Thierchen munter bellend von seinem Kissen auf und wedelnd zu ihm hin. Mitten in der Freude über diese Entdeckung hatte er es kaum bemerkt, daß die Hauswirthin jetzt selbst hereingetreten war.

»Willkommen, junger Waidmann!« rief ihm eine Stimme zu, deren frische Anmuth auf eine jugendliche Schönheit hatte schließen

lassen. — Allein es stand, als Florentin aufblickte, nur eine ältliche, dicke, freundliche Frau, mit einem Bund Schlüssel an der Seite, und mit einem Kruge in der Hand, vor ihm. Ganz in der Gestalt, wie auf Tenier's und Ostade's Bildern die wohlbeleibte, schmunzelnde Wirthin zu den Zechgästen hereintritt; so daß man bei ihrem Anblick den Gedanken an die Wunderwesen der Feenwelt unmöglich festhalten konnte.

Seinem Gegengruß fügte Florentin sogleich eine höfliche Entschuldigung bei, daß er so ohne Umstände sich selbst bei ihr zu Gast geladen habe.

„So sind mir die Gäste gerade am liebsten;“ antwortete sie, wobei ihr Blick mit Verwunderung auf dem blanken Thaler ruhte, der an der Stelle des aufgezehrten Brodes lag.

„Meine Bezahlung!“ sagte Florentin, ihr das Geldstück hinreichend.

„O ihr seid ehrlicher Leute Kind!“ dankte

die Wirthin, nun noch viel freundlicher; »Setzt euch . . setzt euch doch!«

Und wieder mußte sich der Gast über den überaus angenehmen, fast wie Gesang lautenden, Ton ihrer Stimme verwundern, die so seltsam gegen die gemeine Gestalt abstach. Dabei hatte sie aber die Eigenheit, sehr schnell zu sprechen, und manche Worte oft zu wiederholen.

Sie berichtete ihm, daß sie diese Waldherberge nur zur Sommerzeit beziehe und sich den Dank manches müden Reisenden verdiene, indem weit und breit auf der Gebirgshöhe kein Gasthaus zu finden sei.

»Aber ihr habt mich reichlicher bezahlt, als sie es sonst wohl zu thun pflegen;« fuhr sie dann fort; »darum trinkt nun auch mit mir aus meinem Zinnkruge und thut euch in meinem Lehnsessel gütlich.«

Bei diesen Worten öffnete sie die Kammer, um einen schweren, vom Alter geschwärzten Armstuhl herauszuschieben. Flo-

rentin ließ sich nicht lange bitten, that einen guten Zug wurzigen Bieres aus dem Zinnkruge und vertauschte die harte Bank mit dem hochgepolsterten Sessel. Ein süßer, fast unwiderstehlicher Schlummer wollte sich seiner bemächtigen, doch die gesprächige Frau wußte ihn wohl wach zu erhalten, denn sie hatte so unendlich viel zu fragen, daß er seine große Neigung zum Mittagsschläfchen der Höflichkeit zum Opfer bringen mußte. Nur setzten ihn zuweilen ihre Erkundigungen in einige Verlegenheit, denn er wollte über den eigentlichen Zweck seiner Reise nicht gern mit der Sprache herausgehn. Es dünkte ihn, er müsse sich derselben schämen vor dieser einfachen, gemeinen, mit den Wundern der poetischen Welt völlig unbekannten Frau. Ausweichend suchte er daher lieber selbst die Rolle des Fragenden ihr aus der Hand zu spielen, und vor allem erkundigte er sich nach dem Spitzhunde, der ihm vorhin so sehr aufgefallen war.

»Ihr habt da ein niedliches Thierchen;« sprach er, da es eben wedelnd an ihm hinaufhüpfte und um einen Sitz neben ihm auf dem breiten weichen Stuhle nicht vergebens bettelte. »Möchtet ihr es wohl verkaufen?«

»Nein!« lächelte die Wirthin; »aber ich schenke es euch.« »Ei, großen Dank!« erwiederte Florentin erfreut: »Und wie heißt es denn?«

»Weiß nicht . . . weiß es nicht!« antwortete sie: »es hört auf alle Namen.«

»So?« — fragte der Jüngling im gedehnten Ton des Verdrusses, weil er seine letzte Hoffnung, daß dennoch vielleicht hier etwas Zauberhaftes obwalten möge, mit dieser Nachricht vollends verschwinden sah. Doch ließ ihn die herzliche Anerkennung der freundlichen Meinung augenblicklich wieder den kleinen Mißmuth über getäuschte abenteuerliche Erwartungen vergessen; und da er sich übrigens durch Ruhe und Nahrung vollkommen erquickt fühlte, begann er bald darauf

an seine Heimkehr zu denken, indem er sich bei der guten Frau nach dem nächsten Rückweg zur Kesselmühle erkundigte.

»Nun ihr aber einmal so weit gekommen seid« erwiederte sie, »so solltet ihr billig vollends hinab ins Königsthal gehen. Dergleichen sieht man nicht überall, darf ich euch wohl versichern!«

»Das Königsthal?« fragte Florentin mit neuerwachender Aufmerksamkeit; »Hab' ich es doch niemals noch nennen gehört!«

»Glaub's, glaub's wohl!« war die Antwort; »Es kommen nur Wenige hin, — Wenige hin! Wollt Ihr's aber besuchen, so geht nur euerm Hündchen nach. Es weiß den Weg und hat ihn oft mit mir gemacht.«

Hierauf wußte sie so wunderseltsame Dinge von diesem Königsthale zu erzählen, daß Florentin mitten in der Erzählung rasch vom Sessel aufsprang. »Mutter! rief er; Auf dem Heimwege sprech ich wieder bei euch zu. Jetzt aber laßt mich ziehn: denn eure Worte

haben ein ungemein groſses Verlangen nach jener reizenden, mir völlig neuen Gegend in mir erweckt. Geleitet mich nur eine Strecke weit!“ bat er beim Abſchiede.

„Thut nicht noth!“ erwiederte ſie. „Nur immer dem Hündlein nach! — Aber wartet doch noch einen Augenblick!“ rief ſie, als er ſchon in der Thüre ſtand. „Der Weg iſt immer noch weit genug, daß ihr bisweilen ruhen müßt; und da ihr, wie ich merke, ein Gelehrter ſeid, ſo vertreibt ihr euch dann wohl gern die Zeit mit einem hübſchen Buche? — Das geb' ich euch denn hier zum Andenken mit!“

Damit holte ſie aus ihrem Wandſchränkchen ein ziemlich unſcheinliches Büchlein in hölzerne Decken, gleich den Fibeln der Dorfſchulen, gebunden, und ſchob es ihm freundlich ſchmunzelnd in die Wandertaſche. Er aber war ſo begierig auf das Königsthal, daß er kaum flüchtig dankte, und mit ſtarken Schritten von dannen zog, ohne das Abſchieds-

geschenk eines näheren Blicks zu würdigen, dessen dürftige Außenseite freilich eben keine vortheilhafte Meinung vom gerühmten lehrreichen Inhalte zu geben vermochte.

Der kleine Strohmian, — denn so nannte nun Florentin den namenlosen Spitz, — sprang munter klaffend verauf. Nach einigen Stunden war der kahle Bergrücken durchwandert, und der wenig betretene Pfad neigte sich wieder abwärts in dunkle Tannenwälder nieder.

Hier hatte des jungen Dichters rastlose Phantasie gerade die rechte Beleuchtung, um an dem Gemälde des Paradieses fortzumalen, dem er entgegenging. Die Künstlerin zeichnete, in ihrer gewohnten Manier, alles so zauberisch schön, daß Florentin, endlich aus dem Walde tretend, in dem, sich vor ihm öffnenden, Grunde fast allzugeringe Aehnlichkeit mit seinem vorläufig entworfenen Bilde

fand. Indeß war es gleichwohl kein andres, als das ersehnte Königsthal selbst!

Im Hintergrunde glänzte ihm ein stattliches Schloß entgegen; und die Thürme der umliegenden Stadt, deren Dächer blendend, als wären sie mit goldnen Ziegeln gedeckt, den Glanz der Abendsonne zurückstrahlten, ließen keinen Zweifel übrig, er habe hier in der That die Residenz des Thalkönigs vor sich. — So nannte die Waldfrau den Beherrscher dieses kleinen, rings von Bergen umschlossenen Reichs. —

Florentin faßte nun Alles genauer ins Auge, und mußte dann bekennen, daß die Gegend, wo nicht reizender als die Feenländer einer berauschten Einbildungskraft, doch gewiß lieblicher sei, als jedes ihm bekannte Naturgemälde der wirklichen Welt.

Blühende Wiesen längs einem breiten, sanftgewundenen Strome; ringsumher grünende Hügel und Aehrenfelder; blaue Bergketten am fernen Horizont; einzelne Baum-

gruppen und ſchmucke Gärten um die Dörfer und Landhäuſer her, die, immer dichter gedrängt, endlich am Ausgange des Thales ſich mit der prächtigen Stadt zuſammenzubauen ſchienen; — das alles ſind freilich wohl oft vorkommende Beſtandtheile einer Thalgegend; allein ſo wie dieſelben Worte und Ausdrücke gemeiner Proſa ein ungemein herrliches Gedicht bilden können, wenn ein Meiſter ſie anders ſtellt und verbindet, ſo hatte auch hier ein ſchöpferiſcher Genius jene Einzelnheiten zu einem unvergleichlichen Ganzen vereinigt. Dabei umwehte den entzückten Wandrer eine ſo milde, von Blüthenduft durchwürzte Luft, der Himmel war ſo ätherklar, und ein goldener Sonnenduft ruhte über den Fernen, wie über den Landſchaften des edlen Großmeiſters aller Naturmaler, Claude Lorrain's!

Mit neubeflügeltem Schritt eilte Florentin abwärts, und als er bald in der Nähe der Königsſtadt angelangt zu ſein glaubte,

befand er ſich ſchon mitten in ihrem weiten Bezirk.

Das gewöhnliche Bild einer Stadt, — jene eingemauerten, unter Schloß und Riegel verwahrten Häuſerhaufen in hoch emporgeſtappelten Gaſſen, deren Gebäude einander wechſelſeitig Luft und Liche rauben; die widrige Miſchung von prunkenden Palaſten übermüthiger Reichen mit kümmerlichen Hütten hungernder Armen; das tosende Menſchengewimmel in den ſchmuzvollen Straßen, wo Tauſende neben und hinter einander herrennen, wie nach einem gemeinſamen Ziel, da doch Jeder blos für ſich ſorgt, völlig unbekümmert um Glück und Noth, Freude oder Leid der begleitenden Menge: — dieſes traurige, die Bruſt beengende Bild, welches man durch jedes dunkelgewölbte Stadtthor mit ſich hineinträgt, verlor hier alle Aehnlichkeit, ſo frei und ländlich erſchien die ganze Anlage der Stadt, ſo geräumig und reinlich waren alle Straßen, ſo einfach

und zweckmäßig die Wohnungen. Jedes Haus war mit einem grünen Garten- und Blumenstück eingefaßt; und wie zur besten Zeit der alten Griechenwelt nur Götterthronen in Prachtgebäuden standen, so hoben sich auch hier nur Tempel und das hohe Königshaus auf schlanken Marmorsäulen empor und ließen den Fremdling bemerken, daß die schmucklose Schönheit der Bürgerwohnungen keineswegs als Armuth, sondern nur als bescheidene Genügsamkeit auszudeuten sei.

Als unser Wandrer sich endlich in der majestätischen Nähe des Palastes von seiner Ankunft in der Königsstadt völlig überzeugte, sah er sich doch vergebens nach einem Hause zur Einkehr um. Kein einziges von allen durchmusterten streckte ihm einen einladenden Arm entgegen; kein römischer Kaiser winkte ihm gnädig mit dem vergoldeten Zepter; kein Kurfürst und Erbprinz ließ sich herab, ihm gute Bedienung zu versprechen; weder Löwen noch Adler schauten gastgierig

zu ihm nieder; ja nicht einmal ein Lämmchen blickte ihn demüthig bittend an.

So blieb denn dem Verlegenen nichts übrig, als am nächsten Hause anzuklopfen, und sich bei dem herausschauenden Rosengesichtchen höflich nach dem besten Gasthofe der Stadt zu erkundigen.

»Komme der Herr nur herein!« lächelte ihm das Gesichtchen zu und bog sich schnell zurück, den Vater herbei zu rufen, der denn auch sogleich dem Ankömmling an der Thüre entgegentrat. — Abermals ein Rosengesicht! nur nicht von demselben Stocke gepflückt, worauf die lieblichen Wangenblüthen der Tochter gewachsen waren. Wenn diese einem zarten karminfarbenen Heckenröslein glichen, so waren jene eher der prachtvolleren Purpur-Sammetrose vergleichbar; und da ihre funkelnden Strahlen einen doppelten Wiederschein auf die Nasenspitze fallen ließen, so vermuthete Florentin beim ersten Blick, daß ihn sein gutes Glück, auch ohne vorgestreck-

tes Schiff, bei einem Weinwirth einquartirt habe.

So verhielt es sich in der That, und das geistreiche Element, dem der freundliche Mann so viel körperliche Wohlhabenheit verdankte, schien auch auf sein Familienglück den ersprießlichsten Einfluß zu äußern. Ein sprachseliges, wohlgenährtes Weibchen empfing ihn im Zimmer mit zwei neckisch lächelnden Töchtern; das kleinere Söhnchen welches ihm vorauf jauchzend entgegen hüpfte, hätte nur mit Reben bekränzt auf ein Faß sitzen dürfen, um als ein herrliches Modell des saftvollen Traubengottes zu dienen.

In solch einem Hause fühlt sich ein junger muntrer Pilger, wie unser Florentin, bald heimisch und darf, während er seine Flasche echten alten Königsthaler ausleert, eine Menge neugieriger Fragen vorlegen, ohne zu fürchten, daß man ihm die Antwort schuldig bleiben werde. Eine seiner ersten

Erkundigungen betraf den auffallenden Mangel an Gasthöfen.

„Unser Thal, berichtete der Weinschenk, liegt weit von gangbaren Straßen ab. Kommen hier zuweilen Reisende durch, so sind es meist solche, die ein Vergnügen darin finden, inkognito zu Fuße zu wandern;“ (so behutsam wußte der feine Mann sich auszudrücken!) „daher es denn nicht der Mühe lohnt, ein großes Wirthshaus anzulegen. Was indeß an der Gastwirthschaft mangelt, ist durch Gastfreundschaft ersetzt; denn jeder Bürger bewirthet den einkehrenden Fremden mit allem Vergnügen und nach besten Kräften.“

Dieser Nachricht, durch welche Florentin sich ins goldne Zeitalter zurückversetzt glaubte, folgten andre, nicht minder wichtig und unerhört. Schon hatte der lehrbegierige Reisende die Schreibtafel in der Hand, um das Erheblichste sogleich einzutragen, als seine Aufmerksamkeit bei einem zufälligen

Blick auf die Straße durch einen wunderlichen Aufzug abgelenkt wurde.

Vier schneeweiße Maulthiere mit goldschimmerndem Geschirr zogen ein niedliches Fuhrwerk, auf dessen Kutschbock zwei weißgekleidete Mohrenknaben die Zügel führten. Im offenen Wagen selbst saß eine weibliche Gestalt, prächtig herausgeputzt, mit einem wachszarten Dosengesichtchen, dessen regelmäßige Schönheit durch ein paar große himmelblaue Augen noch mehr erhöht ward. Ein niedlicheres Figürchen hatte Florentin noch niemals gesehn. Desto unerklärlicher war ihm bei so blühender Jugend die steife, regungslose Haltung. Fast wollte es ihm lächerlich vorkommen, daß bisweilen der hinten aufstehende Bediente ohne alle Umstände in den Wagen langte, um sein gnädiges Fräulein zurechtzurücken, so oft es ihm aus dem Gleichgewicht gekommen zu sein schien.

Mit Erstaunen erkundigte sich der Gast bei seinem Wirthe nach der Bedeutung dieses

seltsamen Schauspieles. »Unsre Prinzessin Blümeline läßt ihre Puppe spazieren fahren;« gab ihm dieser mit so gleichgültigem Tone zur Antwort, als ahne er gar nicht, welcher Stoff zu neuem Erstaunen hierin für den fremden Zuschauer der feierlichen Puppenfahrt liegen müsse.

Schon im niegehörten Namen Blümeline fand Florentin einen so verwunderlichen Reiz, daß er denselben, — gleichsam um seinen Klang zu prüfen, — mehrmals wiederholte. »Ja, ja!« redete der Wirth dazwischen; »Blümeline! — So heißen freilich nicht viele Prinzessinen; aber es gibt auch schwerlich eine, die der unsrigen gleicht.«

»Und wie alt ist denn das liebe Kind, daß eine so zärtliche Neigung für seine Lieblingspuppe hegt?« fragte Florentin.

»In gleichem Alter mit meiner Tochter hier,« antwortete schmunzelnd der Vater des obenerwähnten Rosenantlitzes, das dem An-

ſehen nach gerade im höchſten Frühlingsflor des achtzehnten Jahres ſtand.

„Dieſe da ſpielt freilich nicht mehr mit Puppen;“ fuhr er fort, als der Gaſt mit weitgeöffneten Augen bald ihn, bald die erwachſene Jungfrau anſtaunte; „allein es geht auch leider! bei der armen Prinzeſſin nicht mit rechten Dingen zu.“

Mit dieſen Worten rückte er vertraulich näher, um dem überraſchten Fremdling das wunderbarſte Geheimniß, und zugleich mit demſelben die Noth des Vaterlandes zu enthüllen.

Der Beherrſcher des Königsthales, den man, wie geſagt, ſchlechtweg den Thalkönig nannte, war nämlich nach langer unfruchtbarer Ehe endlich Wittwer, und bald darauf Bräutigam einer auswärtigen Prinzeſſin geworden, von welcher man im Voraus und unbeſehens verſicherte, daß ſie der weiten, koſtſpieligen Reiſe der, um ſie anwerbenden Geſandſchaft vollkommen werth

sei; und als sie zuletzt an der Seite des königlichen Gemahles im Triumph einzog, da vereinigten sich nicht nur alle Männer zum einstimmigen Lobe der erhabnen Braut, sondern es ließen ihr sogar die Frauen volle Gerechtigkeit widerfahren, und gestanden, — wie denn Damen im Lobe des eignen Geschlechts sich einer bescheidenen Mäßigung befleißigen: — „Die Königin sehe in der That nicht übel aus, und zeige ziemlichen Verstand.“

Der Neuvermählte schwor bei seinem Zepter: „sein Glück sei größer, als er es jemals zu verdienen vermöge.“ Indeß gerieth er gleichwohl nicht darüber in Verlegenheit, daß es nach Ablauf des ersten seligen Jahres immer noch vermehrt ward. Denn da legte ihm das Muster aller Frauen einen kleinen Engel in die Arme, dessen Liebreiz ihm die hellen Freudenthränen hervorlockte. Blümeline wurde das theure Kind genannt und nahm bis zum sechsten Jahre an Reizen

und anmuthvollen Manieren so unwiderstehlich zu, daß die davon bezauberten Eltern sich nicht selten zum Wunsche verleiten liessen: „das kleine holde Wesen möchte sie doch immer in dieser liebenswürdigen Kindlichkeit entzücken.“

Diesen Wunsch sprach einst die königliche Mutter bei der Mittagstafel aus, zu welcher gerade ein durchreisender Doktor eingeladen war, der in der Gegend des Riesengebirgs daheim zu sein versicherte, und sich Mißpickel nannte. *) Er stand im Ruf eines grundgelehrten Mannes und großen Kenners magischer Künste; glaubte daher in seiner Berühmtheit sichs wohl herausnehmen zu dürfen, jene unüberlegte Rede öffentlich zu tadeln. Daß sie dieses sei, bewies er aus manchen triftigen Gründen, — von der Nothwendigkeit eines ewigen Wan-

*) Die meisten Leser kennen hoffentlich diesen geschickten Praktikus aus einer Erzählung Houwald's, wo er sich durch eine herrliche Augenkur wohlverdienten Ruhm erworben hat.

dels und Wechſels aller irdiſchen Weſen und Verhältniſſe hergenommen. Je weniger ſich vernünftiger Weiſe etwas gegen dieſen Beweis vorbringen ließ, deſto tiefer fühlte ſich die beleidigte Mutter gekränkt, die, jetzt, vielleicht zum erſtenmal in ihrem Leben, Unrecht haben ſollte. Sie erhob einen bittern Wortſtreit, in welchem der Fremde kalt und feſt auf ſeiner Behauptung beharrte, und ſogar dann ganz ruhig ſitzen blieb, als die erhitzte Majeſtät aufſprang und, mit ihrem Liebling auf dem Arm, den Speiſeſaal verließ.

Außer Mißpickeln geriethen alle Anweſenden, ſogar der Monarch und deſſen Miniſter, in die peinlichſte Verlegenheit. Zwar ſuchte man einige anziehende Geſpräche über die herrſchende ſonderbare Witterung und ähnliche wichtige Gegenſtände anzuknüpfen; allein ſie wollten für diesmal gar nicht ſo wie ſonſt in Zug kommen, und jedes Auge war ängſtlich nach der Thüre gerichtet,

ob nicht vielleicht bald die Sonne des Hofs, die unter blitzenden Gewitterwolken untergegangen, wieder erheitert hervorstrahlen wolle?

Da öffneten sich plötzlich die Flügelthüren; eine kleine Maske trippelte mit lächerlichen Bücklingen herein, und als sie näher kam und man die verkleidete Prinzessin in ihr erkannte, erhob sich, aller Etiquette zum Trotz, ein lautes Gelächter, worüber sich die rachsüchtige Königin, die unterdeß auch wieder Platz genommen, recht in der Seele weidete. — Es war nämlich die lächerliche Maske eine unverkennbare Kopie des fremden Doktors, dessen Manieren das kleine schlaue Wesen auf das täuschendste nachzuäffen wußte. Leider hatte die Erfinderin des Possenspieles nicht einmal den spitz hervorragenden Höker vergessen, den der mißgestaltete Mißpickel als eine unwillkommne Zugabe des Schicksals mit sich durchs Leben trug! — Doch fügte er sich mit guter Laune in den

boshaften Scherz; haſchte ſelbſt einmal das muthwillige Ebenbildchen, nahm es auf den Schooß und drückte ihm einen Kuß auf die Stirne, wobei er einige Worte in den Bart murmelte, die wie eine leiſe Liebkoſung klangen.

Selbſt die erzürnte Mutter fühlte ſich durch dieſes edle Benehmen ſo plötzlich verſöhnt, daß ſie den allzuweit getriebenen Spaß heimlich zu bereuen anfing. Nach aufgehobener Tafel empfahl ſich der Doktor ziemlich kalt und verſicherte beim Handkuß den beiden Majeſtäten mit bedeutſamer Betonung: „Er hoffe, ſie würden noch recht lange das Glück genießen, ſich eines ſo liebenswürdigen Kindes zu erfreuen.“

Erſt nach Verlauf einiger Jahre kam man dem eigentlichen Sinn dieſer Worte auf die Spur. So geſund und ſchön auch Blümeline heranwuchs, ſo mußte man doch mit Erſtaunen bemerken, daß die vortrefflichſten Lehren der Oberhofmeiſterin und ſämmte

licher Unterlehrer durchaus nicht hafteten. Ohne irgend Blödsinn zu verrathen, blieb ihre geistige Entwickelung gerade auf derselben Stufe stehen, wo sie im sechsten Jahre stand. Da man nun aus lobenswerther Behutsamkeit sie bis zu jenem Zeitpunkte mit Lernen gewissenhaft verschont hatte, so brachte sie nicht nur die auffallendste Unwissenheit mit ins jungfräuliche Alter hinüber, sondern setzte auch alle Welt durch die ausschweifendsten Kindereyen in ärgerliche Verlegenheit. Gegen jeden ernstlichen Versuch, ihr dieselben abzugewöhnen, geberdete sie sich mit so krampfhafter Heftigkeit, daß man überall nachzugeben genöthigt war.

Zu spät beweinte nun die Mutter die schrecklichen Folgen ihrer blinden Rache an einem unwürdig behandelten, und dadurch zum Zorn gereizten Manne; denn ihm allein mußte man den verzauberten Zustand des armen Kindes schuld geben. Umsonst suchte man Hülfe bei den berühmtesten Magikern

fern und nah. Die meiſten erklärten dergleichen übernatürliche Kinderei, beſonders beim ſchönen Geſchlecht, für inkurabel, und nur einer der ausgezeichnetſten unter ihnen gab einigen Troſt: „Wenn zur rechten Zeit der rechte Lehrer die Prinzeſſin in die Schule nehme, ſei Löſung des Zaubers zu hoffen.“ — So lautete der Orakelſpruch. — — . . .

„Und hat es denn bis jetzt noch Keiner verſucht, ob Er vielleicht der Rechte ſei?“ fragte Florentin begierig, als des Wirthes Erzählung bei dieſer bedeutenden Stelle angelangt war.

„Wohl mancher!“ fuhr jener fort. „Sie kommen zum Theil weit hergereiſt und verſuchen ihre Künſte, da kein geringer Lohn den Glücklichen erwartet, der die ſchwierige Aufgabe löſt. Ja ſelbſt, wenn der Verſuch ohne Erfolg bleibt, wird doch der gute Wille jedesmal durch ein königliches Gnadengeſchenk großmüthig geehrt. Dagegen aber läßt freilich der verwünſchte Zauberdokter ſogar

an diesen armen, verunglückten Pädagogen seine Tücke aus. Will nämlich einer denselben mit dem Geschenk zur lieben Heimath ziehn, es bei den Seinigen vorzeigen und sprechen: »Seht her, das habe ich mir in der Fremde als Hofmeister einer berühmten Prinzessin verdient!« so findet er nimmer und nimmer den Weg. Tage und Wochen lang irrt er im Gebirg umher; wenn er dann endlich halb verhungert zum Walde heraustritt, sieht er einen Ort vor sich liegen, der ihm bekannt vorkömmt, und ein Vorübergehender, bei dem er sich nach dem Namen der Stadt erkundigt, antwortet ihm: »Das ist Königsthal, Ihnen zu dienen!«

So hat sich allmahlig eine kleine pädagogische Kolonie bei uns angesiedelt, welche das Land mit trefflichen Bildungsmitteln versorgt, Lesemaschinen und Wandfibeln anfertigt, und neue Lehrmethoden in alphabetischer Ordnung durchprobirt. Gegenwärtig haben diese wackern Herren sogar den wech-

felseitigen Unterricht, bis zur allgemeinen Aufnahme, einstweilen unter sich selber eingeführt und sollen reißende Fortschritte machen."

Bei diesen letzten Nachrichten schnitt der erstaunte Zuhörer ein so verdrießliches Jammergesicht, daß die beiden losen Wirthstöchter hinter ihrem Spinnrocken in ein übel verhehltes kichernches Lachen geriethen. Das mischte dem Verdruß unsres jungen Freundes noch so viel verbissenen Aerger bei, daß er kurz abbrechend um Erlaubniß bat, von seiner langen Fußreiße ein Stündchen im Grünen ausruhen zu dürfen; — wozu ihm denn der gefällige Weinschenk mit Vergnügen ein schattiges Plätzchen seines niedlichen Hausgartens anbot.

Fast schwindelnd von so unerhörten Erfahrungen, warf Florentin sich im Grase nieder, wenig belustigt von Strehmians Sprüngen, der ihn durch die seltensten Hunde-

künſte aus ſeinem trüben Sinnen heraus-ſcherzen zu wollen ſchien.

Gleich Anfangs war im Jüngling ein heißes Verlangen rege geworden, den Ver-ſuch zu Blümelinens Geiſteskur ſelbſt zu wagen. Nun aber kämpften in ihm die wich-tigſten Bedenklichkeiten, denn die Pflicht war der Neigung drohend gegenüber getreten. Malte ſich ihm der zu erwartende Ruhm und Lohn des Gelingens in den anlockendſten Bil-dern aus, ſo ſtand ihm dagegen auch im un-glücklichen Fall des Mißlingens, die Päda-gogen-Kolonie nicht weniger deutlich vor der Seele, und er ſah ſich ſchon, den Hut auf den Rücken geſchnallt, mitten im wechſelſeitigen Unterricht ſitzen. — Was aber ſollte dann aus dem ſchönen Dianenhain und ſeinen armen Bewohnern werden, die ohne Zweifel ſchon jetzt mit Sehnſucht auf ihres jungen Herrn Heimkehr harrten?

»Nein, es iſt nicht möglich!« rief er feſt entſchloſſen aus, und hob ſich ſchnell

von seinem frischen grünen Lager empor, als wolle er in dieser Stunde noch den Rückweg antreten. — „Nicht möglich?“ fragte er nach neuem Sinnen, schon wieder in seinem Entschlusse wankend, und sich aufs neue hinstreklend. — Da wollte es der Zufall, daß sein zweifelschweres Haupt ziemlich unsanft auf eine Stelle des Reisesackes aufzuliegen kam, wo sich das hölzerne Büchlein der Wirthin „zum starken Glauben“ verbarg, und so sein vergessenes Dasein in Erinnerung brachte. Florentin packte das Geschenk aus, um nur irgend einem zerstreuenden Gedanken Raum zu geben. — Gleich beim ersten Blick erkannte er es für ein ziemlich abgegriffenes ABC Buch in längst veralteter Ferm. „Ein Affe gar pessirlich ist ꝛc.“ „Sehr grausam ist der wilde Bär ꝛc.“ „Cameele tragen große Last ꝛc.“ — so ging es mehrere Seiten lang fort bis zum „a, b, ab“; worauf ohne Weiteres die heiligen zehn Gebote nebst kurzer Haustafel folgten. Was aber bei dem Durch-

blättern des kleinen Elementarwerkchens sogleich auffallen mußte, waren vierundzwanzig angebundene Blätter, deren jedes mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet war. Unter demselben standen in unendlich klaren Schriftzügen ganz unlesbare Sachen.

Umsonst strengte Florentin seine ganze Sehkraft an, nichts wollte deutlich hervortreten. Es kam ihm als wahrscheinlich vor: daß doch unter dem A vor allen Dingen vom A selbst die Rede sein müsse, und kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, als er plötzlich ohne Anstoß zu lesen anfing:

„A, ein einfacher Grundlaut und der erste Buchstabe des Alphabets, bezeichnet in der Musik die sechste diatonische Klangstufe ꝛc.“

Nun war die Bahn gebrochen! In wenigen Minuten hatte er es heraus: „daß man sich nur den Gegenstand, von dem man etwas zu lesen wünsche, recht fest in den Sinn nehmen dürfe, um die allergründlichste Beleh-

rung über denselben jedesmal unter dem entsprechenden Buchstaben zu finden.“

Dieses wunderbare Buch umfaßte in der That nichts Geringeres, als alle bis jetzt erschienenen encyklopädischen Werke, — selbst das neuste teutsche, und zwar bis zu seinem Schluß ins einundzwanzigste Säculum hinein, durchgeführt; alles auf vierundzwanzig Blättern!

Mit jauchzendem Frohlocken sprang Florentin bei dieser Entdeckung auf, und setzte, den theuren Schatz in der Hand emporhebend, mit solcher Hast im Garten umher, daß Strohmian, wie vom gleichen Freudentaumel ergriffen, ihn stets umkreisend in ein unmäßiges Bellen ausbrach, wodurch die ganze Familie des Weinwirthes ans Fenster gelockt wurde. Der dicke Mann schaute dem lustigen Tanze der beiden Reisegefährten mit besonderem Vergnügen zu, weil er des Gastes seltsames Geberdenspiel blos der vortrefflichen Kraft seines Traubensaftes beimaß.

Man braucht wohl in den Wundern der Feenwelt bei weitem nicht so bewandert zu seyn, als unser glücklicher Held, um in jenem Fibelbuche sogleich einen unschätzbaren Talisman zur Lösung der Bezauberung Blümelinens, — so wie in der, so lange verkannten, Wirthin der Waldherberge die berüchtigte Frau Gertrud selbst zu erblikken?

Kaum war Florentin hierüber mit sich im Klaren, als er von seinen Wirthsleuten mit fast unhöflicher Eile Abschied nahm, um auf der Stelle dem Thallönig seine Dienste, unter dem etwas seltsamen Titel eines vacirenden allgemeinen encyklopädischen Hofmeisters, anzubieten.

Der junge Mann wußte recht gut, was man dermalen von einem tüchtigen Hauslehrer zu fordern pflege, und glaubte übrigens daß ein auffallender Titel einem Menschen so gut, wie einem Buche, in der Welt forthelfe.

Als er die hohen Marmorſtufen des Pallaſtes hinanſtieg, fiel ihm gerade noch zu rechter Zeit aus ſeinem fleißig geleſenen teutſchen Anzeiger bei, daß ſogar jeder Landedelmann, der eines Hofmeiſters benöthiget iſt, nach dem langen Regiſter der verlangten Vollkommenheiten ſchließlich auch noch um „etwas Muſik“ bittet. Er ſchritt daher, vom Leibpagen geziemend angemeldet, mit dem zierlichen romantiſchen Anſtand eines Minſtrels, die Zither im Arm haltend, durch die ſchimmernden Säulenhallen hin, bis zum prunkvollen Saale, wo die königliche Familie mit dem ganzen Hofſtaate beim Deſſert der Abendtafel ſaß, und eben die letzten Biscuit-Schnittchen in Malvaſier tunkte.

Die Majeſtäten nickten gnädigen Gruß; manches ſchöne Augenpaar ruhte mit unverkennbarem Wohlgefallen auf des fremden Jünglings ſchlanker, männlich ſchöner Geſtalt; ſein Blick aber ſuchte unter allen nur

Eine, und ohne Mühe war das holde Kind zu entdecken. Freilich nur ein Kind am Geiſte! Denn leiblich betrachtet hätte ſie im Bühnen-Krönungszuge der Jungfrau von Orleans mit allen Ehren als die Heldin aufmarſchiren können. Sie hatte ſich gerade mit der beſten Laune dem ehrwürdigen Premier-Miniſter aufs Knie geſetzt, und zauſte, weil dem alten Manne das verlangte Schaukeln gar nicht recht gelingen wollte, neckend an ſeinem grauen Bart.

Jemehr Blümelinens künftiger Hofmeiſter von ihrer blendenden Schönheit überraſcht war, deſto weniger wollte ihm das höchſtunziemliche vertrauliche Verhältniß zum graubärtigen Staatsmanne behagen; und da mit dieſem peinlichen, faſt eiferſüchtigen, Gefühl die Verlegenheit der erſten Anrede ſich nur noch vermehren mußte, ſo nahm er zur treuen Gefährtin, deren Zaubertöne die mangelnden Worte erſetzen und verbergen ſollten, ſeine Zuflucht.

Nachdem er sich stumm vor dem glänzenden Kreis verbeugt hatte, begann er die Saiten mit kunstgeübter Hand zu rühren und stimmte dazu in lieblicher Sangweise an:

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen? ꝛc.“

Der schöne Lohn, der diesem Meisterliede gewöhnlich zu folgen pfleat, ergeß sich auch hier in allgemeinen Beifall; ja, selbst »der Becher voll süßer Labung“ ward nicht vergessen!

Mehr aber als alles dies, lohnte dem Sänger eine Bemerkung, die auch den Zuhörern keineswegs entgangen war: die Prinzessin hatte nämlich während des Gesanges eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit bewiesen. Schon beim zweiten Verse verließ sie heimlich leise, als schämte sie sich, des Staatsministers Kniee, um sittsam ihren Platz neben den königlichen Eltern einzunehmen, und kaum waren die Worte über des Sängers Lippen getönt:

„Er setzt ihn an, er trinkt ihn aus.
O Trank der süßen Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!"

Da reichte die Prinzessin unaufgefodert einem Pagen den goldnen Becher zum Lohne des Sängers hin.

Der König, durch diese unerhörte sinnige Artigkeit des Töchterchens hoch entzückt, hieß nun erst den fremden Künstler tausendmal willkommen. Seine oft schon getäuschten Hoffnungen erwachten mit neuem Leben, und ehe noch am folgenden Tage zur Mittagstafel geblasen wurde, durchlief die Residenz bis zur äußersten Vorstadt hin die frohe Kunde: »ein neuer Pädagog sei bei Hofe angelangt, und zwar mit ungemeinen Erwartungen und Auszeichnungen als königlicher geheimer encyklopädischer Kabinetshofmeister allergnädigst angestellt worden.«

Mit brennender Ungeduld erwartete ganz

Königsthal das Bülletin über die erste Lehrstunde. Es erschien in der Staatszeitung und übertraf alle Erwartung:

»Der Prinzessin Hoheit hatte so unglaublich viel Genie im Auffassen des »a, b, ab« bewiesen, daß sogar auch das »b, a, ba« durchgeführt werden konnte. Dabei waren zur Gedächtnißübung sämmtliche alphabetische Merkverslein der Gertruds-Fibel, vom »Affen« bis zum »Ziegenbock,« ohne Anstoß gelernt, und mit rührendem Ausdruck deklamirt worden. In den Denkübungen hatten die Antworten der erlauchten Schülerin wenigstens eben so viel, wo nicht mehr, Verstand gezeigt, als die Fragen des Lehrers. Das »Ein mal Eins« und die sogenannten vier Species wurden, gleichsam noch zum Zuspitzen, eingeprägt. Bei dem geheimen Kabinetshofmeister aber hatte das Entzücken einen so hohen Grad erreicht, daß nur der ernste Gedanke: er habe eine völlig

erwachsene Jungfrau und Hoheit vor sich, — ihn abhalten konnte, am Schlusse der Lection seiner Schülerin mit einem herzlichen Kusse zu lohnen.«

(Letzteres war jedoch im Bülletin nicht ausdrücklich mit angemerkt, vielleicht auch von der Censur gestrichen.)

»Es ist entschieden!« so jubelten die glücklichen Königsthaler; »Der Rechte ist gefunden; und das Reich des Zauberdoktors hat ein Ende!«

In der That gings von nun an mit Riesenschritten vorwärts, da des Hofmeisters Eifer mit der Lernbegierde der Schülerin zunahm. Die pädagogische Kolonie, die sich schon in den beißendsten Satiren über die alte, ganz verwerfliche Methode des neuen Herrn Kollegen erschöpft hatte, mußte im folgenden Bülletin mit bittrem Neid die Nachricht hinunterwürgen: »daß der Lese-Cursus im encyklopädischen Anhange bereits begon-

nen, und die Prinzessin schon mit einem Schatz der nützlichsten und unentbehrlichsten Allerweltskenntnisse bereichert habe."

Uebrigens hatte unser Glücksheld schon jetzt ein ansehnliches Majoratsgut mit Hoffnung auf Sitz und Stimme in der Pairskammer, zum Geschenk erhalten. Bei der Familientafel nahm er in diesem neuen Rang seinen Platz neben den Majestäten und wurde von ihnen zuweilen „mein lieber Freund" genannt. Ja, es fehlte sogar wenig, daß nicht die Prinzessin selbst sich dieser süßen Anrede gegen ihn bediente! Denn so auffallend auch seit der Lösung des bösen Zaubers sich alles Kindische bei ihr verlor, so blieb doch immer noch so viel Kindliches zurück, als einer jungen Dame noth thut, um durch naive Liebenswürdigkeit zu bezaubern. — Eine der Leseübungen bot ein sprechendes Beispiel dar.

Florentin hatte nämlich, als man noch im Buchstaben A stand, den Erzvater Abra-

ham in Vorschlag gebracht, um mit ihm zugleich die ältere israelitische Geschichte kurz abzuthun; allein die, mehr vorwärts laufende, als schreitende, Schülerin bestand darauf, statt dessen den Artikel Amor durchzunehmen. Vergebens wurde eingewendet, daß zwischen den Anfangssylben Ab und Am ein bedeutender Raum, und zwischen dem großen Erzvater und dem kleinen Liebesgott eine ungeheure Kluft befestigt sei. Der kluge Kabinetshofmeister gab endlich zwar nach, bat sich aber von dieser Stunde an die Gesellschaft der Oberhofmeisterin zu seinen Lectionen aus, um dieser würdigen Frau zu mancherlei geheimen Vorlesungen über verschiedene Artikel des weiblichen Konversationslexikons Gelegenheit zu verschaffen. — Allerdings eine lebenswerthe Einrichtung! Sie konnte indeß doch nicht verhindern, daß in kurzer Zeit zwischen den Blicken des schönen Lehrers und der liebenswürdigen Schülerin eine Art von wechsel-

seitigem Unterricht entstand, dessen Wirkungen nicht weniger überraschend waren, als die der Bel-Lankaster'schen Methode.

Die schnell aufkeimende Liebe Blümelinens glich den Pflanzen jener Erdzone, welche die Blüthen um so kräftiger hervortreibt, je länger vorher die Ankunft des Wennemonats sich verzögert. Sie empfand es mit jedem Tage tiefer, wie unendlich viel sie ihrem Lehrer schuldig sei; auch war es ihr nicht verborgen geblieben, daß er um ihretwillen sich der Gefahr ausgesetzt, auf immer aus der Heimath verbannt zu bleiben. Nur durch seine großmüthige Bemühung fühlte sie sich zum klaren Selbstbewußtsein erwacht. Wie einem Blindgebornen, dem die wohlthätige Hand des Augenarztes das Licht schenkt, so war ihr mit der Staarhülle ihres vorigen Zustandes zugleich der Schleier von einer ganz neuen Welt edler Genüsse abgehoben worden; das kindlich frische, völlig reinbewahrte Herz trat nun mit Einemmale in alle

Rechte jungfräulicher Reife ein: ſo mußte denn wohl bald die Innigkeit ihres Dankes jene Höhe erreichen, wo er ſich in Liebe verklärt!

Welche aber von unſern holden Leſerinnen möchte, wenn ſie Blümelinen entſchuldigt, dagegen Florentins Gegenliebe verdammen; zumal, wenn ſie ſelbſt ſich lebhaft an die Stelle ſeiner Schülerin denkt? Der edle, kräftige, — wohl ein wenig überſpannte, aber darum für das Schöne um ſo empfänglichere, Jüngling, — ſollte er nicht ſein eignes Werk lieben? Und durfte die treue Begleiterin zärtlicher Neigungen, die Hoffnung, nicht auch ihm tröſtend zur Seite ſtehn? Sollte er gewaltſam ſeine beſeligten Augen abwenden, wenn ſie ihm in dem Hintergrunde des aufblühenden Edens der Liebe einen fernher winkenden Blumenthron für ihn und die errungene Königstochter zeigte?

Im Feenlande, womit unſer Königsthal

offenbar einige Aehnlichkeit hat, gibt es bekanntlich keine Mißheirathen, und man hat wohl eher Beispiele, daß ein armer irrender Ritter, nachdem ihm die Erlösung einer verzauberten Prinzessin gelungen war, dieselbe als eheliches Gemahl neben sich auf den Thron setzte, den er von ihr zur Mitgabe erhielt.

Der Lohn welcher hier den Glücklichen erwartete, war bis jetzt zwar nicht deutlich ausgesprochen; daß man aber zu den höchsten Erwartungen berechtigt sei, bewies schon der glänzende Anfang, und vor allem die täglich wachsende Gunst des königlichen Vaters.

Da in unglaublich kurzer Zeit der Unterricht der Prinzessin für vollendet, und sie selbst für ein Muster jungfräulicher Anmuth gelten konnte, so war allerdings zu erwarten, daß die Stunde der Entscheidung ganz nahe bevorstehe.

Jetzt schien sie gekommen, als eines Tages nach der Mittagstafel, — an welcher

Blümeline Eltern und alle Gäste durch die geistreichsten Worte entzückt hatte, — der König seinen jungen Günstling vertraulich in ein Fenster zog, um ihn zu einer ungestörten Unterredung einzuladen, die sogleich im Schloßgarten stattfinden sollte.

Des Thalkönigs Wink jagte eine hohe Glut auf Florentins Wangen, die bisher, wie eine lechzende Rose unter dem verzehrenden Strahl der hohen Sonne, etwas von ihrer frischen Farbe verloren hatten. Sein Blick suchte die Prinzessin, und fand auch ihr Auge mit unverkennbarer Unruhe auf ihn gerichtet, als ahnete sie schon den Gegenstand jener geheimen Einladung.

Erwarten Sie mich in der Myrthenlaube;" hatte ihm der König beim Scheiden mit einem Händedruck zugeflüstert. Florentin eilte mit einer Hast, als ob jener ihn schon erwartete, hinab, — weshalb er denn freilich eine kleine Ewigkeit zu früh beim Stelldichein anlangte.

»Auf großer Herren Uhren rückt der langsam fortschleichende Stundenweiser der Erfüllung ihres gegebnen Versprechens entgegen, während der Sekundenzeiger mit geflügelter Ungeduld die Zeit mißt, in welcher sie die Lösung einer anbefohlnen Pflicht von Andern erwarten!« So seufzte er nach langem Harren mit etwas verbitterter Laune. Und ach! wie manches Myrthenkränzchen konnte er noch zum Zeitvertreibe winden und wieder zerflücken, ehe er die langsame Majestät in der Allee herabkommen sah!

Der große Augenblick war da, — mit einer seltsamen Mischung von Grau'n und Wonne erwartet. Florentin lauschte mit stokkendem Odem auf die königliche Eröffnung.

»Sohn!« — so begann der Monarch; und fast hätte der Glückliche diese bedeutungsvolle Anrede, sein Herz verrathend, mit dem Vaternamen erwiedert! Doch er hielt sich noch, als sparte er klüglich den Ausdruck des höchsten Entzückens bis zum Schluß der

Rede auf. „Sohn,“ wiederholte noch einmal der König; „Dir allein verdankt ein glücklicher Vater seine liebenswürdige, geistvolle Tochter, und das Reich seine künftige Erbin. Daß ich fühle, was ich dir schuldig bin, — du siehst es hier . . . .“ Wirklich rannen dem alten Manne zwei helle Thränen in den grauen Bart herab. „Nur ein Zutrauen kann dir lohnen, fuhr er fort, ein Zutrauen, wie ich es noch Keinem jemals geschenkt. Ja, dich bittet in diesem wichtigen Augenblick nicht der König, nein! es fleht der Vater zu Dir: kröne, kröne dein schönes Werk!“

Schon wieder schwebte dem Jüngling der Ausruf auf den bebenden Lippen: „O gib sie mir, mein Vater! Ich will sie und dein treues Volk glücklich machen, wie vielleicht kein Andrer!“ — Doch noch einmal bezwang er das stürmisch klopfende Herz und drängte das rasche Wort der Liebe zurück, des Ausganges harrend.

„Schwöreſt Du, mein theurer Sohn, dem Dir allein vertrauenden Vater Gewährung ſeines höchſten Wunſches auf Erden?“ fragte der Greis feierlich.

„Bei allem, was der Freundſchaft, der Liebe, im Himmel und auf Erden heilig iſt: ich ſchwöre es!“ rief der Entzückte, und hob die Rechte zum Himmel.

„Wohlan!“ nahm Jener aufs neue das Wort, indem er ſeinen jungen Freund zu ſich auf die Raſenbank winkte; „So nimm denn meines Herzens theuerſtes Geheimniß hin! Es lebt in einem benachbarten Reiche ein Fürſt . . . .“

Doch wir unterbrechen hier die ziemlich wortreiche Rede des alten Herrn, um kürzer zu berichten, was die Leſer vielleicht ſchon längſt ahnen, wenn ſie anders mit den Launen und Tücken, womit ein neidiſches Schickſal ſo oft arme verliebte Herzen quält und verfolgt, aus eigner, oder fremder Erfahrung bekannt ſind.

Der edle Fürst des Nachbarlandes war der vieljährige vertraute Freund des Thalkönigs. Beide, um das heilige Band noch unauflöslicher zu knüpfen, hatten ihre Kinder schon in der Wiege verlobt, einst Herzen und Reiche zu theilen. Der Sohn des königlichen Freundes, ein hoffnungsvoller trefflicher Prinz, hatte die ihm bestimmte Prinzessin, selbst in ihrem verzauberten Zustande so lieb gewonnen, daß er sich, bei der augenscheinlichen Unmöglichkeit der Gegenliebe in tiefem Gram verzehrte und das Gelübde ablegte, sein Leben ehelos zu beschliessen, wenn für die holde Braut sich keine Heilung finden sollte. Nun aber war die Kunde von der wunderbaren Genesung zu ihm gelangt, und er befand sich bereits auf der Reise zum ersehnten Ziel seiner Wünsche, zum frohen Ende jahrelanger Trauer. Schon hatte Blümelinens Vater vorbereitend ihre Gesinnung über jenen Vermählungsbund zu erforschen gesucht, der von Tausenden gewünscht wurde; doch statt eines

gehofften zustimmenden Wörtleins, erhielt er nur bittre Thränen zur Antwort. Ohne irgend einen triftigen Grund angeben zu können, beharrte sie, bei des Vaters wiederholten Ueberredungsversuchen, in ihrer Weigerung. Nur Florentin, — so schloß der König seine umständliche Erzählung, — nur er, dessen unsterbliche Verdienste um die Tochter ihr unbegränztes Vertrauen erworben, vermöge auch hier zur Vollendung seines edlen Werkes durch kräftige Vorstellungen sie für des Prinzen Anwerbung geneigt zu machen, und so das Glück der beiden Reiche durch ihre künftige Vereinigung zu begründen.

So sah sich denn der arme Kabinetshofmeister am Schlusse dieser väterlichen Mittheilung nun seinerseits ebenfalls entzaubert, und aus allen süßen Träumen geweckt, in welche Liebe und Hoffnung ihn gewiegt hatten!

Das Erwachen war aber so peinlich, daß er, betäubt vor sich hinblickend, neben dem

erhabenen Freunde daſaß, ohne Anfangs ein Wort der Erwiederung zu finden, ja ſogar, ohne eins zu ſuchen. Der König nahm indeß dieſes ſtarre Verſtummen überaus gnädig auf; denn er zweifelte nach Fürſtenweiſe nicht im Geringſten an der demüthigen Bereitwilligkeit des Jünglings, und nahm daher ſeine verblüffte Miene als Zeichen des tiefſten Nachſinnens über die zu wählenden wirkſamſten Mittel, die Prinzeſſin für den Heirathsplan zu gewinnen.

»Sohn!« ſprach er, ſich erhebend; »Ich gehe jetzt, um Ihr Nachdenken nicht zu ſtören. Zeit haben wir nicht viel zu verlieren, denn mit jeder Stunde rückt uns der Bräutigam näher. Ich werde dafür ſorgen, daß Sie mit der Prinzeſſin hier eine Unterredung ohne Zeugen halten können; denn in außerordentlichen Fällen darf man wohl auch zu außergewöhnlichen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen!«

»Iſt's möglich!« rief Florentin, als der

Thalkönig sich entfernt hatte, mit der Heftigkeit eines aufwallenden Zornes aus; „Bei ihr soll ich werben für ihn, den fremden Gemahl? Bei ihr, der Geliebten, der Einzigen, Unvergeßlichen? — Nimmer, o nimmermehr! Hier schwör' ich es . . . .“

Doch indem er die Hand in die Höhe hob, fiel ihm, wie eine schwere Last, die Erinnerung aufs Herz: daß ja diese nämlichen ausgereckten Schwurfinger vor wenigen Minuten einen Eid bekräftigten, den er jetzt meineidig zu widerrufen im Begriff stehe! — Schon ließ sich hoch über den wildbrausenden Wellen einer stürmischen Leidenschaft die sanfte Engelstimme der Pflicht von ferne vernehmen, die unsern Freund bis hierher durchs Leben geführt hatte, und noch niemals von ihm verachtet worden war. Sie rückte immer näher, redete immer deutlicher und eindringlicher: sie stellte seine hochfliegenden thörichten Hoffnungen in ihrer wahren Gestalt vor ihn hin, wie sie ihn gleich-

ſam hohnlächelnd fragten: „Schämſt du dich denn unſrer noch immer nicht?“

Plötzlich ſich gewaltſam zuſammenraffend, faßte er den großen Entſchluß, ein Mann zu ſein, koſte es auch des Lebens höchſtes Sinnenglück. Da ſchwebte aus der Tiefe des Gartens die geliebte, ach! und ſo liebenswerthe, Geſtalt durch die Blumengänge unter dem Schatten der Orangenbäume zögernd näher.

„O mein Herz!“ ſeufzte Florentin, und drückte die gefalteten Hände feſt auf die blutende Wunde der ſchmerzenden Bruſt. Sein Gefühl löſte ſich in ſanfte Thränen auf, die er kaum verbergen konnte, als Blümeline, deren ſuchender Blick ihn endlich in der Myrthenlaube gefunden hatte, in liebreizender, jungfräulicher Verlegenheit zu ihm trat.

„Mein Vater ſendet mich zu Ihnen ....“ flüſterte ſie leiſe, erröthend über das ſchüchterne Wort in dieſer traulichen Einſamkeit. Als ſie aber des Freundes tiefbewegtes Ge-

müth im Ausdruck seines ganzes Wesens erkannte, verstummte sie erschrecken.

»Prinzessin, hob er an, es naht uns unvermeidlich die Stunde des Scheidens« .... auch seine Rede blieb unvollendet, als er Blümelinen ins erbleichende Antlitz sah. Da begehrte sie selbst nähere Auskunft über die ungeahnete Nachricht. Die Nothwendigkeit dieser Erklärung gab ihm allmählich so viel Besonnenheit, als er bedurfte, um ihr vorerst des Vaters Wünsche, und dann den eignen Entschluß zu verkünden, noch vor der Ankunft des fremden Prinzen seine Rückreise in die Heimath anzutreten.

Das gewohnte Gefühl, zu der Geliebten in der Würde des Lehrers zu sprechen, wirkte dabei doch so viel, daß es möglich wurde, sein beschwornes Versprechen wenigstens zum Theil zu erfüllen. Es zeigte indeß der Erfolg, daß die Zauberkraft, womit er bisher auf den Willen der schönen Schülerin gewirkt, hier ihre Gränze erreicht habe.

Sie ſank troſtlos weinend auf die Raſenbank hin, und das ſüſie Geheimniß, welches bisher nur die Blicke der beiden Liebenden zu bekennen wagten, ward nun durch die Macht des entſcheidenden Augenblicks unwiderſtehlich hervor auf die Lippen gedrängt. Mit einer niegekannten Miſchung von Schmerz und Wonne lag Florentin überwältigt zu den Füßen der Geliebten.

„O ſcheide nicht von mir!“ ſeufzte ſie aus tiefbewegter Bruſt; „Ich lebe ja nur durch Dich! in Dir! — Florentin!“ rief ſie dann, wie von einer begeiſternden Idee ergriffen, raſch aufſtehend: „Ich folge Dir! — Mit Dir, dem Schöpfer meines beſſeren Selbſtes, theile ich jedes Loos des Lebens, wäre es auch das niedrigſte und ärmſte! Flucht iſt möglich. Niemand hat den leiſeſten Verdacht, und meine Dienerinnen ſind mir treu. Erſinne nur ſchnell die Mittel zur Ausführung, und in dieſer Nacht noch verlaſſen wir den Palaſt, der ohne Florentin mein Kerker

werden muß, oder mein Todtenhaus! Opfre," flehte sie immer dringender, ihn zärtlich umfassend, „opfre deine warme dankbare Freundin nicht einer kalten undankbaren Staats-Politik! — O laß uns fliehn!"

„Fliehn!" — fragte Florentin dumpf vor sich hin, und drückte dann verstummend die geballte Hand fest an die glühende Stirne, während das reizende Mädchen schöner, als sie ihm jemals erschienen, ängstlich auf seine Entscheidung harrend, zu ihm aufblickte.

In wilder Eile wechselten vor seiner Seele Bilder der höchsten Erdenwonne und der tiefsten Herzenspein. Blümeline sah er als sein holdes, liebendes Weib; — ewig die Seine, führte er sie in die Heimath dem zurückgekehrten Vater in die Arme! — Da hörte er den Ehrwürdigen fragen: „Wer ist deine holde Braut?" — und mußte antworten: „Eine Königstochter, die ich heimlich in dunkler Nacht entführt, — der ich einen

Thron, ein Volk, ein Vaterland gestohlen habe. Ihrem edlen, mir vertrauenden, Vater raubte ich sie, und bringe sie nun dir . . . .“

Entsetzlich! Unmöglich!“ ruft er bei dieser Vorstellung aus. Alle schon wieder gewichene Kraft des guten festen Willens kehrt muthig zurück zum erneuten Kampfe mit allen verführerischen Lockungen einer, aufs höchste gespannten Leidenschaft. Wie aus weiter Ferne hört er die Stimme seines frommen Nathanael; hört jene Worte, womit er ihn segnend aus der heiligen Wohnung kindlicher Unschuld und Treue entließ und hinaus in die Nacht der Prüfung voll gläubigen Vertrauens sendete: — da endlich ist der Sieg entschieden!

„Nein, es ist nicht möglich!“ spricht er sanft und fest; „Wir könnten nimmer glücklich sein auf Kosten der Tugend, der Kindespflicht, der Freundestreue! Verg.ß des

Geliebten; gedenke des Freundes, und folge dem Vater! — Leb' ewig, ewig wohl!«

»Ach scheide nicht, ohne mich zu segnen!« schluchzte das arme beängstigte Kind, sich ergebend in ihr Geschick, und wie zum Opfer niederknieend vor dem einzig geliebten Manne. Er aber legte in feierlicher Rührung seine Hand auf das schöne, demüthig gesenkte Lokkenhaupt.

»Du sollst,« — so sprach er langsam, und mit jedem Worte wuchs ihm die Kraft und Heiterkeit in der edlen reinen Brust; »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest auf Erden. — Ziehe hin und halte dich recht! Denn des Herzens frommer Friede ist des Menschen bester Segen.«

Kaum aber hatte er dieses Segenswort seines alten Freundes geendigt, als ein süsser Schauder ihm Mark und Gebein durchrann. Ein plötzlich aufgehender Glanz vom Himmel umleuchtete ihn mit allen milden

Farben des Friedensbogen und goß seinen Schimmer auf den blühenden Garten, und säete blitzende Rubinen und Smaragden zwischen die funkelnden Blumen, so daß er die Augen geblendet schließen mußte.

Eine lieblich tönende Frauenstimme redete ihn in diesem träumerischen Zustand seliger Entzückung mit unvernehmlichen Worten an; und als er die Augen wieder aufschlug, — war Blümeline und der Königsgarten verschwunden. Die Myrthenlaube hatte sich in die ärmliche Herberge der Wirthin »zum starken Glauben« verwandelt, und statt der Lilienarme einer wunderholden Prinzessin, umfaßten ihn die Arme des alten Lehnstuhles, in welchem er seinen wunderbarsten Traum geträumt hatte.

»Söhnchen, Söhnchen!« redete ihn die Wirthin an; »Ihr habt lange geschlafen und schwer geträumt. Ermuntert, ermuntert euch doch! — Geschwind noch einen Zug

aus meinem Zinnkruge! Der vertreibt alle böse Traumgeister und stärkt das matte Herz. Prosit, mein trauter Sohn!«

Nur halb zur Besinnung erwacht, langte er nach dem dargebotenen Kruge, denn in der That lechzte ihm die Zunge nach Labung gleich einem Fieberkranken.

»Gott vergelts!« sagte er, wunderbar gestärkt und nun wieder bei vollem Bewußtsein das Gefäß zurückgebend. Doch blickte er immer noch mit einem seltsamen Ausdruck des Erstaunens umher, und wußte sich nicht recht zu finden. Wie sehr auch die sorgsame Frau, die ihn recht mütterlich lieb gewonnen zu haben schien, sich Mühe gab, ihn durch freundliche Zusprache zu zerstreuen, immer kam er auf das Königsthal zurück, erkundigte sich nach diesem und jenem, was er dort gesehen und erfahren, ganz als ob von wirklich erlebten Begebenheiten die Rede wäre.

Der kleine Strohmian lag schlafend unter dem Ofen. Die Wirthin wollte nichts davon

wissen, daß sie dem Gaste das Hündchen geschenkt habe, indem ihr das liebe Thier in ihrer Einsamkeit ganz unentbehrlich sei. Sie behauptete, als es zu näheren Erläuterungen kam: Florentin sei sogleich, als er sich in den Lehnstuhl gesetzt, tief entschlafen. Ueber die encyklopädische Wunderfibel, die er von ihr erhalten zu haben versicherte, schlug sie ein schallendes, endloses Gelächter auf, so daß Florentin ein wenig beleidigt ans Fenster trat, und bald nachher, — da ihm alle Lust zu ferneren Abenteuern ohnehin gänzlich verleidet war, — sie um den nächsten Weg zur Kesselmühle befragte.

»Ich gehe ein Stündchen mit euch;« war die Antwort; »und wenn ihr hübsch geradeaus schreitet, und euch nicht umseht, wirds ja wohl nicht fehlen, daß ihr bald wieder bei euerm lieben Kesselmüller anlangt.«

»Gefällt es euch,« sagte Florentin, »so gehn wir jetzt. Ich habe, wie ich nun wohl zugestehen muß, die ganze Nacht verträumt,

und die Morgenſonne beginnt bald heiß zu brennen. Vielleicht, daß ich noch in der Kühle das Haus meines braven Freundes erreiche.“

Die Hausfrau ſputete ſich, ſchloß dort und da ein Schränkchen ab, und geleitete dann, mit gewohnter Geläufigkeit fortſchwazzend, den einſylbigen Gaſt über die dürre Haide hin, dem Walde zu. Da aber zuletzt auch der beredteſte Mund ſchweigſamer wird, wenn er kein offenes Ohr findet, ſo fing nach einer Weile zwiſchen den beiden Gefährten das Geſpräch merklich zu ſtocken an. Die Begleiterin verſicherte, von hier aus gehe es ohne Gefahr zu irren immer gerade den Waldpfad fort. Sie dankte noch einmal für gute Bezahlung und ſagte dem wiederdankenden Florentin mehr als ein herzliches Lebewohl.

„Wenn es euch daheim ſo recht wohl geht im Dianenhain und zu Großſtetten,“ rief ſie noch zum Letzten, „ſo denkt an mich! Hört ihrs, Söhnchen; denkt an mich!“

Wie man beim Abſchiede von Bekannten, die man niemals wiederzuſehn glaubt, gern alles Unangenehme vergißt und verzeiht, ſo war auch jetzt Florentin mit der vorher laſtigen Geſchwätzigkeit ſeiner Wirthin völlig ausgeſöhnt, und wußte ſogar nun, was ihn am meiſten gekränkt hatte, — ihr gemeines ungeziemendes Auslachen, großmüthig zu verzeihn. »Sie hat es ja doch in ihrer Armuth und Beſchränktheit recht gut und mütterlich mit mir gemeint; — und was kann ſie denn für meine phantaſtiſchen Träume!«

So zu ſich ſprechend, blickte er noch einmal dankbar nach der Heimkehrenden um; — da gewahrte er ſtatt des kurzen, runden Weibchens mit dem Schlüſſelbund an der Hand, ein altes Mütterchen in ſchwarzer Tracht, an einem Krückenſtabe in der Ferne fortſchleichend.

In froher Ueberraſchung eilte er wieder zurück, ihr nach. »Frau Gertrud!« rief er laut; — denn nun zeigte ſichs ja dennoch,

daß sie es sei! Doch die Gestalt trat bei diesem Anruf erschrocken in das Gebüsch. Umsonst suchte Florentin, sie einzuholen; umsonst durchstrich er wiederholt die Vergebene, um die Waldherberge wieder aufzufinden. Die ganze Gegend kam ihm wie verwandelt vor, und bald mußte er es bereuen, die Warnung »sich nicht umzusehn« vergessen zu haben, denn jeder Pfad war vor ihm verschwunden. Je länger er in ungewisser Richtung forteilte, desto tiefer verlor er sich in einen dunkeln endlosen Wald.

So irrte er viele Stunden umher, indem er sich bald durch verwachsene Hecken durcharbeitete, bald finstre morastige Thalschluchten durchwatete, bald felsige Höhen erklimmte, wo ihm nicht selten zischendes Gewürm, mit giftigen Bissen drohend, entgegenschoß.

Nun hatte die sonst so geliebte Waldeinsamkeit auf einmal allen Reiz für ihn verloren; sie kam ihm sogar gräßlich, ja fast tödt-

lich vor; denn immer fühlbarer ermattete die Kraft, und nur mit der größten Anstrengung hatte er den Gipfel eines hohen Berges erreichen können, um zu erfahren, ob ihm vielleicht von da aus ein Blick der Hoffnung aufdämmere.

Er hatte sich für diesmal nicht getäuscht. Ganz deutlich lag, — freilich in tiefer Ferne, — eine blaue Gebirgskette vor ihm, in welcher er sogleich die Formen seiner heimathlichen Berge erkannte.

„Wie oft," rief er schmerzlich bewegt, „o wie oft habe ich mich sonst von drüben herüber gesehnt! Und mit wie weit größerer Sehnsucht verlange ich nun hin zu euch, ihr lieblichen Höhen Dianenhains! Wie lacht ihr mich doch so freundlich an gegen diese schroffen wilden Berge, die meine Kraft gelähmt und mir des Lebens höchstes Glück nur darum gezeigt haben, um es mir dann grausam auf immer zu rauben!"

Da er von dieser Höhe aus seinen Weg

doch wenigſtens wieder richten konnte, ſo erwachte auch neuer Muth; würzige Waldbeeren, die dort wuchſen, belebten ihn zugleich mit neuer Kraft. Allmählich ward der Wald lichter und wegſamer; ſchneller, als er es gehofft hatte, trat er auf ein Ackerfeld heraus, und ſtreckte ſich, dem Himmel für ſeine Rettung dankend, unter einem blühenden Feldbaume nieder.

Ein ſüßer Schlummer goß neue Labung in die müden Glieder, ſo daß er erwacht, wie neugeboren aufſprang. Da aber glaubte er in dem ſchönen breitäſtigen Schattenbaum ganz denſelben zu erkennen, unter dem er ſchon geruht, ehe er den Pfad nach der Keſſelmühle einſchlug. Irrte er ſich nicht, ſo mußte er ſeinem Freunde Nathanael ganz nahe ſein.

Zu größerer Gewißheit erkundigte er ſich bei einem Ackermanne, der in der Nähe Furchen zog. Der aber wollte im Umkreis einer Stunde keine Mühle kennen. Ein

andrer, den der Befragte zur Beſtätigung ſeiner Angabe herbeirief, hatte weit umher in der Gegend als Knecht gedient, und glaubte ſich zwar zu entſinnen, daß auf der andern Seite des Gebirgs ein Thal jenen Namen führe; die Mühle aber ſei ein altes längſt verfallenes Haus.

Da dem immer noch unglaubigen Florentin auch alles eigne Suchen nichts half und nirgends ein Pfad zum Felſenthale zu entdecken war, ſo mußte er endlich für jetzt von ſeinem Vorhaben abſtehn, und den Weg nach der Heimath antreten, wohin ihn eine große Sehnſucht zurückzukehren antrieb. — Sie wurde weniger durch die kurze Friſt ſeiner Abweſenheit, als vielmehr durch eine ſeltſame Entdeckung erregt, die ihm Anfangs nur dunkel vor der Seele ſtand, dann aber in voller Klarheit, gleich einer neuen Lebensſonne aufging, und einen ſo mächtigen Eindruck auf ihn machte, daß er faſt alle

übrigen Wunder ſeiner abenteuerlichen Reiſe darüber vergaß. —

Seine geliebte, verlorne Prinzeſſin war aus dem täuſchenden Traum in die leibhafteſte Wirklichkeit herausgetreten. Sie lebte, — lebte vielleicht für ihn, und hieß — Roſa Sander!

Kein Zug war in Blümelinens ätheriſcher Geſtalt, der ſich nicht in Roſa's liebreizender Anmuth wiedergefunden hätte. Ganz mit derſelben herzzerſchmelzenden Wehmuth, wie dort in der Laube die Prinzeſſin vor ihm, — oder vielmehr vor der ſiegenden Tugend, — gekniet hatte, ganz ſo hatte er Sanders ſchöne Tochter in ſeinen Leidenstagen geſehn, wenn im Perlenglanz der Thränen ihm die milden blauen Augen himmliſchen Troſt ins Herz leuchteten. Die Aehnlichkeit war ſo vollkommen, daß er immer aufs neue darüber erſtaunte, wie ihm bei Blümelinen im Königsthale doch niemals die Jugendfreundin zu Großſtetten in den Sinn gekommen

war. — Dann zürnte er auch mit ſich, daß er, wiewohl unbewußt, die edle, ſinnige Roſa in einer ſo kindiſchen, lächerlichen Rolle hatte auftreten laſſen, als die Traumprinzeſſin Anfangs ſpielte. Dennoch fühlte er zugleich, wie großen Dank er jenem Zauber ſchuldig ſei, der ihm zuerſt die einzige ewig Geliebte gezeigt hatte, die er ohne dieſe Viſion vielleicht noch lange nur mit brüderlichen Gefühlen zu lieben gewähnt haben würde. So kam er denn immer wieder auf die Vermuthung zurück: alle jene Erſcheinungen möchten nicht ſowohl ſeiner Einbildung, als vielmehr jener ſeltſamen Waldfrau zuzuſchreiben ſein, deren Zinnkrug er jetzt für einen Zauberbecher zu halten anfing.

Mit dem Entzücken, das für ihn in der Entdeckung lag, vereinigte ſich bald die Furcht, auch Roſas Liebe möge ihm geraubt werden, wie die ihres Ebenbildes zu Königsthal. Darum war er feſt entſchloſſen, dem würdigen Pfarrherrn ſeines Herzens ſehnlichſten

Wunsch nicht zu verhehlen, sich aber auch seiner väterlichen Entscheidung kindlich zu unterwerfen.

Die Sehnsucht der ersten Liebe, die nun plötzlich in ihm erwacht, oder der er sich vielmehr nun auf einmal bewußt geworden war, beflügelte ihn zur eiligsten Heimkehr. Nur die schon anbrechende Nacht konnte ihn, als er zu Dianenhain anlangte, noch zum Aufschub seines Besuches zu Großstetten bis zum folgenden Morgen, bewegen.

Der Gang nach Großstetten war für Florentin seit seiner früheren Knabenzeit immer ein Lustweg gewesen; jetzt aber hatte er noch einen ganz anderen, höheren Reiz für ihn gewonnen.

Das schöne Gefühl, welches unterdeß in ihm zu einem beseligenden Leben gelangt war, gab auch dem Auge einen empfänglicheren Blick für alles Schöne der äußeren Welt. Als er aus seinem Thale, welches

leichte Frühnebel in schimmernden Wölkchen durchzogen, hinaus auf die offene heitre Flur trat, und das Dorf auf einer sanftgehobenen, von grüner Saat bedeckten, Anhöhe im Glanz der Morgensonne vor ihm dalag, dünkte es ihm viel schöner, als er es noch jemals gesehn.

Hoch über die Felder und Gärten und über die röthlich schimmernden Dächer der niedern Wohnungen schaute die Kirche aus einem Halbkreis umschattender Linden herab; ihr zur Seite blinkte blendend weiß das kleine Haus, wo sein herrlicher Sander, seine geliebte Rosa wohnte. — Seine Rosa! Anders konnt' er sie jetzt nicht mehr nennen, und fühlte deutlich, daß nur in dieser innigen Aneignung seines Herzens der paradiesische Zauber ruhe, der sich ihm über die Morgenlandschaft, ja über die Welt und sein ganzes Leben verbreitete. — So im Wonnegenuß der ersten glühenden Jugendliebe schwelgend stieg er den Kirchberg hinauf.

Nur selten begegnet es uns im Leben, daß Empfang und Unterhaltung bei unsern Bekannten, ja selbst bei den vertrauteren Freunden, unsrer vorher gehegten Erwartung ganz entspricht. Wir finden sie im seltenern Falle übertroffen, im gewöhnlichen, noch lange nicht erreicht. Diese letzte Erfahrung mußte jetzt unser junger Phantasiemaler machen, als er sein, unterwegs entworfenes Bild nun mit der Wirklichkeit verglich, die ihm entgegentrat.

Wohl war der Empfang im Pfarrhause, wo die Familie sich so eben zum Frühstück versammelt hatte, nicht minder herzlich als sonst: allein es wurde dem eintretenden Gaste sein ganzes reizendes Phantasiestück schon durch einen Umstand verdorben, den er gar nicht als möglich berechnet hatte: Rosa war nämlich seit einigen Tagen, und zwar auf längere Zeit, zu einem Besuch ihrer städtischen Verwandten abgereist. — Zu dieser mächtig verstimmenden Bemerkung gesellte

ſich bald noch eine andre nicht minder ſtörend: er glaubte deutlich nach den erſten Grüßen und Fragen über ſeine Luſtreiſe und unerwartet ſchnelle Wiederkehr, irgend etwas Fremdartiges, Unheimliches im, ſonſt ſo traulichen Kreiſe der Hausgenoſſen zu entdecken, und fühlte ſich dadurch in eine beengende Verlegenheit verſetzt. Die Unterhaltung wollte ſich nicht heben.

Schon war er bei ſich entſchloſſen, ſeinen jetzigen verunglückten Beſuch möglichſt abzukürzen, als ihn der Pfarrherr mit einem Händedruck vertraulich ins Fenſter zog, um ihn dort halbleiſe zu einer ungeſtörten Unterredung im Hausgarten einzuladen. Die geheimnißvolle Einladung ſelbſt, und die ganze innere Stimmung, in welcher ſie an ihn erging, weckte in unſerm Jüngling eine ſeltſame Erinnerung auf. Es war einer von jenen Momenten, die wir alle aus der Erfahrung kennen, ohne ſie recht erklären zu können. Es begegnet uns dann etwas Neues,

höchst Ueberraschendes, und doch ruft eine Stimme aus dem innersten Dunkel der Erinnerung herauf: »Ganz dasselbe hast du ja schon einmal erlebt!«

»Was gilt's,« — dachte Florentin auf dem Wege zum Garten: »Was gilt's, hier erneuert sich die Scene im Schloßgarten des Thalkönigs!«

Wenn diese Ahnung durch das wunderlichste Spiel des Zufalles in Erfüllung ging, so ließ doch wenigstens der gute Sander schicklicher Weise den heimlich Beschiedenen nicht so lange auf sich warten, als dort die Majestät. Auch fehlte es sonst nicht an mancherlei Unähnlichkeiten, als z. B., daß man hier nicht im Schatten duftender Orangen zu einer Myrthenlaube, sondern nur durch gemein blühenden Thymian und Salbei zum Fliederbusch hinwandelte, unter welchem eine Lattenbank ganz einfach auf Birkenpfählen befestigt war.

Als aber Beide sich dort niederließen,

und nun der Pfarrherr sein volles Herz zu erleichtern begann, da mischte das Geträumte sich so verwirrend mit dem nun Erlebten, daß Florentin dem würdigen Freunde Anfangs eben so wenig etwas zu erwiedern vermochte, als früher dem Vater Blümelineus.

Ein junger benachbarter Landprediger, — dieß war der Hauptinhalt von Sanders vertraulicher Eröffnung, — hatte die schöne, eben so sittsame als wirthschaftskundige Riesa schon längst in seinem Herzen zur ehelichen Gefährtin erkoren, und da ihm ein anerkannter Ruf die besten Gaben und Sitten, zugleich auch ein bedeutendes Vermögen zuschrieb; so erfüllte der ehrenvolle Antrag des Freiwerbers, — in gebührender Form zuerst an den Vater gerichtet, — das Sander'sche Ehepaar so lange mit wahrer Elternfreude, als man dem Töchterchen noch keine Kunde vom bevorstehenden Glück ertheilt hatte: denn nach dieser Mittheilung gestaltete sichs plötzlich ganz anders, als man erwartete.

Rosa brach nämlich nach der Entdeckung in bittre Thränen aus, und ohne gegründete Einwendungen gegen den wackeren Liebhaber vorbringen zu können, schützte sie gleichwohl eine so große Abneigung vor jeder Heirath vor, daß zum erstenmale ein kleiner häuslicher Zwist diese, sonst immer so einigen Gemüther gegen einander zu verstimmen drohte. Die Väter pflegen in solchem Falle gern zu heftigen, wenigstens kräftigen, Maßregeln gegen einen sogenannten „kindischen Unverstand“ zu greifen, dahingegen die Mütter, sich ihres eignen Herzens wohl bewußt, am Ende doch nachgiebig die Tochter entschuldigen und vertheidigen. Frau Sander hatte daher, den Sturm zu beschwichtigen, mit dem Vorschlag durchgesetzt: das arme heirathsscheue Kind einstweilen, und bis zu besserer Einsicht, zu den Verwandten in die Stadt zu senden; — und nun kam ja Florentin ganz wie gerufen, so unvermuthet schnell von seiner Reise zurück!

»Sie, nur Sie,« — so schloß der Vater seine Mittheilung, — »der treue Freund unsers Hauses, den Rosa ganz wie einen Bruder achtet und liebt, — Sie werden durch herzliche Zusprache und unparteiische Darstellung unsrer gewichtigen Gründe die Tochter zur Vernunft zurückführen und so ihr wahres Glück gründen helfen!«

Stumm saß Florentin an des harrenden Pastors Seite, bald bitter lächelnd, bald mit finsterem starren Blick seufzend und kopfschüttelnd da.

»Wie ist mir denn?« sprach er endlich dumpf vor sich hin, »Wieder, — auch hier wieder soll ich mein Glück und mein blutendes Herz auf den Altar der Kindespflicht zum Opfer darbringen? — Aber laß doch sehn!« rief er, wie im Zorne aufspringend; »Ist's denn wirklich hier, wie dort! — Und wo liegt der Unterschied?«

Sander blickte erstaunt, und fast erschrocken zu ihm auf. Dem wunderlichen

Selbstgespräch war eine Deutung zu geben, die für ihn, der seinen Florentin so väterlich liebte, ihn aber schon früher nicht von aller Ueberspannung freisprach, allerdings etwas Schreckhaftes haben mußte. Doch bald erwachte der Jüngling aus seiner traumartigen Einkehr in sein bewegtes Innere und in die Wunder der vorigen Tage.

„Vater!“ hob er nun besonnener an; „Halte deinen Sohn nicht für aberwitzig! Verzeihe sein Benehmen dem unerhörten Fall, und der heftigen Gemüthsbewegung, worin er sich befindet!“ —

„Sie sollen alles wissen, würdiger Freund!“ fuhr er nach einer Weile noch ruhiger werdend fort; „Was mein Herz früherhin mehr dunkel geahnet, als empfunden, und was die allerseltsamste, unerklärlichste Begebenheit der letzten Zeit erst zum lichten Selbstbewußtsein erhoben hat; was, mit einem Worte, sein Glück oder sein Unglück auf die zweifelhafte Entscheidung einer

kindlichen Frage ans väterliche Herz stellt, — nichts von Allem soll Ihnen länger verheimlicht bleiben!«

Sich wieder zum begierig aufmerkenden Pfarrer niedersetzend, erzählte er nun in der Ordnung eben so lebhaft als umständlich, was ihm auf seiner abenteuerlichen Wanderung ins Gebirg begegnet war.

Sander hörte mit großer Theilnahme, — oft zwar mit Lächeln, oft auch mit herzlichem Händedruck des Beifalles, ja sogar am Ende mit einer Thräne der Rührung zu. Als Florentin mit seiner Erzählung unter jenem blühenden Feldbaume angelangt war, wo er nach so langem ängstlichen Umherirren zwar sich selbst, aber nicht die ersehnte Kesselmühle wiederfand, da konnte sein Zuhörer den Ausruf des Erstaunens und die Bemerkung nicht unterdrücken: »es möge jener seltsame Traum wohl eigentlich früher, als in der Waldherberge der Wirthin zum starken Glauben entstanden sein; — und so wie

in manchen Schauspielen ein Stück im andern spiele, so könne auch hier ein poetischer Traum im Traume das Räthsel lösen.« — —

Florentin fühlte sich indeß wenig geneigt, einer solchen allzunatürlichen Erklärung des liebgewordenen Wunders Beifall zu schenken, und wollte sich die Wirklichkeit der patriarchalischen Familie Nathanaels durchaus nicht nehmen lassen; dann aber eilte er zu jener Entdeckung fort, deren Wirkung seine schönsten Hoffnungen entweder krönen oder zerstören mußte.

»Und sei auch alles nur Traum!« so schloß er seine Gegenrede auf Sanders Aeusserung, »Etwas ist und bleibt dennoch darin wunderbar mit dem Gange meines innersten Lebens verknüpft. — Wissen Sie es denn, mein Vater! Eine jener Personen, die Sie für Geschöpfe meiner Einbildungskraft halten, wandelt lebendig im Reiche der Wirklichkeit! Die Prinzessin im Königsthale,

— Sie haben es gewiß bereits aus meiner ganzen Schilderung geahnet? — ist Rosa, Ihre liebenswürdige Tochter! — — Aber warlich soll sie nicht weniger, als Blümeline, ihren Vater und ihre Mutter ehren! In Ihre Hand lege ich unser Schicksal; denn mir sagt es mein Herz, daß auch Rosa in Florentin nicht blos den Bruder liebt. Prüfe nun; entscheide dann, mein Vater, mein Lehrer! — Eines steht jedoch unwandelbar fest: Soll Rosa überredet werden, jenem Manne die Hand zu reichen, der früher um sie geworben; dann ziehe ich fort in die Fremde, und suche das verlorne Glück so lange draußen, bis ich die Heimath vergesse!«

Der Pfarrherr war bei dieser überraschenden Wendung, die des Jünglings Erklärung nahm, plötzlich sehr ernst geworden. Mit gefalteten Händen zum blauen Himmel hinaufblickend saß er da, als suche er dort eben die Lösung des schwierigen Verhältnisses.

Seine Rührung über Florentins Edelmuth verhehlte er ihm so wenig, als seine innere Bewegung beim Gedanken an die Möglichkeit einer Vereinigung des theuern Kindes mit dem geliebten Zögling. Ja, selbst die Vermuthung: daß der Liebende in seiner Ahnung des geheimen Gefühls Rosa's für ihn, sich nicht ganz täusche, — gab er sich keine Mühe, ihm zu verbergen: allein mit gleicher Offenheit sprach er sich über die Hindernisse aus, die dieser Verbindung entgegenzustehen schienen, und die er hauptsächlich in einer, dem ehelichen Glück nicht immer günstigen, Verschiedenheit des Standes und der Glücksgüter, und besonders noch in der Abwesenheit des Vaters, in der Ungewißheit seiner Einwilligung, zu finden glaubte.

Der letzten Einwendung zuerst zu begegnen, zog Florentin jene väterlichen Abschiedsworte hervor, die er seit jener glücklichen Stunde, wo er sie gefunden, immer bei sich trug, und zeigte auf die Zeile hin: „Du

bist von heut' an völlig dein eigner Herr.“ Den übrigen Bedenklichkeiten wußte der liebende Jüngling eine so rührende Beredsamkeit entgegenzusetzen, daß Sander, wenn nicht überzeugt, doch besiegt, eine Kapitulation zu unterhandeln anfing, welche endlich unter herzlicher Umarmung der beiden Parteien auch wirklich zu Stande kam: „Rosa blieb nämlich vorerst in der Stadt und erfuhr vom Vorgefallenen nur so viel, als dienlich, d. h.: „daß man den um sie werbenden Geistlichen vorläufig keine bestimmte Hoffnung gemacht habe.“ Florentin dagegen wartete ein Jahr lang auf des Vaters Rückkehr: war die bestimmte Zeit ohne Kunde verlaufen, des Jünglings Liebe unvermindert, und Rosa seinen Wünschen geneigt, so verweigerte es dann der ehrwürdige Sander nicht länger, mit dem väterlichen Segen zugleich den priesterlichen über das junge Paar auszusprechen.“

Die schöne Sommerzeit, die nun, rasch dem Frühling folgend, alle Kräfte Florentins zur Führung landwirthschaftlicher Arbeiten und Einrichtungen in Anspruch nahm, trug nicht wenig bei, sein von so mancherlei Hoffnungen und Zweifeln bewegtes Gemüth ins gehörige Gleichmaß zu stellen. Die süsseste Erholung nach den Anstrengungen des Tags war ihm der öftere Abendbesuch zu Großstetten, wo ihm gewöhnlich das würdige Elternpaar auf halbem Wege entgegenkam.

Ob er gleich sein gegebnes Wort: „vor dem Ablauf des gesetzten Jahres den Gegenstand seiner heißen Wünsche unerwähnt zu lassen“ treulich zu erfüllen suchte, so sprachen doch oft, auch ohne Wort, seine Blicke eine Bitte aus, welche verstanden, und durch Mittheilung gar mancher erfreulichen Nachrichten aus der fernen Stadt freundlich gewährt wurde. Ja zuweilen, — so schwach sind liebende Mütter! — wurde ihm von Rosas Mutter sogar ein neuangelangtes Brief-

chen gezeigt, worin vielleicht gar in der allerletzten Zeile, oder in der Nachschrift, ein holder Gruß an ihn, den Glücklichen, zu lesen war. — Wahrscheinlich war es Zerstreuung, wenn er dann solch ein liebes Blättchen zu sich steckte, und bloße Vergessenheit, daß Mütterchen es nachher nicht zurückforderte.

So tief indeß auch auf solche Weise das Geheimniß von den Wissenden verwahrt schien, so verbreitete sich dennoch nach einiger Zeit, man wußte nicht wie und woher, das Gerücht: Rosa sei Florentins Braut. —

Das Publikum scheint einen ganz besonderen, feinwitternden Sinn zu besitzen, der das scheue Geheimniß liebender Herzen eben so sicher aufzustöbern versteht, als ein guter Spürhund ein schüchternes Rehlein, das im dunkelsten Dickig sich den verrätherischen Blicken zu entziehn sucht. Mochte daher unser Florentin bei den kleinen Abendfesten, die er bisweilen den Hausgenossen und den

Arbeitern zu Dianenhain gab, auch noch so fest, und fast zurnend, den witzigen Anspielungen und ziemlich derb ausgesprochenen Glückwünschen dieser aufrichtigen Landleute entgegentreten, man beharrte dennoch bei dem einmal verbreiteten Glauben, und alle freuten sich auf eine baldbevorstehende Hochzeit des lieben jungen Herrn.

Als der Herbst schon seine Früchte in emsig sammelnde Hände hingereicht und Garten- und Waldbäume mit jenem dunklen Roth gefärbt hatte, welches schon von fern an den nahenden Winter mahnt, da erneute und verstärkte sich bei Florentin die Sehnsucht nach dem theuren unvergeßlichen Manne, der im vorigen Jahre um dieselbe Zeit ihn verlassen hatte. Zu einem wehmüthigen, frommen Ernst gestimmt, konnte er recht mit Liebe die Anordnung zu einem Feste treffen, welches von seinem Vater schon vorbereitet, und nun von ihm zur nahen Feier gefördert wurde.

Es war die Einweihung einer neu erbauten Kirche für die Einwohner Dianenhains, die bisher immer ihren Sonntags-Gottesdienst zu Großstetten halten mußten. Nunmehr stand der Bau auf einer sanften, von Gartenanlagen umgebenen Anhöhe vollendet da; zwar ohne Prunk, aber doch in zweckmäßiger, ansprechender Zierde. Die innere Kuppel des kleinen runden Tempels wurde von schlanken Säulen getragen, welche sich in der Deckenwölbung baumartig verzweigten; das Licht kam, wie frommer Herzen Trost, nur von oben herab. In der Mitte stand ein Altar, mit blauem Sammt gedeckt, auf dem sich ein hohes Kreuz, von einem Palmenkranze gekrönt, erhob. Das Ganze machte einen so lieblichen Eindruck, daß Florentin fast jeden Tag, sich seines schönen Werkes erfreuend, ein Stündchen dort weilte, wo nun in Kurzem der ehrwürdige Sander zum ersten Male vor der kleinen Gemeinde auftreten sollte.

So saß er eines Abends, in stille Betrachtungen und in süße Möglichkeiten künftiger Tage vertieft, lange in einem der Kirchstühle einsam da. Das röthliche Abendlicht strahlte so mild aus der Höhe zu ihm hernieder; es wurde ihm so wohl im Herzen, als wäre es von irgend einer frohen Ahnung bewegt. Da schimmerte ihm vom Altare ein weißes Blatt entgegen, das er früher, wo es vielleicht mehr im Schatten gelegen, nicht bemerkt hatte. Er trat herzu, es näher zu beschauen, — und mit dem lauten Ruf des freudigen Erschreckens erkannte er des Vaters Hand und Siegel.

Nur wenige Worte enthielt das Blatt; — aber kräftig genug, des Sohnes Kniee zu beugen zum ersten Gebet, das von dieser, nun geweihten, Stelle hinauf über die Wolken drang! Im Gebete sprach sich sein kindlicher Dank, und ein heiliges, sein ganzes künftiges Leben umfassendes Gelübde aus.

Er las folgende Worte:

„Des fernen Vaters Segen zur Weihe des neuerrichteten Altares durch die Vermählung Florentin Zrinokiuskys mit Rosa Sander.“

Alle Nachforschungen, wie wohl das entscheidende Blatt an diese Stelle gekommen sein möchte, führten zu keiner Entdeckung; doch über die Echtheit des Siegels, wie der Schriftzüge, blieb kein Zweifel zurück.

Mit derselben Eile, womit er früher die erste frohe Kunde vom Verlorengeglaubten nach Großstetten brachte, legte er jetzt den Weg dahin, wie auf Flügeln, zurück, die ihn in der Aetherluft höherer Regionen hinzutragen schienen.

Willkommen, freude- und liebeglühender Jüngling; willkommen in Großstetten! — Errungen ist das schöne Ziel. Die Eltern grüßen dich mit Freudenthränen als ihren geliebten Sohn!

Am folgenden Morgen schon reisten die beiden Männer zur Stadt, wo Rosa, —

vielleicht ohne Ahnung des nahen, kaum jemals geträumten Glücks im ſtillen Familienkreiſe ihrer Verwandten weilte.

Ein ſeliger Tag für die beiden Liebenden, von dem jedoch keine nähere Schilderung zu geben iſt! Niemals hat er ſeine ſüſſen Gehelmniſſe vor fremden Ohren enthüllt.

So oft Florentin in ſpäterer Zeit ſich dieſes Tages erinnerte, verbreitete ſich ein verklärtes Lächeln über ſein Geſicht. »Der Menſch,« ſagte er einſt bei dieſer Erinnerung, »der Menſch tritt auf ſeinen irdiſchen Pfaden wohl oft in ſchmerzende Dornen, aber auf demſelben Wege blühen ihm auch Freuden, die faſt zu hoch und herrlich ſind für ein armes, ſchwaches Menſchenherz! Die Klage, die ihm zuweilen die Erde abfodert, findet ja immer eher ein bezeichnendes Wort, als die Wonne, womit ſie ihm der Himmel tauſendfältig vergilt!«

Reiner und milder war noch kein Herbſt-

tag über Dianenhain aufgegangen, als der Tag der Kirchweihe, der zugleich, nach des fernen Vaters Willen, dem glücklichen Sohne die blühende Gattin, und der kleinen Gemeinde eine mitsorgende Freundin und Mutter zuführen sollte.

Von allen Seiten zogen ländliche Gäste voll freudiger Theilnahme herbei. Keiner kam ohne eine Gabe vielfarbiger Herbstblumen, die dem jungen Paar den Weg zur Kirche, als freundliche Zeichen treuer Wünsche, bedecken sollten; die Jungfrauen hatten Kränze und Blumenschnüre geflochten, um sie, zu den gefeierten Namenszügen verschlungen, neben dem Traualtar aufzuhängen.

Als nun der schöne Raum sich immer mehr mit Harrenden füllte, und jetzt zum ersten Mal die heiligen Klänge der Kirchenglocken vom Hügel herab das stille Thal, und die strömenden Orgelakkorde den kleinen heitern Tempel durchhallten; als nach dem

Gesang sich eine feierliche Stille verbreitete und der Prediger begeistert anhob zu reden: „von dem göttlichen Segen, der sich im menschlichen Wirken offenbare, und von der starken Macht vereinigter Kräfte zu gemeinsamer Wohlfahrt; und von der Sehnsucht edler Seelen, das verlorne Paradies der ersten Menschen neu zu erschaffen durch Tugend und Liebe“ — da ward dieses neue Gotteshaus auf das würdigste geweiht durch viele, zum Himmel emporbringende Gebete, und zur Erde niederthauenden Rührungszähren, und mancher Nachbar schüttelte in stummer Empfindung seines Nachbars Hand.

Die Rede war geschlossen, und die Orgel fiel mit ihren sanftesten Stimmen ein. Wie von Engelflügeln berührt, fühlte sich das, vorher schon tief bewegte Herz durch die herrliche Weise eines bekannten Kirchenliedes, dessen kindliche Ergebung unter die Macht des Glaubens an höhere Führung

ſich ſo eindringlich in Worten und Tönen ausſpricht. — Da führte Florentin ſeine Roſa zum Altare.

In der Schönheit blühender Jugend und im reichen Schmuck kindlicher Unſchuld, glichen ſie höheren Genien, die ſich hier zu Schutzgöttern des, um ſie verſammelten Völkchens die heilige Weihe geben ließen. Der überglückliche, kaum ſeiner Rede noch mächtige, Sander begann die Trauung.

Aber in dieſem Augenblick entſtand unter den Verſammelten ein ſeltſames Flüſtern. Die gedrängte Menge zwiſchen den Standen hatte ſich getheilt, und ein Fremder ſchritt, mit der Hand Stille winkend, auf den Altar zu, wo er zur Seite der Verwandten des jungen Paares Platz nahm.

Alles ſtaunte, und nur die Heiligkeit des Ortes und die Würde der Handlung hielt ein lautes Aufjauchzen der Anweſenden zurück; denn jener Fremde war ja der Einzige, welcher hier noch gefehlt, den jedes

Herz längst vermißt hatte: — Florentins Vater!

Aber der Sohn, in die tiefe Rührung seines eben ausgesprochenen Gelübdes versenkt, hatte nichts von Allem bemerkt, was in seiner Nähe vorging. Als der feierliche Akt geendigt war und er sich wendete, die holde Braut zurückzuführen, da fühlte er sich plötzlich, — er wußte nachher nicht recht auszudrücken, wie und mit welchen Gefühlen, — umschlungen von väterlichen Armen. Rosa kniete ihm zur Seite.

„Sei mir herzlich begrüßt, meine Tochter!“ war das erste Wort, das sich aus des Vaters überfüllter Brust hervorhob, und womit er sie und Florentin an sein hochschlagendes Herz drückte. Auch sein treuer Sander durfte dann nicht mehr lange auf die, ihn fest umschlingenden Freundesarme harren.

Alles drängte sich um die Wiedervereinigten her, bis man sie endlich den Blu-

menpfad hinab zur festlich ausgeschmückten Wohnung geleitete, wo der Jubel der Freude alle Schranken der vorhergegangenen Rührung durchbrach.

So wenig sich der heimgekehrte Vater in jenen Freudentagen auf eine Erzählung der Begebenheiten seines früheren Lebens einließ; so sichtlich sein Herz derselben gern für immer überhoben gewesen wäre; so konnte er es dennoch in der Folge nicht vermeiden, den Wünschen der Seinigen dieses Opfer zu bringen.

Die Geschichte seines Unglücks steht mit der glücklichen Liebe Florentins in einem allzugrellen Gegensatz, um uns hier eine ausgeführte Darstellung zu verstatten. Es genüget auch, blos zu erwähnen: daß jene Gerüchte, deren wir Anfangs gedachten, zwar im Allgemeinen der Wahrheit auf die Spur gekommen waren, jedoch vieler Berichtigungen bedurften.

Die feindliche Stellung der Familien, welchen Zrinokiusky und seine Geliebte angehörten, fand schon vor dieser Neigung statt; sie nöthigte den kühnen jungen Mann, der sich mächtigen Feinden entgegenzustellen wagte, zur Entführung seiner, ihm sodann heimlich angetrauten, Gattin, auf deren eigenmächtig geschlossenem Bunde der erzürnten Eltern Fluch nur allzusichtbar ruhte.

Kaum ein Jahr lebte der Neuverehlichte in glücklicher Verborgenheit; dann aber, aufgespürt durch die rastlose Rache seiner Gegner, nöthigte ihn Ehre und Selbstvertheidigung zu einem Zweikampfe, in welchem er den erbitterten Nebenbuhler so gefährlich verwundete, daß er selbst sich der drohenden Verhaftung durch schnelle Flucht entziehen mußte. Seine Abwesenheit benutzten die Feindseligen zur giftigsten Rache, indem sie i h n durch die Nachricht vom erfolgten Tode seines Gegners, — seine Gattin aber, die damals kaum ihres Söhnleins

geneſen war, durch die Erdichtung zu täuſchen wußten, ihr Gemahl ſei im Zweikampfe gefallen. Durch verrätheriſche Tücke beſtochener Boten erhielt ſie von ihm ſelbſt keine Kunde und erlag, den Gefahren der Niederkunft kaum erſt entronnen, dem Schrecken über des geliebten Gatten vermeinten Tod.

Als der Unglückliche endlich die Liſt der Feinde durchſchaute und von dem, nun gefahrloſen, Zuſtande des Verwundeten ſichre Nachricht erhielt, eilte er dem Zufluchtsorte der Getreuen zu; — da führte man ihn an den Sarg des liebenswürdigen, doch nicht völlig ſchuldloſen, Opfers unverſöhnlicher Rachgier.

Nur ſeine kräftige Natur und die Vaterpflicht für den verwaiſten Sohn konnten ihn der Verzweiflung entreißen, die ihn faſt an den Rand des Grabes brachte. Die Liebe zur Heimath war jedoch auf immer aus dem blutenden Herzen geriſſen. Er zog mit dem

Knaben, ſobald er nur der erſten unbehol-fenen Kindheit entwachſen war, nach Teutſch-land. Die edelſten Keime ſeines ernſten männlichen Charakters hatten ſich nach den rauhen Stürmen jenes furchtbaren Ungewit-ters, das ſich über ſeinem Haupte entladen, erſt recht befruchtet und ausgebildet. Den beſten Troſt für das verfehlte Glück der Ju-gend, und Erſatz für ihre Irrthümer fand er von nun an da, wo ſie allein zu ſuchen ſind: in einer raſtloſen nützlichen Thätigkeit; — in jenem inneren Wohlſein, welches jedem lohnt, der fremde Wohlfahrt uneigennützig ſchafft und fördert.

Die Verwickelungen, welche in den va-terländiſchen Familienangelegenheiten durch einige Todesfälle und dadurch angeſponnene Rechtshändel entſtanden waren, machten end-lich ſeine Anweſenheit für eine unbeſtimmte Friſt unumgänglich nothwendig; doch nur mit Mühe und mehr aus Vaterpflicht, die dem Sohne alle Anſprüche ungekränkt erhal-

ten wollte, entſchloß er ſich, ſeine neue, ihm nun ſo lieb gewordene, Heimath zu verlaſſen.

Aus Gründen, die Paſtor Sander mit treffendem Blick durchſchaut hatte, ließ er Florentin zurück, der ohnehin dort, wo der alte Familienhaß immer noch heimlich fortglimmte, ſo leicht in unangenehme Lagen verwickelt werden konnte. — In geheimer Verbindung mit Dianenhain blieb der Vater durch den alten Gutsverwalter; einen treuen, verſchwiegenen Diener, den er mit aus Polen hergebracht hatte. Durch dieſen erhielt er die Kunde von dem verbreiteten Gerücht der Liebe Florentins zu Roſa, welche ihm Sander, — als er ſich ihm unter dem Siegel treuſter Verſchwiegenheit aus der Ferne entdeckte, — nur beſtätigen konnte. Eine Beſtätigung, welcher ſchon im nächſten Briefe die freudigſte Zuſtimmung, zugleich mit der Bitte um Abkürzung von Florentins letzter Prüfung, folgte.

Wie Zrinoklusky nach Berichtigung ſeiner vaterländiſchen Angelegenheiten den Tag der Kirchweihe wiſſen, — wie er ſeines Sohnes Glück ihm ſelbſt durch das geheimnißvolle Blatt verkünden, und Tag und Stunde ſeiner Ankunft berechnen konnte, — das alles bedarf demnach keiner umſtändlicheren Erklärung.

Florentin, der bei der Erzählung ſeines Vaters der niegekannten Mutter manche kindliche Thräne weihte, mußte nun auch ſeinerſeits näher berichten, was er unterdeß in Dianenhain theils begonnen, theils vollendet hatte; wobei er faſt überall durch des edlen Stifters Beifall belohnt wurde.

Nichts aber weckte die Aufmerkſamkeit des alten Herrn ſo ſehr, als die Erzählung von Florentins letzter abenteuerlichen Reiſe, von welcher er, — ſo oft er auch ihre Ereigniſſe belächeln mußte, — dennoch zuletzt geſtand: „nicht jeder Umſtand dieſer ſeltſamen Vorgänge ſei durchaus erklärlich, und

man möge ſie daher immerhin für eine, gewiß nicht unnützliche Prüfung geheimwaltender günſtiger Mächte halten. »Hätteſt du Blümelinen entführt, ſo wäre vermuthlich Roſa nicht dein!« bemerkte der Vater.

In der That zeigte die Folgezeit, daß Florentin als Gatte des edelſten liebenswürdigſten Weibes, als Vater blühender Kinder, als Beſchützer und Wohlthäter ſeines ſchöngedeihenden Dörfchens, überall ſo reiches Gelingen fand, als nur immer der mächtige Zauberſpruch der Frau Gertrud einem ihrer ausgezeichnetſten Günſtlinge hätte verſchaffen können.

Eines Abends, als in traulicher Unterhaltung der vereinigten Familie unter mancherlei Scherzen ſich die Rede abermals auf Florentins irrende Ritterfahrt nach dem Königsthale wendete, und als die muthwillige Roſa ſich in manchen, faſt eiferſüchtig erſcheinenden, Spöttereien über die Prinzeſſin Blümeline und ihren geheimen Kabinets-

hofmeiſter herausließ, — da ſchloß der wakkere Sander, indem er ſeiner Tochter dieſe kleine weibliche Unart verwies, das Geſpräch mit einem ernſteren Wort, womit ſich zugleich dieſe Erzählung füglich ſchließen kann:

„Wo auch immer die Keſſelmühle und die Waldherberge gelegen ſein mag, — ob im gränzenloſen Reiche der Dichtung, oder im engeren Gebiet der Wirklichkeit; ſo wird es doch bei dem Ausſpruch des alten redlichen Nathanael ſein Bewenden haben müſſen:

Des Herzens frommer Friede
iſt des Menſchen beſter Segen.“

IV.

Erinnerungen einer Spazierfahrt von Gent nach Amsterdam.

Die Wahrheit iſt oft eine Gränznachbarin der Dichtung; ja, ſie ſoll es eigentlich immer ſein; daher Beide ſich in der berühmten Biographie eines großen Mannes ſogar unzertrennlich verbunden haben. In der That dürfte es auch jedem Schriftſteller, wenn er zugleich Dichter iſt, ſchwer fallen, genau anzugeben, wie viel von ſeinen Leiſtungen Einer oder der Andern der beiden begeiſternden Göttinnen zugehört.

Auch in dieſem Unterhaltungsbüchlein ſteht das Bruchſtück einer Reiſe in der wirklichen Welt unmittelbar neben den Ausflügen der Phantaſie in die ideale. Wenn dieſes, ſtreng genommen, dem Titel „Novellen und Dichtungen“ nicht ganz entſpricht,

so gehören doch die hier mitgetheilten Erinnerungen zu des Verfassers treusten »Reisegefährten,« und finden also wenigstens inseferne ein entschuldigtes Plätzchen.

Uebrigens versteht sichs von selbst, daß bei einer Spazierfahrt keine wichtige Ausbeute eigentlich wissenschaftlicher Notizen zu gewinnen ist. Wer diese verlangt, findet seine Rechnung in den bändereichen Sammlungen unsrer fruchtbaren Reise-Literatur gewiß, und sucht sie hier schwerlich. In den vorliegenden Blättern kam es mehr darauf an: »eine, durch diesen Ausflug geweckte heitre Gemüthsstimmung gemüthlich heiter zu schildern;« weshalb auch die ursprüngliche Form eines Tagebuchs, für Freunde in der Heimath, so wenig als möglich verwischt worden, wie flüchtig und unbedeutend auch Manches erscheinen mag; denn hoffentlich spricht sich gerade so ein gewisses inneres Leben am besten aus, welches befreundeten Geistern zusagt. Gelingt es dem

Reisenden, seinen Leser gleichsam mitzunehmen, und selbst am Unbedeutenden der kleinen Ereignisse freundliche Theilnahme zu wecken; gelingt es ihm, auf solche Weise die Erinnerung ähnlich genossener Stunden bei Andern hervorzurufen, oder auch den Wunsch, sich künftig durch sie zu erheitern: so ist er befriedigt und belohnt, und meinet dann, daß dergleichen flüchtige Skizzen nach der Natur von manchen Lesern mit nicht geringerem Interesse angeschaut werden, als die Gemälde der Phantasie, welche von der Wirklichkeit immer nur so viel entlehnt, als sie gerade in ihren Nutzen verwenden kann:

Es möge sich dieses entschuldigende Vorwort zugleich auf die nächstfolgende fünfte Abth. beziehen, indem dort einige Gedichte mit aufgenommen sind, deren Bedeutung ursprünglich ebenfalls nur auf einen engeren Kreis beschränkt war. Nicht jeder Leser ist so streng, dergleichen poetische Anregungen durch Vorgänge des wirklichen Lebens, ohne

alle Würdigung ihrer Ausführung, unter dem wegwerfenden Namen Gelegenheitsgedicht zu verschmähen. Daß gerade dieses ein Prüfstein des wahren Dichters sei, behauptet einer unsrer Größten. — So muß es denn wohl auch dem Kleineren vergönnt bleiben, in dieser Gattung seine Kraft zu versuchen und sein Bestes zu leisten! Die treue Herzensmeinung unterscheidet sich dabei leicht von absichtsvoller Liebedienerei; — wo jene sich deutlich ausspricht, und wo an die Deutung aufs Einzelne sich immer auch leise die auf's Allgemeine poetisch anknüpft: da wird es wohl dem Dichter fliegender Blätter nicht zu verargen sein, wenn er, sie sammelnd, ihr Ephemeren-Leben nur um ein Weniges zu fristen versucht?

Middelburg, auf der Insel Walcheren,
den 3ten Sept. 1817.

Schnellgefaßte Entschlüsse begünstigt nicht selten das Glück. Wir sind halb träumend, halb berauscht, — jenes ohne Schlaf, dieses ohne Wein, — hier in der Hauptstadt Walcherens angelangt, durch ein Uebermaß von Frohsinn und Wohlsein begeistert.

Der Verfasser thut sich mit der Vorstellung gütlich, daß dieses kleine flüchtige Reise-Tagbuch von den theuern Freunden der Heimath mit einem Interesse aufgenommen werden wird, welches einigermaßen dem gleichkommt, welches er selbst dabei empfunden. — Wie wir aber auf Walcheren gelandet, um morgen weiter nach Rotterdam zu reisen, wird vorerst mit Wenigem erklärt werden müssen.

Schon vor einiger Zeit war beschlossen, unsre Reise von Gent nach Paris auf be-

deutendem Umwege längs der Küste hin zu machen. Spätere Erkundigungen führten die Ueberzeugung herbei, daß, — besonders da wir den schönen Abstecher nach Brügge und Ostende bereits früher gemacht, — eine Fahrt nach Vlißingen hin bei weitem mehr Genuß gewähren müsse, als jene langweilige Küstenreise. Auch versicherte man uns, daß wir jetzt weder in Dünkirch noch in Calais bedeutende Kriegsschiffe zu sehen bekommen würden, wohl aber im Hafen von Vlissingen. Unser Pr. hatte schon vorher mehr Vorliebe zu dieser Stadt blicken lassen, und wurde nun, vermöge seiner alten Schiffsliebhaberei, noch mehr darin bestärkt. So schmeichelte sich allmälig der Gedanke ein, diese Reise jener unterzuschieben und späterhin Paris lieber auf geradem Wege zu suchen. Beschlossen war indeß noch nichts.

Vorgestern führte uns die Einladung eines Herrn van A* auf seine Campagne, wo man nach Sitte der Genter Reichen, ein

übermäßig großes Gastmahl zugerüstet hatte. — Beiläufig: Sollte man es bei fortgesetztem edlen Wetteifer nicht dahin bringen, das Wunder des Evangeliums umzukehren; und fünf Mann mit fünftausend Schüsseln zu speisen? —

Den Schmaus selbst abgerechnet, der nach Gewohnheit seine eigenthümliche Langeweile, gleichsam als Zugemüse zu den reichen Fleisch- und Fischtrachten auftischte, war dieser Tag unvergleichlich. Ein erquickender Ostwind, (dieses Jahr so selten!) hauchte über die unabsehbaren Aerndtefelder her, und flüsterte in den Lorbeerstauden, Tulpenbäumen und hohen Rhododendron-Sträuchen, zwischen welchen wir wandelten. Unser Wirth verwendet viel auf Garten-Kultur, und, bei dem milden Klima der Gegend, mit belohnendem Erfolg. Für manche Blumenarten weiß er die Erde so trefflich zu mischen, daß sie als Handels-Artikel häufig nach Ant-

werpen und in andre Städte dieſes blumenliebenden Landes verſendet wird.

Ob die in Gent, Antwerpen u. a. O. jährlich ſtattfindende öffentliche Ausſtellung ſchöner Zierpflanzen wohl ſchon irgendwo in Teutſchland nachgeahmt worden iſt? — Zu wünſchen wäre es ſehr! — Was mehrere Meilen im Umkreiſe der genannten Städte vorzüglich Schönes wächſt und blüht, wird von den Liebhabern und Pflegern zur beſtimmten Zeit eingeſendet und im großen, von der obrigkeitlichen Behörde hierzu eingeräumten Saale zur Schau geſtellt. Tauſende von Beſuchern weiden ſich einige Wochen lang, zum Theil mit vieler Kennerſchaft, an dieſem reizenden Anblick, und ein Ausſchuß der vorzüglichſten Pflanzenkenner ertheilt zuletzt einigen der ſchönſten und ſeltenſten Blüthen den ausgeſetzten anſehnlichen Preis. Der Name der Pfleger prangt dann noch einige Tage im Saale mit Blumenkränzen geſchmückt, und macht ihre In-

haber stolz. — Doch zurück zur Campagne unsres Wirthes!

Die Bäume und Stauden seiner schönen Anlage sind verständig gruppirt, und stellen sich nicht, wie leider oft in unsern Gärten, gleich einer spanischen Wand gerade vor die freiste und schönste Aussicht hin. Gent bildet, und zwar seinem besten Theile nach, den Hintergrund, so daß man die hohen Spitzthürme von St. Nicolas, Befroi, und St. Baven, in schräger Stellung hintereinander erblickt.

Mitunter holländerts indeß auch ein wenig bei Herrn van A*. So z. B. bedauert man, daß ein großer, buntgefleckter Hund, mitten im Graße liegend, — in Stein gehauen ist; man würde ihn sonst gern wegjagen. Die, hinter Strauch und Baum hervorblickenden Gipsbilder stehen auch hier, wie in vielen holländischen Gärten, gar todt und trocken mitten im frischen vollsaftigen Leben, und würden schicklicher

in ein Sälchen des Gartenhauses zu verweisen sein.

Als wir gegen fünf Uhr vom zahlreich besetzten Tisch aufstanden, brauste alles fröhlich hinaus ins Freie; — wir, ganz mit dem Gefühl, womit man in der Knabenzeit an einem lockenden Sommertage aus der einzwängenden Schule heraushüpft, wenn die willkommene Feierstunde schlägt.

Aber welch ein Abend stand draußen, uns erwartend! — Der flammende goldblaue Himmel, und seine Tochter, die duftende goldgrüne Erde, lächelten einander liebend an. Irgend etwas Außergewöhnliches mußte gesagt, gethan, oder wenigstens beschlossen werden; denn dem frohen Entzücken wird eine flache Alltäglichkeit bald unerträglich.

„Wie sich wohl ein solcher Abend von Vlissingen aus über das Meer hin ausnehmen möchte?“

Diese hingeworfene Frage war der zün-

bende Funke, der ein ganzes Heer blitzender Freudenlichter bei meinen jungen Gefährten aufgehen ließ. Zwei Minuten, — und wir waren entschlossen zu wandern! Noch zwei, — und es war entschieden, daß wir es schon am folgenden Morgen thun müßten. — Vier lebensfrohe, hoffnungsreiche Menschen sehnten sich nun nach dem kommenden Tag.

Früh gegen fünf Uhr stand Einer derselben am Fenster, mit verdrießlicher Verwunderung den, mit dichten grauen Regenwolken überzogenen Himmel beschauend. „Man will nur unsern Glauben und die Festigkeit unsrer Vorsätze prüfen!“ sagte ein Andrer; und ein Dritter bemerkte, den Kopf eilig zur Thüre hereinsteckend: „Es ist noch Hoffnung da! denn der Wind bleibt östlich, wie gestern.“ — Kurz, die Abreise ward, trotz dem ungünstigen Anschein, eilig betrieben. Der Miethwagen, mit drei Pferden bespannt, die sich weit weniger als wir auf die Reise zu freuen schienen, war

ſchlecht, wie man ſie in den Niederlanden ſelten beſſer findet: — hart und ſtoßend; doch geräumig genug.

Unſer muthiger Glaube fand ſich ſchon in der erſten Stunde belohnt. Die Wolken theilten ſich nach allen Seiten, und ließen das reinſte Blau durchblicken; und als wir zu Eecloo anlangten, waren ſie alle in reine kühle Morgenluft aufgelöſt.

Ehe wir dort unſer flüchtig bereitetes Mittagsmahl hielten, ſchlenderten wir auf den Kirmeßmarkt von Eecloo in der langen, breiten, mit mancherlei Buden beſetzten Straße umher, und fanden Manches fremdartig, ſchon ſehr ins Holländiſche hinüberneigend. Sehr emſig wurde von Jungen und Alten ein, bei uns völlig unbekanntes, Naſchſpielchen, — eine Art von Wette, — mit den Verkäufern in den zahlreichen Lebkuchen Buden geſpielt. Außerhalb ſtand nämlich immer ein zierliches Klötzchen, mit einer kleinen hellpolirten Axt belegt. Man

zahlte dem Lebkuchner eine kleine Münze, und hatte dafür das Recht, einen bestimmten Kuchenstreifen mit Einem Hieb mitten entzwei zu spalten. Wer die bezeichnete Linie traf, hatte das abgehauene Stück gewonnen; fehlte aber der Hieb auch nur um ein Geringes, so war Kuchen und Münze verloren. — Selbst der gemeine Niederländer nascht ungemein gern Süßigkeiten. Auch in Gent bemerkten wir schon an vielen Strassenecken kleine Zuckerladen, worin auf einer Drehscheibe herum vielerlei Naschwerk stand; und niemals fehlte es an männlichen und weiblichen Glücksjägern, welche die süsse Maschine in Bewegung setzten, begierig harrend, wo sie stille stand; denn ein Zeiger deutete dann auf die Leckerei hin, die man für seinen Groschen verzehren durfte.

Viele Orts-Namen der Gegend, die wir nun durchzogen, scheinen fast aus der alten Römerzeit herzuklingen; z. B. Novendigem, Maldegem, Adelgem, ꝛc. wo der

Ton auf der letzten Sylbe ruht und G wie K ausgesprochen wird, so daß es an die lateinische Endsylbe **cum** erinnert. Uebrigens sieht man es allen diesen Ortschaften wohl an, daß sie neuerer Zeit aus dem Backofen gekommen sind; — denn alle Städte und Dörfer Hollands sind darin gewesen, da man hier blos mit gebrannten Lehmsteinen baut.

Dergleichen mikrologische Bemerkungen zu machen, hätte ich eben in einem der genannten Dörfer hinlänglich Zeit. Denn als wir dort mit unserm Fuhrwerk schwerfällig um eine Ecke bogen, fing plötzlich mein Nachbar zur Rechten, wie ein Barometer bei eintretendem guten Wetter, in die Höhe zu steigen an, welches mich, den Gesetzen der Wechselwirkung gemäß, um mehrere Grade niederzusinken zwang. Als wir uns überrascht nach der Ursache umsahen, hatten wir den, hier erfolgten Bruch eines alten morschen Kutschriemens mit düstern Mienen zu

betrauern. Doch weder dieſe Trauer, noch die kräftigen flämiſchen Flüche des Kutſchers konnten den Schaden heilen, ſondern das Rathſamſte war ohne Zweifel, einen Sattler aufzuſuchen, der aber zum Unglück ein wenig weit abwohnte. Der unangenehme Vorfall verſchaffte mir doch eine höchſt angenehme Raſt. Während meine Reiſegefährten friſch mit angriffen und die Arbeiter zur Förderung der Wiederherſtellung anfeuerten, hatte ich Muſe zu einem ergötzlichen Spaziergange vor dem Dorfe. Dort lagerte ich mich am Hügel einer ſauſenden Windmühle unter ſchattigen Bäumen ins Grüne. Es war ſo herbſtlich ſchön! Die helle Sonne blickte ſo mild durch die erquickende Luft! Hochgeladene Aerndtewagen zogen bei mir vorbei; Kinder ſpielten vor mir im Sande des Fahrwegs; — erſt fern, dann immer näher herankommend, — bis wir endlich, mit Hülfe einiger kleinen Geſchenke, ganz bekannt und gut Freund zuſammen wurden,

ohne uns sonderlich zu verstehen; und es verdroß mich gar nicht, daß sie mich oft auslachten, zuletzt aber gar mich langweilig fanden und davon liefen.

Die einsame Ruhe im Freien einer fremden Gegend hat etwas unaussprechlich Anziehendes für die Phantasie, und der reizende Blick in eine unbekannte äußere Welt kehrt sich dann bald auf die innere zurück. Ja, das ganze Leben lag schon in solchen genußreichen Momenten, plötzlich wie aus einem Nebel hervortretend, hell und leicht überschaulich vor mir, und selbst aus der geheimnißvollen Zukunft dämmerte Manches erkennbar im Hintergrunde des großen Bildes. — Die Reise von meinem Ruheplätzchen zu Euch, ihr theuren Freunde der Heimath! — mochte sie immer nahe an hundert Meilen betragen, — machte ich dennoch in dieser schönen Abendstunde mehr als einmal, ohne müde zu werden.

Die Ausbesserung des Wagens verursach-

te uns übrigens einen bedeutenden Zeitverlust; denn längstens gegen die siebente Abendstunde mußten wir an der Küste sein, um noch nach Vlißingen überschiffen zu können, weil diese Fahrt sich nach der Fluth richtet, welche nach sieben Uhr zurücktrat. Und schon schlug es sechs, als wir im Städtlein Aardenburg anlangten! Die immer schlechteren Wege schienen unsern Kutscher und seine kraftlosen Gäule hinlänglich zu entschuldigen, daß es immer langsamer ging.

Aardenburg ist schon ganz im holländischen Geschmack. Die reinlichen, fensterreichen Häuser bilden breite, saubergehaltene Straßen, welche von Baum-Alleen eingefaßt sind. Neben dem Pflaster ist der Weg für Fußgänger mit Backsteinen, (die schmale Seite nach oben gekehrt,) festgeplattet. Fast alle Häuser haben niedliche Vorplätze, mit bunten Quadraten musivisch ausgelegt; zu beiden Seiten Steinbänke, mit grünlakirten Bretchen bedeckt. Die Bäumchen

sind alle hübsch unter der Scheere gehalten; Fächer, Kugeln oder Pyramiden daraus geschnitzt u. s. w. Ich schrieb hier eine Devise für Holland in meine Tafel, die sich wahrscheinlich auf unsrer ganzen Spazierfahrt bewähren wird:

»Kleinlich und reinlich.«

Einen vorzüglichen Schmuck der getäfelten Zimmer machen die Vorhänge. Besonders dürfen die kleineren, welche die untere Fensterhälfte bedecken, nirgends fehlen, und müssen auch im ärmsten Hause schleierweiß gehalten werden. Bei Wohlhabenden sieht man sie oft prächtig ausgenäht und mit Spitzen besetzt. Die Menschen sind, der Mehrzahl nach, fein, aber geschmacklos, gekleidet. Hohe, schöngewachsene Frauen sieht man, (besonders hier auf Walcheren,) sehr selten. Dagegen strotzt und quillt Alles in Saft und Blut. Rubens fände seine Grazien noch heute unverändert in ihrer Fleisch- und Farbenfülle wieder. —

Angebettelt wird man nirgends. Der Boden scheint vorzüglich und äußerst sorgfältig bearbeitet.

Im letzten Orte vor Breskens an der Küste, Nieuwenvliet, dunkelte es schon sehr, so daß wir leider nun für diesen Tag auf Vlißingen verzichten mußten. Aus Nieuwenvliet nahm ich doch ein schönes niederländer Bildchen mit, um es in die große Gallerie aufzuhängen, die man stets mit sich führt. Ich ging, während der Kutscher ein Abendbrod mit seinen Pferden theilte, dem Klange einer Orgel nach, die aus einer Kirche herzutönen schien. Er führte mich aber nur an ein kleines Haus, zu dessen halbgeöffneten Fenstern hinein der Blick unverwehrt blieb. Ein ehrwürdiger Greis saß mit seinem unbedeckten schneeweißen Haupte im dämmernden Stübchen am kleinen Orgelwerke, und spielte die wohlbekannte Weise eines frommen Abendliedes. Zur Seite saß mit gefalteten Händen die alte Lebens-

gefährtin auf dem Bette. So ganz einsam, weder von Kindern noch von Freunden umgeben, feierten sie ihren Abendsegen!

Für dergleichen Gukkastenbildchen des Lebens habe ich, wie Ihr Freunde wißt, eine große Liebhaberei, und ergötze mich nicht selten mit einer leisen Rührung daran, wie so eins nach dem andern vorrückt. Wenn es dunkelt, oder der Weg gerade nichts Interessantes darbietet, drücke ich mich in die Ecke des Reisewagens und male mir mit geschlossenen Augen die erbeutete Skizzen in helleren Farben aus. — Das Familienleben jenes alten Paares stand ganz klar vor mir, aber ich hatte es nie gesehn, ich werde es niemals wiedersehn! Einen recht innigen Abendgruß sagte ich dem frommen Orgelspieler im Herzen. „Der hat auch ein Herz, dem es Bedürfniß ist, sich auf Tönen in einen Himmel aufzuschwingen, wohin die Worte nicht tragen!“ sagte ich zu den Gefährten, als wir weiter fuhren. „Warum

hätte er ſich denn ſonſt ſo im Dämmerlichte an ſeine Orgel geſetzt, die man ohnehin gewöhnlich in ſolchen Häuſern niemals antrifft.«

»» Aber er war vielleicht ein Orgelmacher, der ſein fertig gewordenes Werk probirte?«« »O ſtille doch! und verderbt mir mein ſchönes Bildchen durch keinen ungeſchickten Pinſelſtrich.«

---

den 4ten Sept. früh.

Die müden Augen meiner jungen Freunde ſind noch feſt mit den Augenliedern zugedeckt; mich aber läßt Ort und Zeit nicht länger ruhn und drängt mich an meine kleinen Tageblätter hin, fortzufahren in der Erzählung.

Erſt gegen 9 Uhr waren wir in Breskens.

Ein ſchmuckes Gaſthaus nahm uns auf, deſſen Inneres bemerken ließ, daß Schiffsbaukunſt und ländliche Architektur hier einander freundlich die Hand reichten. Die en-

gen, kajütenähnlichen Stübchen; die steilen, schmalen, leiterartigen Treppen; die, in die Wand hineingebauten Bettstellen: alles kündigte die Nähe der See an; wiewohl wir sie auch schon durch die stille dunkle Nacht vernehmlich genug zu uns herüber rauschen und plätschern hörten.

Unser Wirth, ein alter Soldat, sprach nothdürftig französisch; auch im Teutschen, — hier Titsch genannt, — mochte man sich ihm wohl verständlich machen. Er prophezeite uns noch herrliche Reisetage und weckte in uns zuerst die Lust, bis Rotterdam zu fahren.

Nach dem Abendessen, (Fisch und wieder Fisch! — das versteht sich an diesen Küsten von selbst!) holte uns der Alte seinen holländischen Volkskalender her, um unsre Reisezeit und Plane mit den, darin für's ganze Jahr berechneten, Ebbe- und Fluthperioden in Vergleichung zu setzen. Der Kalender gewährte uns übrigens noch

manche Unterhaltung, denn wir verſtanden Vieles und ließen uns Anderes dolmetſchen: Es waren auch mehrere »Dichtſtukjes« darin aufgenommen; — zum Theil ziemlich aus dem Groben geſchnitzt; manche indeß galant und launig genug!

Hier iſt ein Liedchen in dieſer Dichtſtukjes-Manier, frei und flüchtig nachgebildet:

Gretchen mit der Angelruthe,
Sonntags ſaß ſie dort am Strande.
Neben ihr mit frohem Muthe
Sonni' ſich Hans im weichen Sande;

Schaute, wie das Mädchen zierlich
Fiſchlein lockte, die nicht kamen;
Wie ſie fleißig und manierlich
Immer hob den leeren Hamen.

Und die ſchwarzen Aeuglein guckten
Schelmiſch halb, und halbverdroſſen,
Nach den Fiſchen, die ſich duckten,
Und am Netz vorüberſchoſſen.

Aber als ihr rothes Mündchen
Seufzend klagt': „Ich kann keins kriegen!"
Wagt es Hans zum guten Stündchen:
„Gretel! sprach er, laß Dir gnügen!

Sieh nur her! Dir ists gelungen,
Einen großen Fisch zu fangen. —
Soll, in Deinem Netz verschlungen,
Ich noch lange zappelnd hangen?

Doch die Schelmin lächelt krause,
Spricht mit listigen Geberden:
„Kabeljauchen, geh nach Hause;
Sollst ein guter Stockfisch werden!"

In der heitersten Laune, welche selbst der zudringlicher werdenden Schläfrigkeit nicht wich, erkletterten wir unser Kämmerlein auf einer Art Schiffsleiter, und dankten Gott für diesen herrlichen Reisetag.

Am Morgen ließ ichs mir nicht nehmen, der Sonne zuvorzukommen; ich eilte an den Strand, und kam gerade noch recht, um früher, als sie, auf die dunkelwogende See

zu schauen. Aber als sie nun in Gold, Purpur und Meergrün hervorging, blickte sie mich so göttlich an, und deckte meinen Augen ein so prachtvolles Bild auf, daß diese sich fast geblendet schlossen, und das Herz, in stiller Andacht sich zum Vater des Lichtes erhebend, sie zuvor weihte, die Schönheit des Herrn anzuschauen. — Gegenüber, in der Entfernung einer Meile lag die Inselfestung Vlißingen; zur Linken das endlose Meer; zur Rechten die Wasserschelde, die sich hier meilenbreit in dasselbe ergießt.

Da fortwährend ein frischer Nordost wehte, so kamen die Schiffe von den jenseitigen Inseln mit vollen Segeln bespannt, und durchschnitten majestätisch die langen goldnen Flammen des schillernden Wasserspiegels, und die Morgenstrahlen rötheten die ausgespreitzten Segeltücher. Alles ganz so, wie man es auf Vernet's und auf Claude's Landschaften sieht; auch derselbe zauberische

goldige Duft über den ganzen Horizont! — Doch wer kanns beschreiben!

Nach einigen Stunden saßen wir in unserm, am vorigen Abend gemietheten Schiffchen; einem Boote mit zwei Segeln. Da unsrer Fahrt der Wind nicht günstig war, so gings ziemlich langsam und stark schwankend, doch ohne verdrießliche Folgen für den Magen.

Auch unsre Schiffer verkündeten beständiges Wetter; und solchen Leuten ist weit mehr, als dem besten Wetterglase, zu trauen. Sie sind fast unausgesetzt im Freien, und ihr Erwerb selbst nöthigt sie, genau auf den Witterungswechsel zu achten. Bei Manchem bildet sich ein gewisses instinktartiges Vorgefuhl aus, dem des Haushahns und andrer Thiere vergleichbar; so daß ihre bestimmten Voraussagungen nur sehr selten trügen.

Unsre Fahrt, die uns ganz nahe an einigen Dreimastern vorbei führte, war nach einigen Stunden troß dem stärker werdenden

Winde geendigt, und wir zogen, entzückt von diesem Morgen, dem unsre bisherige Erfahrung keinen ähnlichen zur Seite stellen konnte, in eine der stärksten Vesten Europa's ein.

Im »Heerenlogement« ward Einkehr gehalten, um vor allen Dingen nach einem Kapitän R* Erkundigung einzuziehn, an welchen wir ein Empfehlungsschreiben des H. v. W. abzugeben hatten; denn ohne militärische Bekanntschaft bekommt man hier wenig zu sehn. Der Kapitän war aber leider gerade nicht hier, sondern in Middelburg, und es galt also, aufs Gerathewohl dennoch den Versuch zu machen, ob es möglich sei, vom Aufseher der Magazine, Obrist Duim, die Erlaubniß zur Ansicht der Schiffswerfte, woran uns hauptsächlich gelegen war, zu erhalten. Nach der abschlägigen Antwort, die uns der Lohnbediente vor die Thüre herausbrachte, besann sich unser Pr. zum Glück

auf einige in Kupfer gestochene Visitenkarten mit seinem Namen, die zufällig in seiner Schreibtafel lagen. Eine derselben mußte als Noahstaube hineinfliegen, und siehe, sie brachte ein Oelzweiglein zurück! Wir wurden jetzt höflich aufgenommen. Der Obrist versprach, die nöthige Erlaubniß zu verschaffen, und ein Spaziergang um die Stadt, wo wir unter andern die von Napoleon erbauten Kasernen besichtigten, die, wie so viele seiner Werke, allzugroßartig in der Anlage, und daher unvollendet in der Ausführung, dastehn. Es öffnete sich uns bei der Rückkehr das Thor zu den Werften. Der Obrist führte uns selbst zu allen Merkwürdigkeiten, beantwortete freundlich unsre vielen Fragen, und richtete einmal selbst eine angelegentliche an uns: die Erkundigung nach einem Freunde, einem Landsmanne von uns, mit dem er lange in Amerika gedient; — und gerade der, bei welchem er sich befragte, war jenes Freundes Neffe! Ein glücklicher

Zufall, der uns diesen gefälligen Mann noch gefälliger machte!

Der große, lang gehegte Wunsch des Pr., ein Kriegsschiff zu besteigen, ward nun vor allen Dingen befriedigt. Es lagen drei stattliche Schiffe vor uns, unter welchen wir die Euridice, ein erst vor Kurzem völlig ausgerüstetes, zu näheren Ansicht wählten. Binnen wenig Tagen sollte es zum Schutz von Kauffahrern in See gehn und hatte über 200 Mann bewaffneter Besatzung an Bord.

Wir hatten es uns wohl gedacht, daß die holländische Reinlichkeit und Ordnungsliebe gerade hier, wo sie von der höchsten Bedeutung ist, auch im vorzüglichen Grade hervorleuchten würde; die Einrichtung des Ganzen übertraf jedoch unsre Erwartung weit. Ein großer Ventilator führt jedem Räumchen gesunde Luft zu, und jedes ist aufs Beste benutzt; für Alles gesorgt, alles zweckmäßig, von der glänzend getäfelten, schön möblirten Kajüte, bis zur — Läuse-

kammer herab. (Jeder Schiffsinsasse nämlich, der, — nicht sowohl aus Insektenliebhaberei als vielmehr aus Insektenfeindschaft, — auf diese Art von Jagd geht, ist verpflichtet, es nirgends anders, als in diesem Kämmerlein zu thun, welches demnach eine wahre Mördergrube für jene armen Schmarotzerthierchen ist, die doch ein so muntres ergötzliches Leben in die todten Lekken bringen! —) Welches belehrende Vergnügen es uns gewährte, Alles zu durchkriechen und zu beschauen, denken sich die Leser, und erlassen mir für jetzt das Ausführliche der Beschreibung.

Nach der Euridice zeigte man uns die reichgefüllten Magazine, und die herrliche, größtentheils aus engländischen Stücken bestehende Artillerie. Die Menge der Vorräthe aller Art, so wie die überall herrschende höchste Ordnung, erregte, da wir Aehnliches noch niemals gesehn, in der That unser Erstaunen. Als wir in den ersten unge-

heuern Saal traten, der rings mit hohen Repositorien versehen ist, in welchen Carteuchen, Pulverbüchsen, Kartätschen ꝛc. eingereiht sind, mußte ich unwillkührlich an eine Apotheke denken. Aber welch ein Gegensatz! — Dort wird, (wenn anders der Arzt sich nicht verschreibt, und der Apotheker sich nicht vergreift,) Gesundheit und neues Leben geholt: hier nur Tod und Wunden! Die rothumwickelten Kartätschen-Büchsen sahen recht artig, fast wie Gläser mit Eingemachtem aus. — Auch das Gräßliche weiß der Mensch aufzuputzen, so wie er die furchtbarste Zerstörung in eine Wissenschaft einkleidet.

In ein solches Verrathshaus hineinzublicken, und sich dabei vorzustellen, wie viel Blut und herzzerschneidender Jammer früh oder spät ganz gewiß aus diesen Höllenkammern strömt, — das erregt eine Art von Fieberfrösteln; und ich will mich nicht schämen, zu bekennen, daß ich hier schwerlich

eine Viertelstunde lang allein und unbemerkt zubringen könnte ohne die peinlichsten Gefühle. »Gebet der Menschheit was der Menschheit ist.« Mein eignes Blut stände darum doch dem Vaterlande zu Diensten, wo es Noth thäte.

Die Vorräthe der aufgestellten, meist zu Trophäen geordneten Waffen sind sehr beträchtlich. Manche Waffengattungen waren uns, selbst bis auf den Namen, völlig neu. Andre Säle des weiträumigen, neuerrichteten Gebäudes enthalten das Tauwerk; andre die Segeltücher; andre Matrosenkleider. Auch Werkstätte von Arbeitern, Segelschneidern u. s. w. sind in beständiger Thätigkeit in diesen ungeheuren Räumen, die man mit Millionen nicht auskaufen könnte.

Das Schönste kam zuletzt. — Wir stiegen auf den hohen Altan des Hauptgebäudes, wo seit der Anwesenheit des Königes ein großes Zelt errichtet stand. Hier überblickt man ganz Walcheren, einen großen

Theil der benachbarten Inseln und das unermeßliche Meer. — Einen schöneren Trost für meine unterdrückten Seufzer in den Kammern unter unsern Füßen, konnte es wohl nicht geben, als dieses heitre Anlächeln der Tochter Gottes, der ewigliebenden, immer neues Leben aus Zerstörung schaffenden, Natur!

Aber wie selten mögen Reisende, — die auf Walcheren des verrufenen Klimas wegen, ohnehin eine seltene Erscheinung sein sollen, — unser Glück haben! In diesen nebelreichen Gegenden und zu dieser herbstlichen Zeit haben wir bis jetzt die reinste Himmelsluft geathmet. Morgens und Abends sammeln sich einige leichte Wolken, die am Tage völlig wieder zerfließen. Das gibt eine süße Hoffnung für die Genüsse, die uns noch bevorstehn!

Ein Stündchen weilten wir auf jener erhabenen, mir stets unvergeßlichen Stelle. Tief unter uns lagen bedeutende Kriegsschiffe

und von da zogen ſich die Reihen der Kauffahrer den Hafen hinab. Die Gewäſſer rings um den Standpunkt des groſſen Panoramas ſahen wir mit ſegelnden Fahrzeugen bedeckt. Die Inſel breitete ſich, treffkich angebaut, mit ihren grünen baumreichen Auen und Dörfern vor uns aus, und gegen Oſten ſchimmerte uns das ſchöne Middelburg entgegen, das wir nun heute dankbar verlaſſen.

Mittags.

Auf einem ſtarken Spaziergang beſahen wir die Merkwürdigkeiten Middelburgs und fanden eigentlich zu viel Stoff für ſo wenig Raum und Zeit. Um ſo ſorgfältiger iſt jeder Augenblick vom Führer des kleinen Tagbüchleins zu nützen, und alle Trägheit zu bekämpfen; — wenn anders Ermüdung dieſen Namen verdient. — So fahre ich denn in der Geſchichte des geſtrigen Tages fort.

Von Vliſſingen führt ein vortrefflich ge-

haltener Weg nach der Hauptſtadt. Alle Straßen der Inſel ſind reich mit Bäumen beſetzt. Groſſe Strecken weit laufen zugeſchnittene Gartenhecken neben dem Wege fort, aus welchen Obſtbäume und Weidenſtämmchen in regelmäßigem Abſtande hervorragen, ſo daß man Walcheren eben ſowohl eine Garteninſel, als ein Inſelgärtchen nennen könnte.

Middelburg iſt eine wohlgebaute Stadt, jetzt kaum noch 11000 Einwohner zählend, deren ſie doch ſonſt über ein Drittheil mehr hatte. In Vliſſingen iſt der Abſtand von ſonſt und jetzt noch greller. So hat Handelsſtockung, Krieg und eine ihm folgende furchtbare Seuche dieſes gute Völkchen herabgebracht! — Hier in der Hauptſtadt ſtehen oft mehrere Häuſer nach einander ohne alle Bewohner.

„Gehen alle dieſe Leute bei Ihnen zu Tiſche?“ fragte ich unſern Wirth, als ich einen Saal ſeines Hinterhauſes ſich mit Men-

schen anfüllen sah. „Es wird hier Auction gehalten;“ war die Antwort. „Was verauctionirt man so eben?“ — „Häuser.“ — Man kann denken, daß sie für einen Preis losgeschlagen werden mußten, womit wir daheim kaum ein einfaches Gartenhäuschen herzustellen im Stande wären.

Unser Gasthof, die Domburg genannt, ist auf einem grosen, regelmäßigen Platze, dem Rathhause gegenüber, gelegen. Dieses verzieren eine Menge Thürme und Thürmchen. Wir beschauten es heute auch von Innen, worauf ich vielleicht später noch einmal zurückkomme, wenn ich zuvor einer, uns wichtigen neuen Bekanntschaft nach Würden erwähnt haben werde.

Ein hübscher, freundlicher Mann, gesetzten Alters, stand, als wir in die Wirthsstube traten am offenen Fenster und rauchte eine, mich lieblich anduftende, Cigarre. Ich trat grüßend zu ihm und fand sogleich Ansprache. Kaum hörte er, daß wir wohl

Luſt hätten, weiter zu reiſen als wir es uns beim Beginn einer bloßen Spazierfahrt vorgenommen, ſo bot er uns ſeine Geſellſchaft an, weil auch ſein Weg über Rotterdam führe. „Er habe heute ſchon ein Plätzchen für ſich auf einem guten, ihm bekannten Schiffe gemiethet, und, wäre es uns genehm, ſo beſtellte er nun Kajüte und Ruff, (ein an die Kajüte ſtoßendes Zimmerchen,) für uns zuſammen; wir kauften uns hier die nöthigen Lebensmittel und reiſten dann bequem und angenehm genug.“

Welche unwiderſtehliche Lockung! — Wir theilten uns in unſrer Sprache, (der Fremde hatte uns in der franzöſiſchen angeredet,) einige Beſorgniſſe wegen unſrer, eigentlich nur für wenige Tage berechneten, Kaſſe mit. Zur Noth, fanden wir, könne es wohl ausreichen. Doch wer verbürgte uns guten Wind und bleibende Witterung, ohne welche Gunſt des Himmels ſich die Fahrt ſehr verlängern konnte? — So ſchwankten

wir zwischen Ja und Nein, ohne zu ahnen, daß unser Fremdling uns verstehe. Er aber sprach, mit freimüthiger Freundlichkeit herzu in den Reiserath tretend: »Haben Sie nicht Geld genug, so bin ich dermalen gut versehen. Ich leihe Ihnen, so viel Sie begehren.«

Ein solches Anerbieten in der ersten Viertelstunde unsrer Bekanntschaft, an Reisende, deren Namen er nicht kannte, und deren ganzes Gepäck, nichts weniger als glänzend, in einen Mantelsack eingeschnürt war, — überraschte uns aufs Angenehmste. Diesen Mann gefunden zu haben, schien mir schon allein des bisher zurückgelegten Weges werth; ihn näher kennen zu lernen, war ein neuer Beweggrund, sie fortzusetzen.

Binnen fünf Minuten waren wir alle zusammen, Du Bois (so hieß unser Freund) voran, — in vollem Lauf nach dem Hafen. Seiner Versicherung nach war kein Augenblick zu verlieren. Wir trafen es noch

zur rechten Zeit. Für ohngefähr 50 Gulden waren Kajüte und Ruff, nebst 4 Betten zu unsrer Bestimmung, und wurden sogleich von uns besehen und belobt.

Der Schiffsherr, den wir in seinem Hause aufsuchten, war ein altes rothwangiges Männchen. Den dreispitzigen Hut mit großer Orangekokarde rückte er kaum, als wir zu ihm eintraten. Wir kauderwelschten Holländisch mit ihm, so gut's ging, und bald war alles in Richtigkeit. Das Männlein fragte uns noch, ehe wir schieden, unsre aufrichtige Meinung über sein Alter ab. Wir riethen sämmtlich mehr als zehn Jahre zu wenig; und er verbesserte mit einem triumphirenden Lächeln unsern Irrthum. Er war in der That nah an 80; aber voll munteren Lebens. Wir schüttelten ihn mit einem »Oranje Boven!« die Hand, was ihn ganz entzückte. Es war ein guter, treuer Mann aus der alten Zeit. —

Es gibt Greiſe, die mit ihren 80 Jahren nicht weniger groß thun, als manche Jungfrau mit ihren 18. Das iſt menſchlich! — Erſt iſt man ſich allzujung und lügt ſich gern ein Jährchen an; — im dreißigſten möchte man ein Luſtrum lang gar gerne ſtille ſtehn; — noch ſpäter mag man immer weniger die Rede aufs Alter bringen; man treibt auch wohl abermals Betrug, und gibt ſich nun die Jahre, die man ſich im Beginn des Jünglingsalters zu viel gegeben, nun zu wenig; — gleichſam um die alte Lüge durch eine neue aufzuheben und auszugleichen: will aber am Ende kein Menſch mehr recht glauben, und merken wir eben an Allem, daß wir alt werden, — nun, ſo entſchließen wir uns kurz, und werden eitel auf das Alter ſelbſt! — Gewiß, unſer Schiffsherr war's mit einer Art von Koketterie, die, wenn ſie am höchſten geſtiegen iſt, ihm unfehlbar das Leben koſten wird.

Auf dem Rückwege zur Domburg wurde

Vielerlei über die mitzunehmenden Vorräthe verhandelt, da die Passagiere sich selbst verköstigen müssen. Einige kalte Braten, Butter, Käse, Rettige, viel Kartoffeln nebst Brod, machten die festen, — Rum, Wein, Citronensaft, Milch und süßes Wasser, die flüssigen Bestandtheile unsrer Speisekammer aus. Zucker und Kaffe waren nicht vergessen.

Das alles zu bereden, so kleinlich, wie es hier steht, — aber viel wichtiger und umständlicher, — das war überaus ergetzlich für meine lieben Reisegefährten und mich. Seelenfroh langten wir nach gefaßtem Beschluß in der Herberge an.

Unser neuer Freund eilte nach Vlißingen, um ein dringendes Geschäft abzuthun; wir aber machten während seiner Abwesenheit einen herrlichen Spaziergang am neuen Hafen. — Eine große Arbeit, die schon mehrere Jahre gekostet, und die noch nicht ganz beendigt ist. — Ein breiter, sehr fester Damm ist über eine Stunde weit fortgeführt,

und für Middelburgs Handel dadurch viel gewonnen. Ueber 40 Schiffe lagen in dem breiten, sanftgekrümmten Kanal, alle mit Arbeitern angefüllt, die in eingerammte Pfähle Erde zuführten und einschaufelten. Andre waren beschäftigt, vermittelst hoher Maschinen unter einem seltsamen, taktangebenden Ruf des Vormannes, große Baumstämme einzuschlagen. Auf dem Damme selbst wimmelte es von Kärnern und von bunten Spaziergängerinnen. — Oft begegneten uns in der eigenthümlichen Landestracht Frauen mit großen Milcheimern, die sie im Gleichgewichte an bemalten und mit Schnitzwerk verzierten Jochen trugen. Diese Weiber, — Melkmeisges genannt, nehmen sich recht hübsch aus. Der Anzug ähnelt sehr der Schweizertracht im Berner Oberlande; das Hütchen ganz nach dem Schnitt, wie man es in Lucern sieht. Es gibt ein artiges Bildchen, wenn ein blühendes „Melkmeisge“ auf ihrem niedern, verzierten Wägelein

ſtehend, und denſelben ſelbſt lenkend, — die großen blanken, krugartig geformten Kannen mit Meſſingblech überzogen um ſich her, — nach der Stadt zum Markt fährt. Die Landleute ſind freundlich und von einfachen, unverdorbenen Sitten.

Früher habe ich des Middelburger Rathhauſes und unſres Beſuches erwähnt, finde aber jetzt wenig in der Erinnerung, was des Aufzeichnens werth wäre. Außer einem altväteriſchen Saale, worin viele Modelle von mancherlei Brücken aufgeſtellt ſind, war nichts Bedeutendes zu ſehen. — Den Kapitän, an welchen unſer Empfehlungsbrief abgegeben worden, fanden wir hier, und ſind ihm ein dankbares Andenken ſchuldig. Von ihm begleitet beſuchten wir das Muſeum, deſſen Aufſeher leider nicht aufzufinden war. An ſeiner Statt führte uns eine alte Haushälterin durch mehrere, mit guten Niederländern gezierten, Zimmer. Sie machte uns vorzüglich auf einige Peter Neef's

aufmerksam, indem sie uns treuherzig rieth, »die Stukjes durch die Finger anzugeuken.«

Middelburg hat an einem Herrn Goekoek (spr. Gukuk,) einen noch lebenden ausgezeichneten Maler, welcher vortreffliche Seestücke liefert. Ich weiß nicht, ob es zum Gelingen solcher Darstellungen aus dem nassen Elemente durchaus nöthig ist, auch von innen heraus aus dem Nassen zu arbeiten; Goekoek wenigstens scheint davon überzeugt zu sein, denn, wie unser Kapitän versicherte, tritt bei ihm regelmäßig nach der Vormittags-Ebbe die Weinfluth ein, die oft unter die sogenannten Springfluthen gehören muß, da sie des Malers Verstand rein wegschwemmt. Schade für den trefflichen Künstler! — Es war eine meisterhafte Landschaft von ihm da. Auch in Brüssel, wo seine Bilder sehr gesucht und gut bezahlt sind, hatten wir schon so Manches von ihm mit Vergnügen betrachtet. Einige gute Portraitmaler sind hier ebenfalls einheimisch.

Das Bild eines Matrosen, der als ein zweiter Waltemade, viele Verunglückte aus dem Schiffbruche gerettet, hing als doppeltes Zierstück, für den Menschen wie für den Künstler, — neben dem des berühmten Admiral Ruiter, der in seiner Jugend zu Vlißingen als ein armer Seilerbursche arbeitete. Das Rad welches der große Seeheld damals gedreht, hat er selbst dem Middelburger Museum geschenkt, wo es ehrenvoll aufgestellt ist.

Noch zeigte man uns zur Ehre dieser Stadt eine äußerst kunstvoll gearbeitete Himmelssphäre, — stets im Gange, — von einem Middelburger Meister verfertigt. — Von naturhistorischen Gegenständen viel Schönes und Merkwürdiges! Die Sammlung Surinamer Schmetterlinge dürfte kaum irgendwo vollständiger zu sehen sein. — Bei der Ansicht einer gut erhaltenen Mumie erfuhren wir zufällig, daß vor wenigen Tagen die Fluth auf der nördlichen Küste der Insel

alte Grabmähler aufgespühlt habe, worin man Gerippe von auffallender Größe und Waffen unbekannter Art finde. Unser Kapitän schilderte sie als höchstmerkwürdig, und kaum widerstanden wir der Versuchung, dorthin zu reisen.

Zum Andenken an das furchtbare Bombardement von Vlißingen war manche Merkwürdigkeit aufbewahrt. Eine besonders, die man uns mit einer gewissen feierlichen Wichtigkeit vorzeigte; — etwa, wie man eine wilde Bestie gefangen hinter einem Gitter sehen läßt.

Es bestand diese kleine Höllenmaschine aus einer vierkantigen Kapsel von Erz, welche ein Uhrwerk mit einem Zeiger umschloß; so eingerichtet, daß nach einer vorherzubestimmenden Anzahl von Minuten ein Flintenschloß einschnappte, und die darüber befindliche große Bombenkugel anzündete. Höchst sinnreich und verderblich! — Das Zerstörungswerkzeug ist an ein kleines Brett

befestigt, welches an das Schiff hinantreibt, dem man auf solche Weise meuchlings den tödtlichen Schlag versetzen will. Entfernung und Zeit sind leicht zu berechnen und während das Verderben, kaum auf den Wellen zu entdecken, heranschwimmt, rückt der Todeszeiger leise seinen stillen Gang.

In Rochefort sollen durch diese englische (!) Erfindung sechs Schiffe vernichtet worden seyn. In Vlißingen fischte ein solches heimtückisches Brett ein kühner Matrose hinweg, und schnitt eilig und besonnen den Schlauch ab, der mit der Kugel in Verbindung steht. So kam dieses furchtbare Werkzeug hierher, und wird mit Recht als eine Seltenheit aufbewahrt, — aber keinem reisenden Engländer vorgezeigt; — vielleicht, alle Beschämung zu vermeiden? —

Aus dem Museum gings zur Hauptkirche. Ein runder einfacher Tempel von gefälliger Bauart. — Von da zum großen Waarenlager, wo ungeheure Vorräthe von Thee

die großen Hallen füllten, indem erst vor wenigen Tagen 6000 Kisten, jede zu 80 Pf. ausgeladen worden.

Zum Abschiede wurden meinem Pr. mit vieler Artigkeit von Seiten des Magistrats eine, bei der Eröffnung des Hafens geprägte sehr schöne Medaille, als ein kleines Andenken an diese gute Stadt, überreicht. Wir verlassen sie recht dankbar!

Gegen Abend schiffen wir uns am Bord der »Geode Verwachtinge« ein; und den schönen Tagen sollen hoffentlich noch schönere folgen!

Amsterdam, vom 9 bis zum 12 Sept.

Erst hier, am Ziele unsrer Fahrt, wird sich zuweilen ein Schreibstündchen für's Tagebuch finden, welches, seit wir in Middelburg an Bord gingen, in ein unvermeidliches Stecken gerieth. Nur einzelne flüchtige Notizen konnten in die Schreibtafel aufgenommen werden.

Stände doch nun schon alles geordnet, und so, daß es dem Verfasser, wie dem Empfänger, einigermaßen genügte, auf diesen kleinen Blättern! Möchte auf sie die süße Erinnerung frohgenossener Stunden, die mir jetzt, — und in der Folge wohl öfter! — als ein stiller erheiternder Mond aufgeht, einen sanften, wohlthuenden Wiederschein zurückstrahlen! Und möchte doch auf dem weiten, schwierigen Wege vom Anschauen zum Abschildern, vom Durchleben zum Erzählen, nicht allzuviel verloren gehn! — Es können aber die Leser dem Darsteller ihrer Seits gar mächtig unter die Arme greifen! Denn so wie keine Reise einen wahrhaft schönen, dauernden Genuß ohne die treue Reisegefährtin Phantasie gewährt, so muß sie dann auch daheim an des Lesers Seite stehn, damit sie ihm zuflüstre und winke, wie er flüchtig angedeutetes weiter auszuführen, und jedes ihm dargebotene Bildchen gerade in die rechte Beleuch-

tung zu rücken habe. — Eine solche hülfreiche Mitwirkung bei den Meinigen voraussetzend, nehme ich hier den Faden der Erzählung wieder auf, um ihn gemüthlich fortzuspinnen.

* * *

Am Abend des 4. Sept. saßen wir mit dem Kapitain R., der uns das Geleite gegeben, in der Nähe des Hafens, auf die Fluth wartend, mit welcher die Goede Verwachting abgehen sollte.

Der Kapitain, ein seelenguter, grundehrlicher Holländer, hatte eine Zeitlang in Teutschland gedient, und freute sich darum desto herzlicher, daß unsre Empfehlungsbriefe seiner gedachten. Wir standen zusammen schon auf dem besten Fuß, als wir hinter dem Kärnlein herzogen, das unsern einzigen Mantelsack, — denn damit können fünf genügsame Wandrer sich schon behelfen, — dem Hafen zufuhr. In einer Reihe rein-

licher Häuschen, (man kann doch gar nichts Holländiſches nennen, ohne dieſes ſchmucke Beiwörtchen zu brauchen!) ſtreckte uns auch Eines den einladenden Holzarm mit einer daran ſchwankenden Weinflaſche entgegen, und eine ſaubre, mit lackirten Bretchen bedeckte, Thürbank lud uns zum Niederſitzen ein, da die Schiffer mit ihren Zurüſtungen noch nicht zu Rande gekommen waren. Hier klangen zum traulichen Abſchiede die Gläſer munter zuſammen, gleichſam als Vorſpiel der Schiffsglocke, die das Zeichen zur Abfahrt zu geben pflegt. Als dieſe endlich ertönte, ſchlürften wir auf ewiges freundliches Andenken die letzten Tropfen, und ſchüttelten uns dann die Hände. Noch fern am Ausgang des Kanals gewahrten wir im Rückblick ein weißes flatterndes Tuch, und die unſrigen antworteten. —

Schon nach zwei Stunden hatten wir die nördliche Spitze der Inſel hinter uns

und fuhren zwiſchen den beiden Bevelands der Oſterſchelde zu.

Den Weg von Middelburg nach Rotterdam legt man im günſtigſten Falle binnen 24 Stunden zurück; wir aber bedurften faſt 3 Tage, da oft Stundenlang nur ein ſchwaches Lüftchen hauchte. Dieſe Gewäſſer haben an mehreren Stellen Untiefen, welche unverſichtig geführten Schiffen bei ſtürmiſchem Wetter gefährlich werden können. Wir ſahen ein ſolches verunglücktes Fahrzeug in der Ferne aus den Wellen ragen. Mit guten Führern iſt die kleine Reiſe immer ſicher, denn im Nothfall kann man leicht anlanden.

Dem Reiſefreund, der doch wenigſtens die Idee einer Seereiſe mit nach Hauſe zu bringen wünſcht, läßt ſich ſchwerlich eine ſchönere Fahrt empfehlen, da ſie das Angenehme ſolcher Reiſen mit Vermeidung vieler Unbequemlichkeiten groſſer Meerfahrten gewährt. Auf der offenen See ohne Ruhepunkt für das Auge hinzuſchiffen, kann nur Lange-

weile machen; denn schon ein anhaltendes Hinschauen aufs Meer vom Strande aus, wird, so überraschend groß der erste Eindruck sein mag, in kurzer Zeit langweilig. — Unsere Fahrt war ein ergötzliches Mittelding zwischen See- und Flußreise.

In vielfachen Krümmungen geht es bald auf schmalem Wasser, bald auf meilenbreiten Flächen mit dem Fernblick auf das Meer, immer zwischen grünen Inselchen hin, wo hier ein Wald, dort ein Dorf, eine Stadt, Landgüter oder Gärten den Blick auf das Angenehmste in stetem Wechsel erheitern. Hätten diese Küsten noch vollends Berge, nur sanft erhobne Hügel, so bliebe dem Auge gar nichts mehr zu wünschen übrig.

Von Middelburg nach Rotterdam gehen wöchentlich regelmäßig einige Schiffe ab, wo Reisende Platz miethen können. Sie sind äußerst reinlich und wohlgebaut. Die Kajüte ist ein gar niedliches Räumchen, freilich mit wenigen Geräthschaften ausgestattet.

Aus demſelben führt eine Treppe hinab in ein noch kleineres, mit einigen, in die Wände eingefügten, Bettſtellen verſehen. Erwacht man Nachts, und legt die Hand an die Schiffswand an, ſo fühlt man die Meereswellen, wie Pulsſchläge; welches ich oft mit beſonderem Vergnügen wiederholte;

„Wenn dann um mein geſchauktes Gebäude
Die Wellen toſ'ten, lauſcht' ich in der Kammer,
Und hatt' an ihrem Plätſchern meine Freude.

Wenn's ſtille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,

Die feſt am Haus hielt, oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon loszumachen
Sich bald mein Schiffchen wieder, das geſchickte,
Und ruhig ſchwamm ich fort im flotten Nachen. *)

Von dieſem heimlichen Ruhekämmerlein wieder einige Tritte abwärts, — hier zugleich auch aus der Poeſie in die Proſa! —

*) Rücken.

und man gelangt in den Ruff, welches für das Staats- und Visitenzimmer gelten könnte, wenn es nicht, seiner zwei Wandbetten halber, ebenfalls einer Schlafkammer sehr ähnlich sähe. Sie erhält Licht und Luft vom Verdecke her durch Oeffnungen, die sich gegen die Sonne verhängen, oder gegen den Sturm durch Ladenthüren verschließen lassen. Wir ließen sie in diesen schönen, sömmerlich milden Nächten immer offen. In diesem Ruff befand sich übrigens auch unsre Speisekammer, und es sah zuweilen ganz possirlich darin aus. Damen hätten wir schwerlich dort bewirthen können! Es hatten sich aber zum Glück, — weniger für uns, als für sie, — für diesmal keine mit eingeschifft.

Man schlief wenig. Das sehr enge Lager, die schwankende Bewegung, sobald der Wind sich ein wenig erhob; das uns völlig Fremdartige des Schifflebens; das Poltern und Trampeln der Matrosen über unsrer Decke; die Neugierde, hinauszuschauen,

ſobald der Morgen graute: das alles erhielt munter, ohne daß man ſich ermüdet fühlte.

Wie freundlich klang der Morgengruß, den man ſich mit dem erſten Dämmerlichte zurief! Wie raſch war man in den Kleidern, die ohnehin nicht ganz abgelegt wurden. Wie eilig kletterte man, Einer dicht hinter dem Andern, die ſteile Schiffstreppe hinauf auf's Verdeck, die Kühlung des Morgens mit vollen Zügen einzuſaugen!

Nun iſt die erſte Frage: „Wo ſind wir?“ Die Charte wird herbeigeholt, die Gegend durchmuſtert. „Wie heißt jene Inſel? Jene Stadt auf der grünen Erdzunge; jenes Dörfchen unter den Obſtbäumen?“ „Ach! ruft der Eine: da ſegeln eben zwei große Schiffe ganz in der Nähe! Sie winken uns! — Antwortet durch ein lautes Hurrah!“ — Dort kommt wieder eins — und dort, — und hier!“ (Zuweilen zählten wir an 60 Segel nah und fern.) „Welche Schaar von Seevögeln!“ ruft ein Andrer. „Was für ſon-

derbare Gestalten dort auf den Wellen? Ist das ein Fisch, der sich immer überkugelt?« »Aufgeschaut!« ruft ein Dritter, — »Es läßt sich ein Seehund sehen! Er streckt den Kopf aus dem Wasser! Er folgt unserm Schiff!« »Ach Gott!« jammert unser Jäger »Warum hab' ich doch meine Büchse nicht hier!« — Denn diese Herren wollen gleich alles schießen!

Bei dem Allen, was uns Neulingen vor Freude das Blut in die Wangen treibt, stehen die eingebürgerten Matrosen mit unbeschreiblich gleichgültigen Gesichtern da, kauen Taback, und wundern sich nicht einmal über unsre Verwunderung! — Jetzt erhebt sich der Wind: da rührt sich's! da wird's lebendig um den Mast her; und die Segel flattern, die Rollen der Schiffstaue klappern, und der Steuermann lehnt zufrieden am Hund, (so heißt das Steuerruder.)

Und auch hier hat sich eine musikalische

Seele mit eingeschifft! — Ein Matrose, der nach Norwegen wollte, führte eine Violine mit sich, worauf er, blos sich selbst zum Vergnügen, zuweilen ein muntres Tänzchen im vorderen Schiffsraum aufspielte. Wie romantisch klang dies einfache Spiel hier auf diesen stillen weiten Gewässern! —

Eigentlich entschlüpft, wie mir immer fühlbarer wird, das rechte innere Leben dieser unvergleichlichen Tage, jeder Schilderung Was ich zu geben vermag, ist, gegen die Wirklichkeit gehalten, nur ein Schattenriß gegen ein blühendes Gesicht. Doch besser diesen, als gar kein Bild; — darum immer muthig darauf los silhouettirt!

Die Sonne haben wir, seit wir das Meer berührten, viermal in königlicher Pracht, und zweimal aus den Wellen steigen sehen. Denn oft war das Wasser auch gegen Osten hin unabsehlich; z. B. bei Breskens und in der Nähe von Zierkzee. — Auch dieses Bild spottet jedes Pinsels. — Doch

ich fahre in der Tagsordnung unſers, nur allzuſchnell enteilenden, Schifflebens fort.

Die erſten Morgenſtunden ſind ſchnell entflogen. Der Kaffee, vom Jann und unſerm Jäger bereitet, hat trefflich gemundet. Jetzt thut jeder, was ihm gut dünkt. Du Bois hat in Middelburg drei Bände voll Beſchreibungen merkwürdiger Schiffbrüche, — einer immer gräßlicher als der andere, — gekauft, worin er mit großer Begierde lieſ't, der Länge lang auf das ſchräg abgedachte Verdeck gelagert. Wir Uebrigen blättern auch ein wenig mit, oder krizzeln etwas in die Schreibtafel, oder ſkizziren eine ſchöne Uferanſicht im Vorüberfahren; welches in ſeiner Art beinahe ſo künſtlich iſt, als einen Vogel im Flug ſchießen; — dann aber thun wir wohl auch gar nichts! Ein ſüßeres Far niente kanns auf Land und Meer nicht geben! Man ſchaut hinauf in den lichtblauen Himmel, auf untergebreitete Mäntel hingeſtreckt; — man blickt unverwandt die

grün- blau- und violettſchillernden, wie Atlas geäderten, kraußen Wellen an; — man ſieht den vorüberziehenden Segeln nach; nimmt Abſchied von einem allmälig verſchwindenden Ufer, um ein neuhervortretendes zu begrüßen; — man ſchwatzt und lacht über dies und das; („es gibt allerliebſtes lächerliches Zeug in der Welt, ſagt Einer; wer's doch nur Alles wüßte!“) Dabei ſchmauchen die Rauchbrüder ein köſtliches Pfeifchen ächten Amſterdamer, vom lieben Reiſegefährten geſpendet.

Mir war's oft zu Muthe, als hätt' ich irgend einmal in den Tagen meiner Jugend, in jener poetiſchen Jahreszeit des Lebens, wo die ganze Erde noch ein Paradies, und ihre Bewohner lauter Engel ſind, — von dieſen, mit Himmelblau und Meergrün, Morgenroth, Sonnengold und Sternenſilber gefärbten Stunden geträumt, aber ohne Hoffnung, ſie je zu erleben. Welche ſelige, harmloſe Ruhe, welche Liebe, welches ſtille

gierfreie Entzücken erfüllte dort das befriedigte Herz! — —

Ein Uhr kommt herbei, ehe man sichs versieht. Unser Freund, — er sprach sehr gern Teutsch mit uns, ob er sich gleich zuweilen im rechten Ausdruck vergriff, — er tritt mit komischer Ernsthaftigkeit zu uns hin: „Meine Erren! Wir haben vill Geschäft. Der ganz Tisch steht voll. Karteffel kocht der Jann. Suppen haben wir nit. Braten sieht gutt aus. Wollen Sie komm?“

Nun poltert's eilig die Treppe hinab, zur Kajüte. Jeder langt zu, und säbelt sich, mit gänzlicher Vernachlässigung aller Tranchirregeln, ein gehaltvolles Stück vom mächtigen Hammelsbraten herunter. Dampfende Erdäpfel von bester Qualität! Middelburger Rettig, weit umher berühmt; der Wein weniger, und mit Recht; — aber er schmeckt gleichwohl hier vortrefflich und macht uns immer gesprächiger. Da erzählen wir uns nun gegenseitig, und erfahren un-

ter andern vom Gesellschafter, daß er eigentlich in Locle zu Hause ist und dort eine ansehnliche Uhren-Fabrik besitzt, die ihm ein Haus zu Amsterdam und eins zu Livorno zu unterhalten erlaubt; sonach ein begüterter, weitgereister Kaufmann; übrigens Familienvater, der Weib und Kind über Alles liebt, und doch seit mehreren Jahren so selten genießt. Aber das vorgesteckte Ziel ist bald erreicht, und mit Entzücken nennt er das Jahr, welches ihn auf immer in die liebe Schweizerheimath zurückführt. — Was wir ihm dagegen von der unsrigen erzählen, nimmt er mit gleicher Theilnahme auf, und findet es nicht ganz unwahrscheinlich, irgend einmal seinen Weg dorthin lenken zu können.

Ueber den Nachmittag, der dem Vormittag sehr ähnlich sein muß, — nur mit dem Unterschied, daß er vielleicht ein labendes Schlummerstündchen bringt, — eile ich schnell hinweg, um nur endlich zum Abend zu gelangen, welcher mancherlei

Gesundheitsmaßregeln nothwendig macht. Nichts ist nämlich, so versichert der Freund, schützender gegen die Seekrankheit, als ein wohlzubereiteter Punsch. Daß er nebenbei auch gut schmeckt und erheitert, ist eine nicht verwerfliche Nebensache.

Den ersten Abend, sobald es dunkelte, die Lichter angezündet, die Segel eingezogen waren, und eine prachtvolle Sternennacht sich über unserm einsamen, glücklichen Schiffchen ausspannte, wurde ein, auf ihm niemals genossenes Getränk, ein Eierpunsch, mit gemeinsamer Beihülfe bereitet. Der Schiffer, der Steuermann und Jann, (ein hübscher, treuer, dienstfertiger Bursche,) werden zu Gast geladen, und nehmen dankbar und breit ihre Stelle an unserm Tische ein. Nun füllen sich die Gläser vom gelblichen, wohlgebrauten Schaum. Die drei Gäste trinken die Gesundheit. »Moje, moje!« flüstern sie einander zu. »Dat is lecker!« ruft der Jann. Beim zweiten Glas

geben sie zu erkennen: sie wollten mit uns nach Amerika reisen; beim dritten machen sie sich verbindlich, uns nach Ostindien zu fahren: und am Ende sind wir eben alle seelenvergnügt, und gehen so spät als möglich hinab ins Bettkammerlein, und in den tiefen, von Meereswellen herbeigeschaukelten Schlaf. Schon halb träumend besprechen wir uns noch vom grosen Glück unsrer Reise; welches Lieblingsthema der Unterhaltung von allen Seiten beleuchtet, und ohne Ueberdruß stets von Neuem abgehandelt wurde. Denn wenn man recht froh ist, sagt man dreimal hintereinander weg dieselbe Bemerkung und gibt sie sich zum viertenmale dennoch als etwas Neues!

Der 7. September zeigte uns zum Schlusse unsrer herrlichen Fahrt noch entzückend schöne Ansichten. In der Gegend von Rotterdam, beim Dorfe Krahlingen, schied unser Freund von uns. Auf einem Nachen führte ihn der Jann, tausendmal von uns

gegrüßt, ans Ufer, weil ein dringendes Geschäft seine möglichstschnelle Ankunft in Amsterdam nothwendig machte. Dort wollten wir ihn wiedersehn; denn der Einfall, auch dorthin zu reisen, war uns in unsern Gesprächen über diese weltberühmte Handelsstadt so zudringlich geworden, daß wir uns seiner nun gar nicht mehr erwehren konnten. Der Reiseplan ward demnach aufs Neue umgeändert. Rotterdam sollte nur flüchtig besucht, und von da der Weg über Hag und Harlem nach Amsterdam gewählt werden. Hier wollten wir einige Tage weilen, und dann die schöne Straße über Utrecht und Antwerpen nach Gent einschlagen.

In der Gegend von Dordrecht, auf dem sogenannten holländischen Dip, wird es wunderlieblich. Das Fahrwasser engt sich allmählig ein und zieht, flußähnlicher, an reichbebauten, mit schimmernden Landhäusern prangenden Ufern hin. An Dordrecht segelten wir nahe vorüber, und versuchten

vergebens, eine kleine Skizze des anmuthigen Landschaftsbildes aufs Papier zu bringen, da sich der Gesichtspunkt allzuschnell änderte. Doch das Schönste erwartete uns an der Einfahrt des Hafens von Rotterdam. Es war in der That das Größte und Herrlichste, was wir bis jetzt von Stadtansichten, (denn wie dürfte sich im Landschaftlichen das flache Holland mit der gebirgreichen Schweiz messen?) erblickt hatten. Das Wasser breitet sich, so wie man dem Hafen näher kommt, in ein weites, schöngefermtes Becken aus. Auf der linken Seite ziehen hohe Wälder hin; zur Rechten baut sich die Stadt aus den Fluthen auf: eine unabsehliche Reihe großer und kleiner Fahrzeuge reicht, vor Anker liegend, bis zum Meere hinab. So wie man sich dem Hafen nähert, wird das rege Leben immer bemerklicher, dem die jetzige günstigere Zeit neuen Umschwung zu geben anfängt. Welche rührige Thätigkeit in dieser wimmelnden

Menge, an den Ufern, wie auf den Wellen! Zahlloſe Kähne rudern, mit wohlgekleideten Männern und ſtattlich geputzten Frauen beſetzt, nach allen Richtungen hin über den glatten vielfarbigen Spiegel; große Kauffahrer, aus fernen Erdtheilen heimkehrend, ziehen majeſtätiſch durch die Menge der Neugierigen, und aus manchem Boote ertönt ein freudiger Zuruf; da und dort flattert aus hochempor gehobnen Händen eine weiße Flagge zum frohen Willkommen.

Früher, als wir es wünſchten, legte auch unſer Fahrzeug an, und die Schiffer begleiteten uns ans Ufer. Der getreue Jann reichte zum Abſchiede ſeine breite feſte Hand her. — Du guter Junge! Nun werden wir ja wohl niemals wieder Kaffee zuſammen kochen, Karteffeln ſieden, und Punſch brauen! — Noch eine Weile blickt' ich mit dankbarer Rührung auf die Goede Verwachting hin, und rief ihr dann ein herzliches »Fahrewohl« nach.

Uns nun wieder einmal recht nach Herzensluſt ergehen zu können, that doch wohl! Ein ſtarker Lauf durch die volkreiche Stadt gewährte die angenehmſte Erholung.

Ein Bienenſtock iſt ſchon aus dem muntern Leben zu beurtheilen, das an ſeinen Fluglöchern herrſcht. Sieht man nur hier und da ein Bienchen ſacht hineinſchlüpfen, ſo deutet das immer auf ein ärmliches Völkchen hin. Ganz ſo bei Städten! Und nach dieſem Merkzeichen beurtheilt, muß Rotterdam ſich wieder beträchtlich heben; ja, vielleicht kehrt jene Zeit einſt wieder, wo es über zweimalhunderttauſend Einwohner zählte! Belebtere Straßen hatten wir noch nie mals geſehn. Manche derſelben haben eine Menge trefflicher Gebäude aufzuzeigen; auch erfreut's, an den Kanälen lange Reihen neuer Häuſer, in ſchönem, großem Geſchmack, entſtehen zu ſehn. Die Quais ſind durchgängig mit ſchattigen Bäumen bepflanzt. Einige Straßen erinnern mit ihren, im

Waſſer auf Pfählen errichteten Häuſern ganz an Venedig.

Angenehme Ruhepunkte auf dieſem Durchflug boten theils die Werfte voll rühriger Arbeiter, theils eine Brücke dar, auf welcher das, ſchön aus Erz gefermte Bild eines großen Mannes errichtet iſt. Der hochberühmte Erasmus ſchaut hier, von lauter Kaufbuden umbaut, mit demſelben feinen ſarkaſtiſchen Lächeln auf den bunten Trödel herab, womit er einſt dem tollen Treiben des craſſen Mönchthumes zuſah. Und blickt nicht auch aus ſeinen unſterblichen Dialogen dieſes ſchalkhafte geiſtvolle Lächeln unverkennbar hervor? —

Da wir nunmehr zu Land reiſen, alſo weder von Windſtillen aufgehalten, noch durch die beſchränkte Einförmigkeit des Schifflebens verführt werden, mit Eſſen und Trinken, und mit dem ſentimentalen Nachtiſch, viel Zeit zu verſchwenden: ſo iſt es wohl ganz in der Ordnung, den geneigten Leſer

ſo ſchnell, als es das in Rotterdam gemiethete Kärnlein erlaubt, nach Amſterdam zu bringen. Damit nicht die Spazierfahrt zur Reiſe, das Tagebüchlein zum Buch anſchwelle, wollen wir nur mit Wenigem bemerken, was wir allerdings weitläuftig ausführen könnten: daß unſre nächſte Station, Hag, — eine ſchöne mit echt holländiſcher Eleganz anſprechende Stadt, — uns faſt einen ganzen Tag feſthielt; — daß wir von dort aus an einem ätherreinen Sonntagsmorgen den reizenden Abſtecher nach Scheveningen an die Küſte machten: dann über das gelehrte Leyden zum blumenreichen Harlem gelangten, wo ohne Zweifel die prachtvollſten Tulpen blühn, die glockenreichſten Hyacinthen und Aurikeln duften, und wo eine der mächtigſten Orgeln Europa's tönt. *)

Daß wir in Scheveningen dem Sonn-

*) Einige Erinnerungen an dieſes große, in ſeinen Wirkungen wunderbare, Werk hat der Vf. der Reiſe-erfahrten dem I. Bande mitgegeben.

tagsgottesdienst beiwohnten, darf gleichwohl nicht ganz unerwähnt bleiben, so mäßig auch die Erbauung ausfiel. Was aber hier, wie fast aller Orten in Holland, ein ausgezeichnetes Lob verdient, ist die Sorgfalt, die man den Volksschulen widmet, deren wohlthätiger Einfluß denn auch kenntlich genug in die Augen leuchtet. Der gemeinste Mann ist höflich, und unterrichtet nach Bedarf; den Fremden thut's wohl, auch von den kleinsten Schulknaben freundlich gegrüßt zu werden, und auf seine Fragen immer verständige, bescheidene Antwort zurückzuerhalten.

Welch ein auffallender Unterschied zwischen dieser Volksbildung und jener, die man in der Umgegend des noch strengkatholischen Gent bemerkt, — oder vielmehr gänzlich vermißt! Ob's künftig die wieder auftauchenden Jesuiten weiter bringen? — Wir wollen es wünschen; uns aber unter-

deß der edlen Gaben der Proteſtantismus dankbar erfreuen!

Uebrigens könnte man ſich bei dem Ueberblick der Stände wohl oft an Jean Paul's Witzwers erinnern: „Die Holländer ſind eine wohlfeile Ausgabe der Teutſchen; auf Druckpapier ohne Kupfer.“ (An Blättern in geſchabter und punktirter Manier, ſcheint es dieſer Ausgabe doch nicht ganz zu fehlen?)

Von der Schönheit der, durchaus mit Backſteinen gepflaſterten Straße, über welche wir nach Harlem rollten, bekommt man auf andern Reiſen durchaus keinen Begriff. Dieſe ſauberen Wege dürfen aber auch von zermalmenden Laſtwagen gar nicht befahren werden; alle ſchwere Fracht geht auf den Kanälen. In der Nähe der Städte ſind auf Stundenweite zu beiden Seiten der Straße die anmuthigſten, zum Theil prächtige, Landhäuſer und Gartenanlagen. Der Gartenbau iſt überhaupt bekanntlich hier auf ſeinem

Gipfel; die Obſtzucht, wie der Gemüßbau ſehr bedeutend; die Viehweiden trefflich, und mit den ſchönſten Rindern, größtentheils von geflekter Farbe, geſchmückt. Einen fremdartigen, nordländiſchen Anblick gewähren die langen Reihen groſſer Wallfiſchribben, die hier und dort auf den Wieſenflächen, vermuthlich als Gränzpfähle, eingeſteckt ſind.

Da die meiſten Ortſchaften unſres Weges gerade ihre „Kirmeß“ feierten, ſo ſahen wir Alles im beſten Feſttagsglanz. Unzählige Wagen, zum Theil von abenteuerlicher, geſchmackloſer Form, rollten an dem unſrigen vorüber; und welchen bunten Flitterprunk trugen beſonders die weiblichen wohlgenährten Geſtalten zur Schau, die uns daraus entgegen lächelten! Dem Reiſenden in Holland wacht gewiß zuweilen die Erinnerung an jene geſchniggelten Porzellain-Figürchen auf, welche er in ſeiner Kindheit auf dem Kamingeſimſe der Frau Tante ſte-

hen ſah; — ſo nett und ſteif, geſchnörkelt und grellbunt iſt oft das Chaischen nebſt den Inſaſſen. Zieht doch ſogar manches Pferd am Schiffsſeile vorüber, deſſen Schweif mit einem großen aufgebundenen Strauß von Seidenblumen und Goldflittern verziert iſt! — Aber in ſeiner ſtrahlendſten Glorie erſcheint dieſer Nationalgeſchmack ohne Zweifel in dem bekannten ſtattlichen Dorfe Broeck (Bruck), das wir von Amſterdam aus beſuchten; — denn wir ſind bereits hier, wohnen in den Doelen, einem der ſchöngelegenſten Gaſthöfe, und feiern auch hier die „Kirmeß“ mit, welches eigentlich die große Jahresmeſſe dieſer lebenvollen Handelsſtadt iſt. Schwerlich hätten wir Amſterdam in einem intereſſanteren Zeitpunkte beſuchen können, als der gegenwärtige iſt, den doch nur ein günſtiger Zufall für uns wählte. Wie Vieles iſt da zu ſehn, zu hören, zu genießen! — Aber freilich auch, — weil der bittre Tropfe im Freudenbecher nun

einmal nicht fehlen darf, — manches Läſtige zu erdulden! Unſer Gaſthof, und die ganze Stadt ſelbſt, iſt überfüllt von Menſchen; das Gedränge in den Straßen nicht zu beſchreiben. Die Kirmeß ſetzt nicht blos die ſtarke Amſterdamer Bevölkerung in raſtloſe Bewegung, ſondern auch von allen benachbarten Städten und Dörfern ſtrömen auf Meilenweite gedrängte Züge von Beſuchenden herbei. Gegen die Nacht hin wird es draußen immer ausgelaſſener. Lange Reihen, — beide Geſchlechter, bunt durcheinander, — ziehen ſingend, zum Theil berauſcht, umher. Die Sitten des Pöbels einer großen Seeſtadt liegen gewöhnlich in tiefer Verſunkenheit; hier mag beſonders die ungeheure Anzahl roher Matroſen nicht wenig zur größeren Verderbniß beitragen. An zwei Wochentagen haben männliche und weibliche Dienſtboten das, von keiner Herrſchaft zu beſtreitende, Recht, die ganze Nacht hindurch außer dem Hauſe zubringen zu dür-

sen. Kann man sich eine heillosere Unsitte denken? — Ein wildes bachantisches Jauchzen dieser, sich herumtreibenden Volkshaufen hat früh um die fünfte Morgenstunde sich noch nicht beschwichtigt, und bringt uns arme Schlummerberaubte dahin, daß wir uns mitten im reichen, prächtigen Amsterdam nach der engen ärmlichen Kajüte der Goede Verwachting zurücksehnen. — Wie still und friedlich, und dennoch wie genußreich, war dagegen der Tag in Bruck! Denn darauf muß ich hier am Schlusse dieser Blätter noch einmal zurückkommen, da er den früher genossenen, so sehr vom besten Reiseglück begünstigten, Tagen auf keine Weise nachsteht.

Die Lustfahrt begann auf einer sogenannten Treckshuyt (Ziehschiff) in einer Frühstunde, die ihre leichten weißen Nebelwölkchen über der schimmernden Fläche in zarten fleckigen Duft zerrinnen ließ. Unsern Begleiter machte, da Du Bois durch seine

kaufmännischen Geschäfte abgehalten wird, ein leichtfüßiger Hannoveraner, der hier als Lohnbedienter teutschen Landsmännern dankenswerthe Dienste leistete; denn bei seiner genauen Ortskenntniß konnte man jeden andern Führer in und außerhalb der Stadt völlig entbehren. Der Mann wußte aber auch den Werth der Herrlichkeiten, die er zu zeigen hatte, hinlänglich zu schätzen: »Nächst London, sagte er, können Sie nichts sehen, das Amsterdam gleicht.« — Und in der That, wir gaben ihm Recht, als wir eine Strecke über den glatten Spiegel gegen Buykfloot hingeglitten waren. Wir standen verstummt vor der großen Ansicht der weitausgedehnten Stadt mit ihrem sie umgebenden Hafen, in welchem, — wenn wir der Versicherung einiger Kaufmänner trauen dürfen, — nahe an 5000 größere und kleinere Schiffe lagen. Das Gewühl der Ein- und Ausladenden am Ufer steht mit dieser neubelebten Schiffahrt im

Verhältniß. Menſchen aller Nationen finden ſich hier gewinnſuchend zuſammen; es iſt ein Weltmarkt!

In Buykſloot nahm uns ein bereitſtehender Miethwagen auf, der uns binnen zwei Stunden nach Bruck führte. Zur rechten Seite unſres Wegs erſtreckten ſich unabſehliche Viehweiden; gegen Oſten blickte die Zuyderſee mit ihren ſchimmernden Segeln herüber, und zur Linken dehnte ſich, über den Wellen ſchaukelnd, von buntflatternden Wimpeln überragt, die Vorſtadt Amſterdams, — eine Stadt von Schiffen, — aus. — Ein großer Anblick, gegen welchen man freilich alles, was Bruck darbietet, höchſtkleinlich nennen muß; aber ergötzlich bleibt es dennoch! — Jedes ſeiner Häuſer iſt einem Putzſchränkchen zu vergleichen. Die Hauptthüre, fein lakirt und mit buntgemaltem Schnitzwerk geſchmückt, öffnet ſich nur, wenn eine Braut hinein, oder ein Todter herausbegleitet wird; alles zeugt von

dem fleißigſten, immer nachhelfenden Pinſel; das Innere iſt mit einer Sauberkeit unterhalten, die oft ans Lächerliche gränzt. Durch die Fürſprache unſres, hier wohlbekannten, Führers traten wir in eine dieſer Wohnungen ein, und die Hausfrau machte uns ſelbſt auf die vortreffliche Einrichtung des Zimmerbodens aufmerkſam. Er beſtand nämlich aus vielfarbigen, feinglaſirten Backſteinen, die ſich nicht blos alle einzeln herausnehmen ließen, ſondern wirklich jede Woche herausgenommen, ſorgfältig gewaſchen, und dann wieder in ihre Fugen eingelegt wurden. Auf dieſem Boden liegen die feinſten, aus Baſt geflochtenen Matten hingebreitet; über denſelben gewirkte Teppiche, und über alles dieſes noch an den Wänden umher ſchleierweiße zartgewebte Linnentücher. — Selbſt die Küche iſt ein Putzzimmerchen; alles blank und nett. Die Vorplätze der Häuſer ſorgfältig mit Steinen eingelegt, und über denſelben farbiger Sand

in Figuren hingeſtreut, welche nach vorüber-gegangener ſchlechter Witterung immer wie-der erneuert werden. Auf den Dächern blin-ken glaſirte Ziegel. Die Gärten und Hof-räume ſind mit grüngefirniſten Breterwän-den umgeben, auf welchen Drahtgitter be-feſtigt ſind, ſo daß das Ganze einem Vogel-hauer ähnlich ſieht. Im Hofe findet man mancherlei Figuren, mit Seemuſcheln aus-gelegt; Hecken und Bäume ſind ſämmtlich unter der Scheere. Ein Liebhaber hatte ſich ſogar eine ganze Menagerie herangezogen: Ein Bär, ein Spitzhund, Gänſe, Schwa-nen, — dazu ein Kaffeetiſch mit Taſſen; Stühle mit einer Leiter, an der Wand leh-nend: — alles aus lebendig grünendem Buchsbaum!

Die Frauen putzen ſich, — wie ſich nach allem dieſem von ſelbſt verſteht, — mehr prunkvoll als hübſch. Die Frau des Notarius, welche wir beſuchten, hatte, ob-gleich im Alltagsputz, doch Brillanten an

der Haube und ein Halsband von großen Korallen.

Unter der Mütze hält ein breites, um die Stirn gewundenes Goldblech das Haar zusammen, und an den Seiten hängen goldne Verzierungen herab. Ein solcher Kopfputz kommt freilich auf 200 Gulden zu stehen; allein man muß auch bedenken, daß mancher Brucker Bauersmann über eine halbe Million im Vermögen hat. — Einige, gewiß noch reichere, Bürger Amsterdams besitzen in Bruck, und zwar in des Dorfes Mitte, an einem großen Teiche, herrliche Landhäuser und Gärten. Dort ist die Aussicht überraschend. Man fragt sich, ob man noch in Europa stehe? Alles ist chinesisch.

Wer in Bruck war, läßt nicht leicht Zaandam unbesucht. — Wir gelangten nach wenigen Stunden hin. — Aber ein Don Quixote wäre hier verloren! Gegen die Armee von Riesen, welche hier kampffertig stehn, hielte seine Mannhaftigkeit

ſchwerlich aus. — Auf eine halbe Stunde weit iſt die Ebene mit Windmühlen bedeckt, welche Amſterdam, — das vielbedürfende, — und die ganze Umgegend mit Mehl, Oel, Papier, Bretern ꝛc. verſorgen. Ein ganz eigner Anblick!

Im Häuschen, wo Peter als Schiffszimmermann arbeitete, iſt neuerer Zeit, — man ſagt auf Anordnung Kaiſer Alexanders, — eine Tafel aufgehängt, mit der goldnen Inſchrift: »Dem großen Mann iſt nichts zu klein.«

Daß man den beſuchenden Fremden eine Büchſe hinreicht, mit Bitte, etwas zur Unterhaltung der baufälligen Hütte einzulegen, iſt eine überraſchende Lumperei für ein ſo reiches Land. — (Das wäre alſo einmal ein Blättchen in geſchabter Manier! — Siehe oben. —)

Neugierige Reiſende, welche ſich der Reihe nach in den Stuhl Peters des Großen geſetzt, ſeinen Schiffshammer in der Hand

gewogen, und ſein ärmliches Schlafzimmerchen beſehn haben, thun wohl, wenn ſie dann das Dorf ſelbſt etwas näher beſehn, und vor allen Dingen den Kirchthurm zu beſteigen nicht vergeſſen. Die unbequemen Treppen, die in der Spitze zu Leitern werden, dürfen ſie ja nicht abhalten; denn gewiß! ſie finden ſich belohnt, wenn ſie nun oben ſtehen und ſich jeder einen Januskopf wünſcht, blos, um vier Augen zu bekommen; oder gar einen Bienenkopf, mit tauſenden ausgeſtattet!

Man bedenke, mit einem Blick auf die Charte, wo Zaandam liegt! Welch ein Panorama! — — Gegen Oſten über das Ypſilon hin den Wald von Maſtbäumen, und hinter ihnen die ungeheure Krämerſtadt; und hinter dieſer der, mit dem Auge nicht abzureichende Spiegel der Zuyderſee. Gegen Norden die grünen, waſſer- und weidereichen Triften Nordhollands, und in einer Strecke von zwei Meilen Dorf an Dorf,

ſo daß dieſe zuſammen ebenfalls eine Stadt, nicht minder groß als Amſterdam, zu bilden ſcheinen. Im Vorgrunde, auf der grünen Ebene vertheilt, mehr als Eintauſend Windmühlen mit ſtets geſchwungenen Flügeln. Gegen Weſten den Blick bis an die Küſten der Nordſee, und ſüdlich, das Harlemer Meer mit den Thürmen jener Stadt und vielen umliegenden Orten! — — —

Wir trennten uns nur mit Mühe von dieſer Warte, und nahmen ein großes majeſtätiſches Bild von der Schönheit der Erde, von der Kraft und dem Fleiß ihrer Bewohner und von der Güte ihres Schöpfers mit in die ſtille Kirche hinab.

Zaandam weicht in ſeiner Bauart bedeutender von Bruck ab, als man es bei ſolcher Nähe vermuthen ſollte. Nach allen Richtungen iſt das große Dorf von Kanälen durchſchnitten, und faſt vor jedem Haus führt eine ſteinerne gewölbte Brücke über

dieſelben, welches ein ganz eigenthümliches Anſehn gibt. Daß dieſe, ſehr langſam flieſſenden Kanalwaſſer unangenehmen fauligten Geruch aushauchen, fiel uns wahrſcheinlich mehr, als den daran gewöhnten Zaandamern, auf. Wir ſprachen deshalb dem Ort die geſunde Lage ab, erfuhren aber bei näherer Erkundigung, daß in der Regel keine bösartigen Krankheiten hier herrſchten, und daß ſich viele uralte Leute unter den Einwohnern fänden. — Daß man in dieſen Gegenden alle Kanäle mit Bäumen umpflanzt, und, gleichſam aus Inſtinkt, ſich der höchſten Reinlichkeit befleißigt, trägt ohne Zweifel das Meiſte zur Beſiegung ſchädlicher klimatiſcher Einflüſſe bei. Geiſtige Getränke ſind hier nicht wohl zu entbehren. Auch mit Taback wird fleißig geräuchert; denn nicht ſelten ſieht man ſchon die Knaben mit brennenden Pfeifen durch die Straßen ziehn.

Auch die Frauentracht iſt von der zu Bruck bedeutend verſchieden. Ein ſchwarz-

gestreifter, fast wie ein thüringscher Bauernstrohhut gestalteter, Schleier, mit einem Umhang versehen und mit weißer Seide gefüttert, läßt recht hüsch, nur ein wenig nonnenhaft. Man sieht viele frische, lebhaft blickende Gesichter, aber nur wenige schön gewachsene, schlanke Gestalten.

Nachdem wir alles zur Genüge besehn, und „nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war“ (wie's oft im Vater Homer heißt,) krochen wir wieder in unser Buykslooter Kärnlein, — von verwünschter, höchst unbequemer Einrichtung! Ist man mühselig hineingeklettert, so wird hinter einem das kleine Thürlein von Außen verriegelt, so daß ich nicht anzugeben wüßte, wie man im Fall einer Gefahr schnell herauskommen könnte. Bei unsern Pferden war freilich weniger das Durchgehen, als das Stillstehen zu fürchten. Das arme Vieh schien ziemlich abgetrieben, und mochte wohl lange nicht so viel Spaß an unsrer Fahrt

finden, als wir. Noch dazu ließ ein dicker blaugebüffelter Kutscher es höchstphlegmatisch seinen Gang gehn, so daß kein Zureden, nicht einmal das Zuschreien, half. Da, ehe er sichs versah, war mit Einem Schwung unser trefflicher Hannoveraner von seiner Bank hinauf auf den Bock, und disputirte dem Büffel halb scherzend, halb mit Gewalt, die Zügel ab. Dann wurde wacker aufgehauen, der Bock-Nachbar mochte seines Theils brummen und Gesichter schneiden, wie er Lust hatte.

Dieser unbedeutende Zug stehe in unserm Reisebildchen blos aus Dankbarkeit gegen den wackern Landsmann, dem wir auf solche Weise einige, uns sehr wichtige, Stunden für die Besichtigung Amsterdamer Merkwürdigkeiten verdankten.

Wir schonten an jenem Abend, so wie am folgenden Tag, weder Füße noch Augen, Schiffswerfte, Stadthaus, Panorama's, Paläste, Raspelhäuser, Kirchen, chinesische

Kabinets, und sonst noch einige Kleinigkeiten zu beschauen. Aber es ist etwas Seltsames mit der Ueberfüllung städtischer Sehenswürdigkeiten! Hat man's endlich durch, und wirft sich nun todtmüde auf den Stuhl, so begreift man eher, als zu andrer Zeit, jenen Reisenden, der, wenn er in einer ihm neuen Stadt anlangte, nicht abstieg, ehe er an den Wirth die Frage gerichtet: »ob es hier viele Sehenswürdigkeiten gebe?« Nur, wenn dieser stockend antwortete: »man wisse wenig dergleichen anzuführen« — ließ er vergnügt ausspannen, und machte einen ergötzlichen Aufenthalt. —

Doch, Scherz beiseite, haben wir hier manches gesehn und erfahren, was des Merkens und Wiedererzählens werth ist; aber es sei für ein andres Blatt aufgespart, denn dieses eilt, da die Abreise drängt, nun gewaltsam zum Schlusse.

Der letzte Abend in Amsterdam war unserm braven Du Bois gewidmet. Gern er-

ferten wir seiner Gesellschaft eine prunkvoll angekündigte Oper mit Ballet auf.

Erst gegen Mitternacht, als jeder im Geheim sich die bedenkliche Frage vorlegte: Wann werden wir uns wohl wiedersehn?« — als dann die Gläser nicht mehr klingen, die Worte nicht mehr fließen wollten, — da sprang der gute Mann schnell auf, reichte uns Allen stumm die Hand, und — war, vielleicht auf immer, verschwunden!

* * *

So mögen denn diese flüchtigen Schilderungen, wie unvollendet sie auch erscheinen, doch für fertig gelten, in die Hand theilnehmender Freunde niedergelegt zu werden.

Nichts, nichts haben wir bisher vermißt, als unsre Lieben in der Heimath. Mit ihnen die Genüsse dieser unvergleichlichen Tage zu theilen, — ach, wie viel schöner würde das gelingen, als sie aus der Ferne zu schildern!

V.

Gedichte.

1.

Die Tafeluhr.

Stoßet an im trauten Kreiſe
Unter frohem Sang.
Rechten Takt der Liederweiſe
Gibt der Becherklang.

Dumpf nur brummen andre Glocken;
Unſre klingen rein.
Laßt die Uhren alle ſtocken;
Unſre geht allein.

Weg mit goldnen Schlüſſeln! Keiner
Fördert ihren Lauf.
Kunſtlos zieht ſie ein gemeiner
Flaſchenzieher auf.

Lieb' und Freude treibt die Räder,
Rollend ohne Zahl;
Geiſt und Kraft iſt ihre Feder;
Nicht ein todter Stahl.

Nicht des Menſchen Kunſt hat witzig
Solches Werk erdacht;
Kein Maſchinchen, kraus und ſpitzig
Hats in Gang gebracht.

Ihrem großen Meiſter pflichtig,
Schafft es die Natur.
Nimmer alt, geht immer richtig
Noahs Tafeluhr.

Sie nur laßt die Stunden ſchlagen,
Wo die Freude weilt,
Wenn nach heißen Arbeitstagen
Ihr zum Abend eilt.

Habt, die Zapfen einzuſchmieren,
Feinſtes Oel zur Hand;
Laßt das Schlagwerk repetiren
Fleißig — mit Verſtand!

Abgelaufen iſt's am Ende
Eh' wir's noch gedacht;
Dann ein Trunk zur letzten Spende:
Brüder, gute Nacht!

2.

Wundergrün.

Wer kennt das Bäumlein Wundergrün? —
Im Frühlingssonnenlicht
Mag manches noch so lieblich blühn,
Doch blüht ein schön'res nicht!

Es sproßt am Berg, es keimt im Thal,
Wächst lustig und gedeiht
Bei Süd und Nord; kein Wetterstrahl
Bleicht ihm sein grünes Kleid.

Kein Lied erreicht des Bäumleins Preis,
Das uns ein Gott gepflanzt.
In seinem Schatten Kind und Greis,
Und Mann und Jüngling tanzt.

Dort träumt, — den Säugling an der Brust, —
Die Mutter süßen Traum;
Die schwerste Last wird leichte Lust
Bei meinem Wunderbaum.

Sein Säußeln wohl dem Kranken thut,
Und neue Kraft erglüht,
Wenn Wundergrün zu frischem Muth
Am Schmerzenslager blüht.

Der Minnekranken ſieht man, traun!
Zum Bäumlein Viele gehn,
Und, hochentzückt es anzuſchau'n,
In ſeinem Schatten ſtehn!

Wenn Wandrer fern bergauf bergab
Aus lieber Heimath ziehn,
Da brechen ſie den Wanderſtab
Sich ab vom Wundergrün.

Wohin in düſtrer Kerkernacht
Des Unglücks Thränen glühn,
Da keimt in lichter Farbenpracht
Das Pflänzchen Wundergrün.

Brecht, wenn die letzte Stunde ruft,
Auch mir ein Zweiglein ab
Und ſenkt's in ſeinem Blüthenduft
Hinab ins dunkle Grab!

Und geh ich, wieder aufzublühn,
Zum ew'gen Lichtreich ein,
Dann ſoll: „Wo wächſt hier Wundergrün?"
Die erſte Frage ſein!

3.

Der Zaubervogel.

Ein Pilger auf dem Weg zum Vaterhaus
Erblickt ein Vöglein, wunderhold zu ſchauen,
Das flattert, farbenſchillernd ihm voraus.
Sein Federnſchmuck iſt ein Juwelenſtrauß:
Smaragd des Pfittichs, Saphirblau des Pfauen,
Flamingos dunkelſtrahlender Rubin,
Des Schwanes Perlenweiß, getuſcht mit Lichtkarmin,
Der ſüßen Wangenblüthe zarter Frauen: —
So reizend ſieht er dort den Zaubervogel ziehn.
Und wie mit leichten, trügeriſchen Schwingen
Ein Schmetterling des Knaben Gierde lockt,
Durch Feld und Hain, durch Buſch und Dorn zu dringen,
So rennt der Pilger, bis der Athem ſtockt,
Des Vogels blendend Kleinod zu erringen;
Und ſinkt ermattet er, vor Unmuth ſtöhnend,
Zu raſten hin, — gleich ſitzt, zum Greifen nah,
Der bunte Liebling ruhend vor ihm da,
Und lockt, und glänzt, ſein ſüßes Liedchen tönend;
Doch kaum berührt, ſchwingt ſich der Flüchtling auf.
Dem Pilger läßt, — iſt's Mitleid oder Tücke? —
Er da und dort ein Federchen zurücke.
Mit neuer Gier beflügelts ihm den Lauf;
So wenig gnügt ihm nicht zu vollem Glücke!

Es treibt ihn raſtlos fort von Thal zu Hügel
Nach Weſten hin, bis ſich die Sonne neigt.
Da, mit der Dämmrung, ſcheint das Ziel erreicht!
Der Vogel ſtreicht mit mattbewegtem Flügel
Dem Boden nah und ſchlüpft beim Dämmerſchein
In eine Höhle, — dunkel, ſtill und klein.
„Jetzt, — ruft der Pilger, — endlich biſt du mein!
Die Grube iſt nicht tief ....“ — Er ſpringt hinab,
Und ſinkt erblaſſend — in ſein Grab.

Er ruft; und über ihm zum Mormorbild
Verwandelt iſt das flücht'ge Zauberweſen.
Als Weiblein mit dem Anker blickt es mild
Gen Oſten, bald den Morgen zu verkünden.
Am Fuß des Bildes iſt das Wort zu leſen:
„Hier ſuch' ichs nur; dort werd' ich's finden!“

4.

Wanderlied.

„Muß ich ziehn? —“
Ziehn doch alle Lebensſtunden
Durch die Zeit zur Ewigkeit!
Zieht doch Mancher, ach! ſo weit!
Bis die Heimath er gefunden!
Lenz und Glück und Jugend fliehn:
Du mußt ziehn!

„Muß ich ſcheiden?"
Scheidet doch mit bangem Weinen
Kind und Mutter, Herz und Herz!
Ewig wechſelnd Luſt und Schmerz,
Kann die Erde nichts vereinen,
Was ſich nimmer dürfte meiden:
Du mußt ſcheiden!

„Muß ich ſehnen, —
Sehnen mich aus weiten Fernen?" —
Sehnt doch alles ſich was lebt,
Und zum Leben aufwärts ſtrebt,
Himmelan nach beſſern Sternen.
Koſtet's denn auch Wehmuthsthränen:
Du mußt Sehnen!

„Darf ich hoffen?" —
Jeder Pilger hält hienieden
Feſt der Hoffnung Wanderſtab,
Oeffnet auch ſich bald ſein Grab!
Ihm iſt Ruhe dort beſchieden;
Ueber ihm der Himmel offen: —
Du darfſt hoffen!

5.

Palindrom.

Lebt einſt ein Mütterlein; das war klug
Doch leider noch nicht klug genug!
Zu ſchlecht war's ihr im ſchönen Haus,
Da wandert ſie zum Thor hinaus;
Wollt's beſſer haben, und hatt' es ſchlimmer,
Den Rückweg aber fand ſie nimmer.
Ein alter Meiſter vom blauen Dunſt
Der lehrte ſie die Schneiderkunſt;
Und ſeit ſie getreten in den Flickmeiſterorden
Iſt eben Alles ein Flickwerk geworden!

Es lebt in armer Einſamkeit
In ihrer Unſchuld Perlenkleid
Ein andres Mütterlein. Engelrath
Zeigt ihr den längſt verlornen Pfad.
Da zog ſie ein Söhnlein, ſo ſtark und groß,
Daß es den alten Dunſtmeiſter verdroß.
Und weil nun Altmütterlein ganz verkehrt,
Was uns Jungmütterlein recht gelehrt,
So grüßt man am chriſtkatholiſchen Ort
Die Junge mit der Alten verkehrtem Wort.

6.

Zwei Stimmen aus Eden.

I. Die Kinder.

In dem Paradies der Erdenblüthen,
Wo die Roſe ohne Dornen lebt,
Wo die finſtern Stürme nimmer wüthen,
Unzerknickt die Lilie ſich erhebt;

Da entblühen neben holden Schweſtern
Wir dem reichen Schooße der Natur;
Stets, wie's heute iſt, ſo war es geſtern;
Nie verbirgt ſich unſrer Freuden Spur.

Ungezählt enteilen uns die Stunden;
Rein genoſſen wird der Augenblick.
Was du ſuchſt, das haben wir gefunden: —
Innere Frieden zu dem äußern Glück.

Wenn die Engel liebend niederſchweben,
Sammeln unſre Hälfte ſie zum Strauß;
Doch die andre, — ach! ins rauhe Leben
Pflanzen harte Hände ſie hinaus!

II. Der Kinderfreund.

Aus der Heimath, wo ſich Seelen küſſen,
Hatt' auch mich ein Gott herabgeſandt,
Daß mich ihre Schweſter möchten grüßen
Holde Blüthen in dem Blumenland.

Jenen Engel, der die ſchönſten pflücket,
Sah ich ferne mir vorübergehn.
Ach! dem warmen Boden bald entrücket,
Mußt' ich unter kalten Dornen ſtehn!

Liebeblickend, daß mir Liebe werde,
Rief der Wandrer ich ſo manchen an;
Doch das Auge trüb geſenkt zur Erde,
Zogen ſie vorbei auf ihrer Bahn.

Mich ergriff ein unausſprechlich Sehnen,
Das zurück zum Jugendland mich trieb,
Und den Himmel rührten meine Thränen,
Daß die Pforte nicht verſchloſſen blieb.

„Laſſe, rief mir's zu, die alten Sorgen
Mit den unerfüllten Wünſchen ziehn!
Heimgekehrt zur Unſchuld, muß dir morgen
So wie heute, ſtets ein Eden blühn.“

„Selig ruhend dort am rothen Munde
Lieber Roſen, darfſt du nun verblühn;
Einſt mit ihnen zur willkommnen Stunde
Sel'ger hin zur Engel-Heimath ziehn!“

7.

Der Zauberring. *)

Zwei edlen Steinen bin ich hold,
Zum Zauberring mit Kunſt gefaßt,
Hat ſie in rothes Sonnengold
Ein großer Meiſter eingepaßt.

Der Eine iſt ein Tafelſtein;
Smaragdengrün ſein milder Strahl.
Es labt und heilt ſein Zauberſchein
Wie Blüthenduft im Frühlingsthal.

---

*) Der Erinnerung an eine der lieblichſten Gegenden ſeines Vaterlandes widmete der Vf. dieſes kleine Lied, deſſen Bilder, ſo wie ſie hier flüchtig vorüber rücken, freilich nur dem ganz kenntlich und klar ſein können, der irgend einmal in Liebenſteins Thälern und auf Altenſteins Höhen wandelte.

Wer ſeinem Schimmer nah ſich ſtellt,
Dem hebt ein Wunderleben an. —
In einer frohen Sonntagswelt,
Mit ſchmucken Kleidern angethan,

Wallt dort zu Tanz und muntrem Spiel
Manch traulich Pärlein Arm in Arm;
Dort wackre Zecher ſitzen kühl,
Und trinken ſich die Wangen warm.

Doch ſieches Herz und blaſſer Mund
Sucht dort ein andres Quellchen auf;
Krank taucht es unter, — dann geſund
Wie's Fiſchlein taucht es wieder auf.

Es winkt der Grotten grüne Nacht;
Es ſtreut ein Brünnlein Perlen aus;
Es wogt bei heller Kerzen Pracht
Ein Feenreich im Gnomenhaus.

Du hältſt zum Ohr den Zauberſtein, —
Da tönt's wie ſanfter Hörnerklang;
Vom Trümmerſchloſſe klingt darein
Zum Harfenſpiel des Barden Sang.

Ans Herz den Stein gedrückt, — o ſprich!
Wird dirs nicht heimlich, weh und wohl?
So inniglich, — ſo minniglich! . . .
Wer weiß denn, wie er's ſchildern ſoll! — —

Der zweite Stein, — ein Solitär,
In Glanz-Façetten brillantirt, —
Er blinkt dir ſchon von Ferne her,
Mit himmelblauem Schmelz verziert.

Du mußt dich nur nach Weſten drehn,
Da hebt dichs, wie ein ſüßer Traum,
Zum ſtillen Schloß auf wald'gen Höhn
Durch Saatengrün mit Blüthenſaum.

Du wandelſt fort den Blumenweg
Dorthin, wo ſich der Epheu rankt;
Hinan zum grauſ'gen Felſenſteg,
Wo nur des Kühnen Fuß nicht wankt.

Und drüben hebt dem Rittermuth
Ein Denkmahl ſich auf ſchroffer Wand.
Die teutſche Kraft zu Schirm und Hut
Verkündet Schild und Eiſenhand;

Die hohe Königslinde ſteht,
Das hehre Bild umſchattend, auf. —
Hinab ins Thal, wo Kühlung weht,
Geleitet dich des Bächleins Lauf;

Du ſtehſt und ſtaunſt, mit O und Ach,
Wo's dort vom jähen Felſen ſtürzt,
Und murmelnd dann, als Erlenbach,
Mit Blumenkuß den Weg ſich kürzt.

Es nimmt dich mit; es lockt dich ab,
Bis Abendroth am Hochwald glüht;
Dann tönet dort im Felſengrab
Der Aeolsharfe Schlummerlied.

Du gehſt, — es muß geſchieden ſein! —
Und pflückſt noch den Cypreſſenſtrauß
Zum Opfer für Charlottens Stein;
Da ruhſt du müd' und ſinnend aus.

Am Kreuze, wo die Thräne quillt
Nach Erdenluſt und Erdenleid, —
Dort predigt dir ein Prieſterbild
Vergänglichkeit und Ewigkeit.

So hats der Vater wohlbedacht,
Der uns zu Lieb' den Ring erfand.
Ergetzt euch, Freunde, seine Pracht? —
So küsset fromm des Meisters Hand!

Golkonda nicht, nicht Bisapur,
Und keines Königs Demantschrein
Hat solchen Schatz! — Ihn zeigt man nur
Zu Liebenstein und Altenstein!

II.

Berglied.

Auf dem Inselberge in Thüringen gesungen von einer frohen Gesellschaft Liebensteiner Gäste 1817.

Auf Bergeshöhn da glänzt durch reine Lüfte
Der Erde Herrlichkeit;
Der Nebel sinkt hinab in dunkle Klüfte;
Zum Himmel ists nicht weit!

Viel Ach und O, eh' klimmend wir's errungen;
Der sauern Schritte viel!
Victoria! Der Riese ist bezwungen;
Nun jubeln wir am Ziel!

Der Morgen glüht; — so glüht auf schönen Lippen
Der Jugend Purpurschein.
Schon lächeln sie, den Labetrank zu nippen,
Drum Freunde schenket ein!

Auf manches Wohl soll manches Glas sich leeren;
Das erste unserm Bund!
Kein Brunnenarzt soll hier die Weinkur wehren;
Schon sind wir kerngesund!

Schaut hoch hinab: Es liegt vor Euren Blicken
Ein theures Vaterland.
Mit teutschem Sinn auf teutschem Bergesrücken
Sei's heilig uns genannt!

Es steht ein Schloß, das soll kein Feind zertrümmern;
Heißt „teutsche Redlichkeit."
Seht dort ihr Bild aus dunkeln Wäldern schimmern:
Die Wartburg liegt nicht weit.

Es gibt ein Feld, das soll kein Fremder bauen;
Da geht jetzt teutscher Pflug!
Bei Leipzig liegts; — und könnt Ihr's hier nicht schauen,
Kennt's doch das Herz genug.

Es zieht ein Strom im güldnen Glanz der Sonnen;
Das ist der alte Rhein!
Den haben wir mit theurem Blut gewonnen;
Zum Dank gibt er uns Wein!

Dem Vaterlande weiht, ihr Bundesbrüder,
Hier unter'm Himmelszelt
Durch Berg und Wald den Jubel Eurer Lieder;
Schön iſt die teutſche Welt!

So ſchließt den Kreis! Vom Oſten und vom Weſten,
Von Süden her und Nord
Knüpft uns zum Bund, zum heiligen, zum feſten,
Das treue Bruderwort.

Und wenn nun bald, nach ſchnell entflohnen Tagen,
Ein jeder Heimwärts zog,
Soll oft ein Gruß aus weiter Ferne fragen:
„Denkſt du des Berges noch?“ —

9.
Vaterlandsgruß.

Sei mir gegrüßt, mein Vaterland!
Für Dich bin ich geboren!
Dir ſei mit hocherhobner Hand
Der Kindeseid geſchworen:
Dir will ich meine Kräfte weihn;
Dein Wohl ſoll meine Ehre ſein!
Die dunkle Selbſtſucht flieht, verbannt
Vor deiner Sonne, Vaterland!

Wem Liebe nicht im Herzen glüht
Für's Volk, dem er gehöret;
Wer sich der Bürgerpflicht entzieht,
Von Eigennutz bethöret:
Der stößt im Wahn sich selbst hinaus
Aus seinem alten Vaterhaus.
Der Himmel hat kein Vaterland
Für ihn, der keins auf Erden fand!

Wer für des Landes Wohlfahrt lebt,
Dem lohnt des Landes Segen;
Und wie er liebend ringt und strebt,
Kommt liebend Dank entgegen.
Mein Geist und Sinn, mein Gut und Blut
Sei Dir geweiht in Kraft und Muth!
Mein Fürst, mein Volk! Hier ist die Hand
Zum ew'gen Bund für's Vaterland!

Nun, Männer, schlaget fröhlich ein:
Wir Alle stehn für Einen!
Wo Keiner lebt nur sich allein,
Wird kein Verlaßner weinen.
Stark ist die Treue! Keiner fällt
Wenn Eine Hand die andre hält. —
So steht vereint, zu Gott gewandt,
Um Segen für das Vaterland!

10.

Christbäumchen;

Einer edlen Fürstenmutter beschert.

Der Abend dunkelt,
Die Christnacht funkelt.
Zum frohen Stündlein
Will ich ein Kind sein!
Ich will ein Bäumlein putzen aus,
Soll blinken wie ein Maienstrauß!
Bringet her die schmucken Gaben,
Daß wir unsre Mutter laben
Mit dem Besten, was wir haben!

„Draußen harrt sie; will herein!" —
Darf nicht sein!
Müssen erst das Werk vollbringen;
Blumen streun, Guirlanden schlingen. —
Goldne Nüsse,
Manches Süße;
Aepfel auch mit rothen Wangen
Laßt im grünen Busche prangen.

Hier ein Häubchen, da ein Schleifchen,
Da ein Band, ein Spitzenſtreifchen! —
Putzt mir Alles mit Bedacht
Daß der Baum ihr Freude macht.
Und wenn Ihr es ganz vollendet,
Hab' ich noch im Körbchen hier
Allerlei. — Zur letzten Zier
Sei's dem ſchönen Baum geſpendet.

Hier, im Kranze bunter Kerzen,
Häng' ich an ein goldnes Band
Dieſes Kleinod „der drei Herzen."
Oben ſchreibt die Wolkenhand;
Und uns ſtrahlt die Schrift entgegen:
„Kindesliebe, Mutterſegen."

Wo die Zwillingsäpfel glühn,
Will ich mir ein Plätzchen wählen,
Wo dies Röschen möge blühn.
Kunſtreich webten's edle Frauen.
Aus dem tiefen Kelche ſchauen
Eins, — zwei — drei — (ich darf nicht zählen!)
Engelköpfchen dort und da;
Rufen alle: „Großmama!"

Jetzt zum höchſten Schmucke brauchen
Wir der Jugendfreuden Strauß.
Ha! wie wird er herrlich prangen!
Mild und blau, wie Mädchenaugen;
Roth und zart, wie Kinderwangen
Schmückt er uns das Bäumlein aus.
Und was leſ't ihr auf den Bändchen,
Die ſich um die Blumen drehn?
Golden ſtrahlts mit Perlenrändchen:
„Liebe, Treue, Wiederſehn.“

Reicht mir noch das Schönſte dar!
Wo die hellſten Lichter flimmern,
Soll es hoch im Wipfel ſchimmern,
Und am flammenden Altar:
Treuer Mutterpflicht zum Lohne
Eine goldne Bürgerkrone.
Blitzender Juwelenglanz
Ziert des Diademes Kranz
Mit dem Namenszug vom Sohne.
Vom Altar ein Wölkchen ſchwebt
Dort hinauf, wo Lieb' und Güte,
Wo Gerechtigkeit und Friede,
Sich begegnend, ewig lebt.
Reicht den Griffel mir der Wahrheit,
Daß ein Wort in treuer Klarheit

Strahle von des Altars Rande:
„Ew'ger Dank vom Vaterlande!"

Schüttelt nun das Körbchen leer.
Hängt die Bildchen, die sich finden,
In den Zweigen rings umher.
Jedes wird sich selbst verkünden:
Hier das Weiblein, kühn gestellt
Auf den Anker, den es hält; —
Dort die Lehre, die gebückt
Kreuz und Buch ans Herz sich drückt; —
Dort die muntern Kinderreigen;
Engelchen mit Palmenzweigen;
Sonnenblumen, die sich neigen;
Rosen, die im Purpur glühn;
Veilchen, die bescheiden blühn
In des Kranzes Immergrün.

Ganz zuletzt, — wir müssen eilen! —
Noch dies Band voll krauser Zeilen, —
„Gute Wünsche, schlechte Reimchen" —
Leicht geknüpft ans schmucke Bäumchen!
Mag es flattern durch die Lichter.
So beschert ein armer Dichter! —
Unser Baum soll fertig sein:
Laßt die Mutter nun herein!

11.

Abſchied im Herbſte 1816.

(Als der Verfaſſer den Herzog Bernhard von S. Meiningen auf ſeiner Reiſe, und ſpäterhin zur Akademie begleitete.)

Eingehüllt in Nebelwogen
Ruht die Flur in todtem Grau.
Hellgeſchmückt mit Perlenthau,
In ihr Grab hinabgebogen,
Steht die blaſſe Herbſtzeitloſe;
Längſt entblättert iſt die Roſe.

Wenn die gelben Blätter fallen
Haucht mir's heimlich flüſternd zu:
„Gute Nacht zur Winterruh!"
Feierglöckchen hör' ich ſchallen
Von den Triften mir entgegen
Zu des Jahres Abendſegen.

Ahnend, nach des Schöpfers Willen
Baut ſein kleines Winterhaus
Sich manch Thierlein ſorgſam aus,
Daß es harre dort im Stillen,
Bis die Flur im Frühlingskleide
Neues Leben ihm bereite.

Und des Jahres letzten Segen
Sammelt noch des Menschen Hand.
Seiner Heimath zugewandt,
Müde von den rauhen Wegen,
Zieht der Wandrer zu den Lieben
Die ihm sehnend treu geblieben.

Doch nicht alle dürfen rasten
An dem heimathlichen Heerd!
Manchem ist es nicht beschert
Nach des Sommers heißen Lasten
Auszuruhn im Arm der Lieben
Wenn sich kalt die Tage trüben!

Les' ich's nicht in nassen Blicken,
Daß auch mir die Stunde klingt,
Die den Wanderstab mir bringt?
Ha! wie schnell die Zeiger rücken!
Kaum gefunden, kaum genossen,
Ist mein Heimathsglück zerflossen!

Und mich drängt's ins laute Leben
Ins Gewühl der Jugendkraft,
Hin zu fremder Wissenschaft!
Lohnet auch so spätes Streben?
Taugt der Herbst zu Rosenfesten?
Geht die Sonne auf im Westen? —

Ruft die Pflicht, gilt's nicht, zu fragen!
Jeder Pilger kommt ans Ziel.
Ernst und Sorge, Scherz und Spiel;
Kommen, Scheiden, Hoffen, Wagen, —
Auch der Sehnsucht heimlich Beben;
Alles regt und hebt das Leben!

Denket mein im Freundeskreise! —
Horch! Es rollt durchs hohe Thor
Schon der Wagen dumpf hervor,
Schwergepackt zur langen Reise.
Nun, daß Segen uns begleite,
Gebt uns liebend das Geleite!

* * *

Edler Jüngling! mir zur Seite,
Tritt aus deinem Vaterhaus
In die weite Welt hinaus!
Denn es muß der Mann ins Weite
Daß er einst im engern Kreis
Heim'sches recht zu schätzen weiß;
Daß die Kraft Erfahrung leite;
Daß der Geist nach Bildung strebt;
Fremde Sitte eigne hebt.

Doch, den Fuß ſchon in der Pforte
Hemme, Fürſtenſohn, den Schritt.
Höre mich, — Dein Volk hört mit! —
Präge noch die letzten Worte
Tief in die gerührte Bruſt
Hoher Liebe Dir bewußt,
Wahre ſie am heil'gen Orte,
Daß der Schatz ſei unverſehrt,
Wenn Du einſt zurückgekehrt.

„Biſt aus Sachſens Stamm geboren:
Ehre deines Hauſes Glück;
Bring' ein reines Herz zurück!
Biſt zum Fürſten uns erkoren:
Ehre deines Landes Glück;
Bring' ein Vaterherz zurück!
Teutſche Treue hat geſchworen! —
Laß den Fremden fremdes Glück;
Bring' ein teutſches Herz zurück!"

Nun, mit Gott! — Euch Allen, Allen,
Bürger, treu dem Vaterland,
Drücken ſcheidend wir die Hand.

Laßt die Thräne, laßt sie fallen!
In dem dunkeln Scheidekranz
Leuchte sie mit Perlenglanz.
Her den Stab! Wir müssen wallen! —
Ob es Tag sei oder Nacht:
Lebet wohl! der Vater wacht.

12.

Festbilder.

(den 17. Dec. 1820.)

Bei den Festen, welche dem Regierungsantritt des edlen, schon genannten, Fürsten folgten, hatten sich einige kunstliebende Freunde zur mimischen Darstellung der Bilder, welche die verschiedenen Lebensstufen des Gefeierten darstellen sollten, vereinigt.

I. Der Genius der früheren Kindheit deutete die muntern Spiele des ersten Lustrums an; ihm folgte

II. der Genius des Knabenalters, den Unterricht verbindend mit dem Spiele;

III. der des Jünglingsalters; — Bibelbuch und Ring erinnerten an die ernsteren Lehren der Religion und besonders aus Christen-Gelübde am Altare.

IV. Der Genius der reiferen Jugend; — die gelehrten Wissenschaften der Akademie bezeichnend, vor allen die des Rechtes, mit Pergamentrolle und Wagschale;

V. des beginnenden männlichen Alters. Die Genien erwarten den Eintretenden am Throne, ihm Fürstenhut und Stab zu überreichen.

Folgende Worte deuteten näher den Sinn der stummen, doch gewiß zum Herzen sprechenden, Bilder aus:

Es harret milden Blicks in stiller Majestät
Die Jungfrau dort am neuerhöhten Throne,
Bis sich der Edle naht, dem sie zum Lohne
Mit Fürstenhut und Stab entgegengeht.

Ein blühend Doppelpaar vereinter Schwestern knie'n
Mit Weihnachtsgaben an den hohen Stufen,
Daß sie Ihm her die flücht'gen Bilder rufen
Die mit der Jugend nun von hinnen ziehn.

Erster Genius.

Mit leichtem Ball, mit buntem Kartenschloß,
Was hast du, holder Engel ihm zu sagen?
„Gedenke mein; und danke jenen Tagen,
Wo Sinn und Kraft dem frohen Spiel entsproß"

Zweiter Genius

„Bald miſcht dem Spiel des Lebens Ernſt ſich bei;
Drum reicht' ich ſtatt des Balles dir die Sphäre,
Mit Maß und Zirkel. — Wechſelnd Spiel und Lehre,
Blieb ich dir neu; bliebſt du mir liebend treu."

Dritter Genius.

„Sieh' Buch und Ring! — Vergiß, vergiß mein nicht!
Ich führte dich in deine Jünglingsjahre;
Mit reinem Herzen tratſt du zum Altare:
Dort blüht ſein Lohn nach treuerfüllter Pflicht!"

Vierter Genius.

„Ich nährte dich mit ernſter Wiſſenſchaft;
Was nützt, was recht iſt, hab ich dir verkündet.
Nun winkt die Schweſter. Auf! die Zeit entſchwindet:
Sei Vater, — Fürſt! Die Liebe gibt die Kraft."

Alle vereinigt zum Geleite
des fünften Genius.

So ſprechen die Geweihten dort am Thron;
Und jener, der noch harrend auf ihm weilet,
Der unſre Hoffnung, unſre Wünſche theilet,
Er winkt der edlen Mutter edlem Sohn.

Die Fürſtenkrone hebt ſie ſich vom Haupt,
Und reicht ſie Ihm mit ſanften Mutterthränen.
Es miſcht ſich frommer Dank und liebend Sehnen;
Die Zeit vergilt, was uns die Zeit geraubt.

Ein ernſtes Wort umſtrahlt den Kronenring:
„Nimm einſt von ihm, du letzte meiner Schweſtern,
Die Krone rein zurück, wie er ſie geſtern
Aus froher Jugend reiner Hand empfing.“

13.

Amor.

Ein Sonettenkranz.

I.

Amor im Käfig;

nach einem Herkulaniſchen Gemälde.

Ins Zauberland der Kunſt, zu edlen Griechen
Bin ich entrückt. Auf tiefbegrabnen Mauern,
Dort wo des Flammenberges Donner ſchauern,
Dort ſteht ein Wunderbildchen halbverblichen.

Des Schwefelſchlundes Feuerſturz entwichen,
Wird's unſre Zeit, wie ſeine überdauern.
O ſeht die loſen Bübchen lockend lauern,
Die her zum Markt mit frommen Mienen ſchlichen!

Verborgen iſt ihr Pfeil, — man ſcheut die Spitzen; —
Im Käfig ſtill, wie nimmer zu entſpringen,
Stehn ſie zum Kauf, wo holde Nymphen ſitzen.

Zwei Schälkchen wußten ſchon ſich anzubringen.
Des dritten Auge, — ſolls vergebens blitzen?
Ihr Schönen, kauft! Doch — bindet ihm die
Schwingen!

II.

Amor, von den Grazien in einem Roſen-Körbchen emporgehoben.

Nach einem Bilde von Schnorr.

Ihr ſeht gelöſt des Flügelkindes Bande.
Feſt ſind dem Götterbübchen keine Thüren.
Gehalten nur von leichten Blumenſchnüren,
Blickt's nun herab von duftumhauchtem Rande.

Wohnt auch ein Gott im Käfig auf dem Sande? —
Mit zartem Reiz der Schönen Herz zu rühren,
Zu Tanz und Spiel ſie koſend anzuführen,
Knüpft Roſen er und Myrthen zur Guirlande.

Auf Lilienhänden ſanft emporgehoben,
Darf er im Roſenthron als König prangen.
So wird beſcheiden Liebe hoch erhoben;

Die anmuthreiche Schönheit weckt Verlangen.
Der Minne Band und Schleier ſind gewoben,
Da, wo die Grazien huldreich ſich umfangen.

III.

Amor vereint ein liebendes Paar,
welches einen Roſenkranz auf der Eltern
Haupt druckt.

Nach einem Niederländer Meiſter.

So hat ſein Ziel der kleine Gott gefunden!
Er darf im Grün von blüthenreichen Hainen
Zu Mann und Weib ein liebend Paar vereinen.
Der Starke, leicht vom Zarten überwunden,

Gibt willig ſich gefangen und gebunden.
O ſeht, um Freudenthränen hold zu weinen,
Sich Minne hier und Kindesliebe einen!
Der Eltern Haupt hat ſie den Kranz gewunden.

Du theures Bild, dem sich die Herzen neigen!
Dort ist des Lebens schönstes Band geschlungen.
Als Himmelssegen muß herniedersteigen,

Was sich zuvor als Flehn hinaufgeschwungen. —
Hier darf das Wort, ja selbst die Lyra schweigen;
Stumm bringt das Herz die höchsten Huldigungen.

14.

Die Schatzgräber.

Ein Festspiel zum 11. August 1822.

Personen.

Konrad, ein alter Bergmann.
Friedbert, ein junger Bauer; sein Vetter.
Der Dorfschulze.
Röse, seine Tochter.
Der Geist des Burgherrn.
Landleute, festlich geschmückt, mit Musik aufziehend.

Die Scene ist der Vorplatz der alten Burg Liebenstein. — Nacht.

I.

Konrad. Friedbert.

(Mit Grabwerkzeugen auf der Schulter.)

Konrad; (setzt sich müde dem alten Thurme gegenüber.)

Gottlob! Da sind wir! Ach, die müden Beine
Die wollen nicht mehr mit, obschon das Herz
Noch jung ist! — Nun, zwei gutgemess'ne Meilen
Sind über Berg und Thal wir doch geschritten
Bis zum verwünschten Schlosse. — Ruh' auch Du,
Mein Friedbert, erst ein wenig! Bis zum Morgen
Bleibt Zeit genug.

Friedbert.

Ho, Vetter, thut nicht Noth!
Wenn hier das Schloß, — gleich jenen leichten Wolken
Am Sternenhimmel, — fort durch Zauber rückte;
Ich lief ihm nach, ums Doppelte des Wegs,
Bis ich's gebannt!

Konrad.

Nein, ich bedanke mich!
Und g'rad heraus zu ſagen, Friedbert, reut mich's ſchon,
Daß ich, der alte Narr, ſich ließ beſchwatzen
Von Dir, dem jungen Fant. Gib acht, das Glück,
Das Du geträumt, wird uns zur langen Naſe,
Die wir zwei Meilen heim zu tragen haben.
Iſt Traum doch Schaum! — Es ſollt' ein grauer Knabe,
Wie ich's nun bin, gewißlich klüger ſein!

Friedbert; (ſich zu ihm ſetzend.)

Sagt, Konrad, was Ihr wollt! Es war ein Traum,
Der her mich lockt'; doch ſicher kein gemeiner!
Warum denn wäre ſonſt in dreien Nächten
Der kleine Bergmann immer mir erſchienen,
Sein Schmeichelwörtchen wiſpernd:

„Dein harrt ein Schatz zu Liebenſtein:
Geh, heb' ihn! Du ſollſt glücklich ſein!"

Dann deutet' er aufs Herz und lächelt'. — Wie geſagt:
Drei Nächte nach einander! Iſt das nicht
Des Weges werth in ſchöner Sommernacht?
War's Trug, — je nun, ſo bleiben wir denn eben
Was wir ſchon längſt geweſen: — „arme Teufel."

Konrad.

Nun, lockend war's, ich muß es ſelbſt bekennen! —

Vor vielen Jahren, als man dort im Thal
Auf Kobalt grub, und die Gewerke blühten,
Bin ich wohl oft am Schloß vorbeigekommen,
Bei mir bedenkend, daß in diesen Mauern
Manch edles Kleinod, mancher gelbe Pfennig
Hier unter'm Schutt auf seinen Finder harrt.
Seltsames wird erzählt. Dort jenes Fenster
Im hohen Thurm, — wo jetzt das Käutzchen sitzt, —
Hat man mir oft gezeigt. — In manchen Nächten,
Wenn so, wie heut', der Mond im letzten Viertel
Gen Osten steht, da gukt . . .

Friedbert; (näher heranrückend.)

Ich bitt' Euch, Konrad!
Mir ist's, als säh' ichs guken!

Konrad (fortfahrend;)

gukt, so sagt man,
Ein schwarzer Mann mit langem rothem Mantel
Heraus, und winkt so — immer mit dem Finger.
Dann kommt vom Altenstein ins Thal herab
Die weiße Frau; und dreimal um den Brunnen
Geht sie herum mit einem goldnen Schlüssel;
Den wirft sie, kläglich seufzend, in die Quelle,
Und so, wie der ins Wasser taucht, — verschwunden
Ist aller Spuk! — *)

*) Eine Volkssage jener Gegend.

Friedbert.

Mir ſteigt das Haar zu Berge!

Konrad.

Auch weiß man hier zu Lande von zwei Männern, —
Die kamen weit her; gruben hier ganz heimlich,
Und ſchlichen fort, und — kauften ſich ein Gütchen.

Friedbert; (aufſpringend.)

Ha! ſo ein Gütchen, Vetter! — Denkt Euch das!
Mir hüpft das Herz vor Freuden! Möchte gleich
Friſch einhaun mit der Harke, um das Neſtchen
Nur gar herauf zu kriegen. Glaubt! 's iſt viel,
Viel Geld geweſen, was die Schelme fiſchten!
Zwei konnten's doch wohl ſchwerlich alles tragen?
(Er klopft mit der Harke an verſchiedenen Stellen des Burggrundes.)
Da hört 'mal her! Ihr ſeid ein alter Kenner.
Da klingt's doch ganz beſonders? Hell — und hohl; —
Mir wie Muſik! — Wenn hier man's nun verſuchte?

Konrad.

Was hohl iſt, iſt nicht voll, mein guter Junge!
Doch wie Du meinſt! Es wird's der kleine Bergmann
Der Dir erſchien, ja wohl am beſten wiſſen!
(ſtellt ſich zu ihm mit der Harke.)

Friedbert

Nur noch ein Wort, eh' wir das Werk beginnen!
Ihr ſeid erfahren; — habt in Euerm Leben

So manchen ſauern Tag geſchachtet tief
Im alten Silberſtollen; — wißt Ihr denn
Kein kräftig Zauberſprüchlein, das dem Erdgeiſt
Gefällt, und ihn geneigt uns macht? — Beſinnt
Euch!

Konrad.

Schatzgräber war ich niemals, junger Fant!
Sonſt dacht ich warlich mich zu gut dazu! —
Mir iſt kein Spruch bekannt. Ein Bergmannslied,
Das ſo recht wunderlich und heimlich klingt,
Das möchte wohl noch aufzutreiben ſein
Im Schatz des grauen Kopfes. — Wunderbar
Iſt's dabei oftmals mir zu Muth geworden,
Wenn ich vor Ort am Grubenlichtlein ſaß
Und's Liedchen ſang! — Hat's gar ein edler Dichter
Geſungen, — Braver Knappen treuer Freund!
Doch mit dem Singen geht's nicht mehr bei mir.
Ich ſag' es vor. Der alte König drunten,
Er hört's vielleicht, und wird uns gut. — Merk' auf!

(Während Friedbert ſich mit der Harke anſtellt, beginnt Konrad:)

„Ich kenn' ein dunkles feſtes Schloß;
Ein ſtiller König wohnt darinnen
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.

Vorborgen iſt ſein Luſtgemach,
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab vom bunten Dach."

(Kurze Pauſe. Man hört einen leiſen gehaltenen Akkord von Waldhörnern aus dem Thurme.)

Friedbert.

Horcht, Konrad, horcht! — Was tönte dort herab?
Bebt mir die Harke doch in meiner Hand! — —
Sagt, habt Ihr's nicht gehört?

Konrad.

Nun, Närrchen! was
Wird's ſonſt geweſen ſein, als eine muntre Eule?
Doch unterbrich nicht mehr; ſonſt kann ich gleich
Den zweiten Vers nicht recht zuſammenſtoppeln:

„Ein unermeßliches Geſchlecht
Umgibt die feſtverſchloßnen Pforten.
Ein jeder ſpielt den treuen Knecht
Und ruft dem Herrn mit ſüßen Worten.
Sie fühlen ſich durch ihn beglückt,
Und ahnen nicht, daß ſie gefangen;
Berauſcht von trüglichem Verlangen,
Weiß Keiner, wo der Schuh ihn drückt."

(Neue Pauſe. Man hört die vorigen Klänge näher und ſtärker ertönen.)

Friedbert. (den Spaten erschrocken weglegend.)
Und hört Ihr's noch nicht, Konrad? — Immer nicht? —

Konrad.

Nun, daß ich g'rad nicht leisehörig bin,
Das weißt Du ja! Doch kam mirs selber vor,
Als brummten dort die Glocken her vom Dörfchen.
Merk' auf! Jetzt kommt ein schöner Vers für dich:

„Dem Fleiß ist keine Wand zu fest;
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich.
Wer sich auf Herz und Hand verläßt,
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus seinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geister durch die Geister,
Macht sich der gelben Krone Meister
Und weiß sie an das Licht zu ziehn."

(Die Akkorde erklingen dreimal kräftig aus dem Thurm. Ein geharnischter Ritter erscheint an der Pforte und nähert sich langsam den Schatzgräbern, welche vor dieser Erscheinung erschrocken aufs Knie sinken. Konrad, mit dem Finger am Munde, deutet Friedberten an, daß er nicht reden solle.)

II.

Der Geist des Burgherrn.

(feierlich.)

Laßt ruhn den alten König, tiefversenkt!
Zu fest ist Euch sein Schloß. — Nach goldnen Gaben

Soll nicht des Landmanns Pflug und Harke graben:
Ihm lohnt der Schatz, den ihm sein Acker schenkt. —
Doch da Ihr nicht mit schlechtem Sinn erschienen,
Hat Euch zum Lohn der Burgherr zugedacht,
Den Kranz zu schaun in seiner lichten Pracht,
Dem dieses Schlosses beste Geister dienen.
Schlagt kräftig nur in jene Mauer ein;
Erquickt Euch an des Kranzes Zauberschein.

(Der Geist verschwindet. Akkorde aus dem Thurm, wie vorher.)

III.

Konrad und Friedbert; (noch auf den Knieen einander gegenüber. — Pause)

Friedbert.

Nun, Herzensvetter, sprecht! was meinet ihr?

Konrad.

Hm! — Was sagst Du dazu, mein Vetter Friedbert?
Hast's doch vernommen — „von dem alten König" . .?

Friedbert.

Ach! leider wohl! — „Daß uns sein Schloß zu fest!"
Und habt auch Ihr das Wörtlein wohl verstanden
„Vom Pflügen, — Graben . .?

Konrad.

„Im Kartoffelfeld?"
Ich hab' es gleich gedeutet!

Friedbert. (Beide ſtehen auf.)

Trieb ich doch
Von Kind auf ſchon die Art, den Schatz zu graben,
Und wurde noch nicht reich! —— Zwar hat am Ende
Der alte Thürmer recht, wenn ich's bedenke!
Hab' ich vom zähen gelben König tief im Boden
Geſchenke nicht bekommen, hatt' ich doch
Ein leichtes, frohes Herz! Wer weiß, wer weiß,
Ob das ſich lang mit vielem Gold vertrüge?

Konrad.

Das heiß ich brav geſprochen, wackrer Junge!
Nimm dieſen Sinn mit heim! Du haſt fürwahr
Mit ihm den allerbeſten Schatz gehoben!

Friedbert.

Nun aber kann ich doch nicht eher heim,
Bis ich den ſchönen Kranz geſehen habe,
Den uns der Eiſenmann ſo ſehr gerühmt.
Drum raſch ans Werk! — Auf jene graue Mauer
Hat er uns hingedeutet . . .

Konrad.

Und zum Glück
Hab ich den Fäuſtel bei mir. Wollen bald
Den mürben Stein zerſpalten, der den Kranz
Verbergen ſoll!

(Sie arbeiten. Allmälig wird ein hellerleuchtetes Bild

in der Mauer ſichtbar: — Ein Kranz von Aerndte-blumen, in deſſen Mitte die Namen Luiſe, Adelheid, Ida.)

Friedbert; (erſtaunt zurücktretend.)

Ha! Seht, welch prächt'ger Schimmer!
Ja! der erquickt das Herz! — den Regenbogenglanz, —
Nicht müde könnt' ich werden, ihn zu ſchauen!

Konrad.

Ja, ja! ich kenne ſie, die theuren Namen!
Die, — Sohn! — verdienen wohl, daß man ſich neigt!

(ſie entblößen das Haupt.)

Drei edle Herzoginnen dieſes Landes
Sind hier genannt, — und dieſes iſt die Mutter,
Die, hochverehrt vom Sohn, dem Lande einſt
So Mutter war, wie Ihm. — Den Fürſtenſtuhl
Auf dem er thront, — Sie hat ihn treu bewahrt!
Von Vater, Mutter, erbt die Liebe fort,
Da wo das Herz die gleiche Tugend erbt.

(Es läßt ſich eine fröhliche Muſik aus der Ferne hören, ein beliebtes Volkslied ſpielend.)

Friedbert.

Seht acht! ſchon wieder naht ein neues Wunder
In dieſer Wundernacht! — Horcht! — Menſchenſtimmen! —

Konrad.

Und wenn's nun Geiſter ſind? — Voran der Alte
Mit rothem Mantel? — Wär's wohl da nicht beſſer,
Wenn wir uns trollten?

Friedbert.

O mit nichten, Vetter!
Die Geiſter Liebenſteins ſind guter Art;
Das hab' ich mir am Thürmer abgemerkt! —
Es kommt heran! — Ich weiche keinen Schritt,
Ob auch ein Regiment Geſpenſter aufmarſchirt!

IV.

(Die Muſik nähert ſich den Hügel heran. Es erſcheint ein Zug geſchmückter Landleute. Voran der Dorfſchulze; dann Burſche und Mädchen, Paar und Paar. —
Friedbert und Konrad treten ein wenig in den Hintergrund zurück. — Die Angekommnen ordnen ſich im Halbkreiſe. Die Muſik ſchweigt.)

Der Dorfſchulze.

So feiert denn die milde Sommernacht,
Zum Schluß des hehren Tags, auf dieſem Hügel,
Wo noch die Geiſter teutſcher Redlichkeit,
Aus grauer Vorzeit uns begrüßend, weilen.
Auch wir ſind treu, und lieben Vaterland,
Und Fürſt und Volk, nicht minder als die Alten! —
Nun, luſtig junge Leutchen! — Doch in Ehren!

Es ſieht die Nacht mit Sternenaugen zu;
Die dürfen unſrer ſich nicht ſchämen!

Röſe:

(hat unterdeß das ſeitwärtsſtimmernde Bild entdeckt und kommt haſtig herbei.)

Vater!
Geſchwind, geſchwind! Dorthin zur alten Mauer!
Es iſt ein ſeltſam Wunderwerk zu ſehn.

(Alle wenden ſich zum Bilde, ihr Erſtaunen ausdrückend.)

Der Schulze.

Dort glänzen ſie, die lieben, werthen Namen,
Die wir ſo oft genannt am heut'gen Tage! —
Wie ſchön das paßt zum nächtlich ſchönen Feſte!
Und wer hat's denn ſo allerliebſt erſonnen? —
Von Euch doch ſchwerlich Einer? . . .

(Er ſieht ſich um, und wird die beiden Schatzgräber im Hintergrunde gewahr.)

Ha! Was gilts, —
Dort ſtehn die Künſtler! — Nur herbei, ihr Herr'n!
Ihr wackern Maler, tretet nicht zurück!

(Konrad und Friedbert kommen herbei.)

Der Schulze.

Willkommen, fremde Männer! — Wer Ihr ſeid,
Wir fragen's nicht. Ihr nehmt ja freundlich Theil
An unſerm Glück, und ſo gehört Ihr uns,

Und habt mit ſeltner Kunſt das ſchöne Feſt
Noch mehr geſchmückt! So nehmet herzlich Dank!

(Das Bild noch einmal genauer betrachtend.)

Sehr klüglich ausgedacht! — Geſteht's nur ein,
Wir haben's Euch zu danken, fremde Männer?

Friedbert; (leiſe zu Konrad.)

Sie ſchreiben uns das Wunderbildchen zu!

Konrad; (eben ſo zu Friedbert.)

Laß ſie dabei! — Es fände ſchwerlich doch
Die Wahrheit Glauben! —

Der Schulze.

Ihr bedenkt Euch,
Uns zu geſtehn, was doch Euch Ehre macht?

Friedbert.

Nun denn, wenn Ihr's ſo haben wollt, — ja, freilich
Geſtehn wir's Euch, daß wir hierhergekommen,
Um, — um ... Ei nun! um glücklich hier zu ſein!
Und was das hübſche Bildchen dort betrifft,
So kommt wohl auch ein Theilchen mit auf uns.

Dorfſchulze.

Ich dacht' es wohl! — Die Hände hergereicht!

(Beide ſchütteln ihm die Hand.)

Ihr ſeid uns heut und morgen liebe Gäſte.

Und Ihr, (zu Friedbert) — Ihr ſcheint ein muntrer raſcher Knabe,
Der ſich gewiß auf's Tanzen gut verſteht: —
Wohlan! Hier ſteht die flinkſte Tänzerin;
(ihm die Tochter zuführend;)
Mit meiner Tochter mög't den muntern Reigen
Ihr jetzt eröffnen!

Friedbert.

Ei, ich danke! danke
Von Herzen Euch für Eure gute Meinung!
Doch wär's auch Eure wohl, holdſel'ge Jungfrau?

Roſe.

Zwar tanz' ich gern; doch nun — vielleicht noch lieber!

(Alle lachen.)

Friedbert; (zu Konrad.)

Wer weiß denn, Vetter, welchen ſchönen Schatz
Mein Traum gemeint? —

(Er nimmt Roſen bei der Hand und betrachtet ſie freundlich.)

Konrad (lächelnd.)

Nur immer zu, mein Friedbert!
Wohl Mancher ging, — dem Stieglitz Sprenkel ſtellend,
Und — fing die Nachtigall! — Was iſt denn tief

Im Erdenſchooß der alte goldne König
Wohl weiter werth, wenn ein getreues Herz
Hier unter'm Himmel uns entgegen ſchlägt? —

Dorfſchulze.

Ei, ei! Ihr lieben Gäſte! — Sprecht ihr laut,
So ſorgt auch, daß die Hörer Euch verſtehn!
Im Räthſellöſen ſind wir ſchlecht geübt.

(Zu den Verſammelten.)

Ihr Alle! Eh' der muntre Tanz beginnt,
Laßt uns das Liedchen erſt zu Ende bringen,
Das uns den Herweg kürzte. Stimm' Du an,
Mein Röschen! Wir im Chore fallen ein.

(Muſik.)

Röſe (ſingt.)

Stimmt an den hehren Weihgeſang,
Das Lied der Kindestreue!
Rein ſei das Herz, rein ſei der Klang,
Daß ſich die Mutter freue.

Chor.

Töne durch die ſtille Nacht
Lied der hehren Weihe.

Röſe.

Von theuern Kindern froh umringt,
Dankt Sie der ew'gen Güte.
Die Hand, die Segen niederwinkt,
Reicht Ihr zur Frucht die Blüthe.

Chor.

Töne durch die heil'ge Nacht
Dank der ew'gen Güte.

Röse.

Sie labt des Feierabends Ruh,
Die lang' gewirkt im Segen!
Ihr lächelt jedes Sternlein zu,
Winkt Himmelslohn entgegen.

Chor.

Töne durch die Sternennacht
Schöner Muttersegen.

Röse.

So weile viele Jahre noch
Im Kreise Deiner Treuen!
O lebe lange, lebe hoch,
Daß sich die Enkel freuen!

Chor.

Töne durch die stille Nacht
Segenruf der Treuen!

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Reisegefährten.

Eine

Sammlung von Novellen

und

andern Dichtungen

von

Friedrich Mosengeil.

*

Dritter Band.

Frankfurt am Main

bei Friedrich Wilmans.

1828.

BIBLIOTECA

Inhalt.

Seite.

I. Rosaliens erste Reise. 1

II. Beethoven's Zwischenacte zu Göthe's Egmont. 213

Prolog. 224

III. Das Festspiel zu Petermichelthal. Ein Mährchen. 243

I.

Rosaliens erste Reise.

Vorwort des Herausgebers.

Im Gefolge einer edlen Fürſtenbraut, die dem fernen Bräutigam entgegenzog, ſchrieb Roſalie die nachſtehenden Briefe an ihre Vertraute, Serena, in die Heimath.

Das kleine Reiſetagbuch erſchien zwar damals (1817) im Druck, doch nur für einen beſchränkten Kreis befreundeter Leſer, und wenige Exemplare mögen ſich weiter verbreitet haben. Bei dem gegenwärtigen Verſuche, es

in ein größeres Publikum einzuführen, glaubte der Herausgeber nur das aufbewahren zu dürfen, was die äußere Anschauung einer winterlichen Natur mit dem immer blühenden Frühling der inneren verknüpft, und was, mit poetischer Phantasie dargestellt, dem Vergänglichen des Raumes und der Zeit ein bleibendes Interesse für Herz und Geist zu geben vermag.

Manche Stellen der Briefe Rosaliens deuten darauf hin, daß der Schmerz über den Verlust eines geliebten Jugendfreundes sie begleitete. Daher der zarte Schleier der Wehmuth, der zuweilen die, sonst so heitere Seele überflort! — Die Empfindsamkeit eines tiefergriffenen Gemüthes wird man hoffentlich

nirgends mit überreizter Empfindelei verwechseln.

Daß die Verfasserin hier ihre erste Reise schildert, kann dem Leser nicht entgehen. Wir haben manchen, vielleicht allzunah am Kleinlichen hinstreifenden Zug absichtlich unverwischt gelassen, um den Charakter des Ganzen treu zu bewahren. Reisebriefe dieser Art wollen ohnehin nicht das Gebiet der Länder- und Völkerkunde erweitern, sondern mehr die Eigenthümlichkeit der Ansichten, die Wahrheit und Lebendigkeit der Auffassung, und die Gemüthlichkeit der Genüsse des Reisenden darstellen. Gelingt es daher Rosalien, die befreundete Theilnahme des Lesers für sich selbst zu gewinnen, so fürchten wir nicht, daß man ihre anspruchslosen Bemerkungen

über flüchtig erblickte Gegenstände, auf einem so kurzen, vielbereis'ten und allbekannten Wege — nur allein zum Maßstabe des inneren Gehaltes dieser Blätter nehmen werde.

Fr. M.

Erſter Brief.

Würzburg, den 1. Nov. Abends.

„Ich muß ſchreiben!“ ruft man ſich wohl zuweilen halb träge, halb unwillig zu, um ſich an einen läſtigen und doch unvermeidlichen Brief hinzuzwingen. „Du mußt ſchreiben!“ raunet manchmal auch das böſe Gewiſſen, ſo daß es uns heiß und kalt über die Wangen läuft, ins Ohr, wenn etwa eine uralte Briefſchuld nun mit Ehren gar nicht länger mehr unbezahlt bleiben darf. Auch ich rief mir es laut zu, als ich, nun für heute ungeſtört, in mein ſtilles Stübchen trat; doch wie ſo fern von Trägheit und Zwang!

Stunden, die ganz mein sind, Serena, sind gewiß zur Hälfte Dein. Ich denke an Dich, ich sehne mich zu Dir; ich frage Dich und vernehme Deine Antwort; und dann muß ich schreiben! — Ein recht feuriges Wollen ist auch ein Müssen.

Welch einen beneidenswerthen Vorzug hat aber mein Andenken vor dem Deinigen! Du weißt ja, seit ich die Reise nach Cöln antrat, gar nicht mehr, wo Du mich suchen sollst; ich hingegen finde Dich in Deiner ländlich einfachen abgemessenen Häuslichkeit gewiß meist am rechten Orte. Jetzt z. B. stehst Du an jenem Fenster, wo die liebste Deiner Freundinnen (sie heißt hoffentlich Rosalie?) oft neben Dir stand, — am Fenster nach Osten. Ach, wenn dort die Sonne heraufstieg über dem dunklen Tannenwald, und wir zuweilen, früh erwacht, ihrer warteten, da blicktest Du mich ja so freundlich an, wie sie, — meine Hand in der Deinigen hal-

tend! Unvergeßlich, wie der letzte ſchöne Sommermorgen vor unſrer Trennung, ſind mir die Worte, mit denen Du ihn begrüßteſt. »Wie viele ſchlummernde Menſchen, ſagteſt Du, wecken dieſe Strahlen zur Freude, und wie viele zum Kummer! »Gott lob!« denkt der Eine, indem er die Augen aufſchlägt. »Ach Gott!« ſeufzt der Andre. Und in dieſen zwey Worten liegt der ganze Lebenslauf des Tages für Beyde. Wenn dann Abends der Mond dort hervergeht, kehrt ſichs um, und dem Unglücklichen iſts nun auch vergönnt, »Gott lob!« zu rufen, denn er hat wieder einen Leidenstag überſtanden. Der Glückliche mag indeß immer »ach Gott!« ſeufzen, denn das genoſſene Glück ſeines Tages kehrt vielleicht nimmer zurück.« Dann ſchwiegen wir lange und trauerten mit den vielen trauernden Menſchen dieſes dürftigen Jahres, und Du überſchauteſt hulfreich deinen kleinen Wirkungskreis, wie doch wohl die Dir zunächſtſtehenden Armen, die heute

mit einem „Ach Gott!“ erwachten, zu erfreuen seyn möchten.

Sieh, meine Serena, darum durften wir uns auch so innig lieben! Nur der Menschenfreund ist ächter Freundschaft empfänglich und werth.

Zurück ans liebe Fenster zu Dir! — „Ist sie jetzt wohl in Würzburg?“ fragst Du Dich. Ja wohl, Du Theure, bin ich seit gestern hier; und welch ein Abend hat mich hergeführt! Ein Abend, der mehr schon dem November, als dem October angehörte, und doch so laue Lüfte, so stilles, mildes Mondlicht brachte! Ein Abend, wie wir ihn uns in den letzten Monaten so oft vergebens wünschten, wenn dem Nebel der Regen, (des Vaters wohlgerathenes Söhnchen,) immer auf dem Fuße folgte.

Auch gestern regneten den Tag über die dicken grauen Wolken oft auf die noch immer nicht ganz abgeerndteten Felder und auf die herbstlichrothen Wälder nieder. Doch als es

dämmerte, drängten ſich die ſchwarzen Maſſen immer dichter im Norden zuſammen, und im Weſten wurde es lichter. Einmal konnte ſogar die ſcheidende Sonne durchblicken, und den ſich erheiternden Geſichtern meiner Reiſegefährtinnen ein ſchöneres Roth auflegen, als Pariſer Schminkdoſen geben können. Dann wurde es immer heller über uns, in uns. Der größte Stern der Nacht fand manchen offnen Raum, uns zuzuſchauen, wie wir auf der ſchönen gefahrloſen Straße, (Du weißt ich fürchte mich ein wenig,) ziemlich langſam weiter zogen.

Wir ſangen leiſe das alte, wenn auch von vielen, doch von uns nicht vergeſſne, Lied: „Willkommen o ſilberner Mond!“ und ſonſt noch allerley Dir wohlbekannte Weiſen; z. B. „Hebe, ſieh in ſtiller Feyer ꝛc.;“ „Im Felde ſchleich ich ſtill und wild ꝛc. (die wilde Stimmung des armen Feldſchleichers wurde indeß gar merklich durch die ſanften Mädchenſtimmen gemildert;) ſo auch Göthe's geheim-

nißvolles ſchauerliches Lied: »Das Waſſer rauſcht ꝛc.« und ſein liebliches: »Füllest wieder Buſch und Thal ſtill mit Nebelglanz ꝛc.« nach Reichardts Melodie, die man einen muſikaliſchen Mondſchein nennen möchte.

So zogen wir ſpät in der größten Stadt ein, die Deine Roſalie bis jetzt noch geſehn, und zum erſtenmal übernachtete ſie mit einem gewiſſen ſeltſamen, nicht unangenehmen Gefuhl: »ſo fremd und doch daheim zu ſeyn« in einem ſtattlichen Gaſthofe. Klingt nicht auch Dir dieſes Wort ungemein freundlich und vernehm? Die Zuſammenſetzung aus einem freundlichen, und aus einem vernehmen Werte mag mir wohl ein Gefühl geben, das, wer den Beutel führt (zum Glück das Geſchäft der Männer!) vielleicht als ein abentheuerliches Gedankenbildwerk belächelt.

Du wirſt überhaupt bey meinen Schilderungen und Anſichten zuweilen an das närriſche Lied vom Dorf-Peter denken, der zum erſtenmale in die Stadt kam? Ich bin's

zufrieden, wenn Du nur nicht am Ende gar das eben ſo bekannte zwey Zeilen lange Volksliedchen anſtimmſt: „Es zog ein Gänslein ꝛc.“ Sieh, wie liſtig Du lächelſt, Leſe! — Und ich wünſche Dir dennoch eine ſo freundlich-herzliche Gutenacht! Denn den heutigen Tag beſchreib ich Dir morgen.

Zweiter Brief.

Würzburg, den 2. Nov. Morgens.

Wie aber ſoll ich ihn Dir beſchreiben, den geſtrigen Tag? Man hat ein ſo kleines Herz, Serena, wenn man, wie ich, immer auf dem Lande, eingeengt in einem weiblich beſchränkten Kreiſe lebt! Und dieſes kleine Herz kommt ſo ſchwer mit alle den ungewohnten Eindrücken zurecht, die ihm eine ganz neue Welt zuführt! Doch wenn es weniger faßt, ſo fühlt es vielleicht dieß Wenige

deſto inniger und reiner, und tröſtet ſich ſo für Vieles was ihm verloren geht. Was hätte es denn auch zu fürchten bei Dir?

Der erſte November war der Tag aller Heiligen, ein großes Feſt der catholiſchen Chriſten.

Es iſt doch auch in der That ſo menſchlich ſchön, dem Andenken aller heiligen Menſchen, die jemals gelebt haben, ein Feſt zu feyern! Giebt es unter tauſend Heiliggeſprochnen auch nur Einen, vor deſſen Tugend man in Ehrfurcht niederknieen darf, ſo iſt die Ehre des Feſtes, die Ehre des Erdenſohnes und das erhabene Wort gerettet: „Nach ſeinem Bilde ſchuf er ihn.“ Meinem Herzen noch anmuthiger iſt das Feſt aller Seelen, (das heutige.) Denke Dirs nur recht, meine Serena, — „aller Seelen!“ Löſt ſich nicht ſchon bey dem bloßen Namen Dein ganzes Weſen in Liebe auf? Schweben ſie nicht alle vor Dir vorüber, Deine Theuren, die einſt Menſchen waren und nun Seelen

ſind, — fern von Dir, in der ewigen, ſeligen unbekannten Welt? Aber immer ſo heißgeliebt, ſo heiß erſehnt!

Doch es gilt nicht blos den Befreundeten, den Geliebten; es gilt Allen. Hier, im wildwogenden Gedränge der Erde alle Menſchen zu lieben, — ſo im rechten Sinne des Worts; — das hat mir, troz vielen gehörten Predigten, nimmer möglich ſcheinen wollen. Aber ſüß und tröſtlich iſt der Gedanke, daß das Mangelhafte und Unliebenswürdige, (ja Haſſenswerthe,) allmählig ſchwindet, wenn des Menſchen irdiſcher Leib mit ſeiner den Geiſt ſo oft beherrſchenden Organiſation in die Erde zurückſinkt, und die von der ewigen Sonne ausgegangnen Strahlen, (unſre Seelen,) wieder gereinigt in ihrem himmliſchen Glanze leuchten.

Ich beſchloß gleich bey mir, das Feſt des heutigen Tages, der mich ſchon wieder in den Wagen ruft, zugleich mit dem geſtrigen, obwohl ächte Proteſtantin, doch recht

ven Herzen mitzufeyern. Und so ists gescheh'n!

Am frühen Morgen weckten mich die Domglocken, weit- und tieftönend, aus dem Schlafe, und es war mir im Aufdämmern, als hörte ich die Accorde einer großen Orgel: — aber keine der gewöhnlichen, sondern wie die, welche die heilige Cäcilia, dort auf Deinem Bildchen nach Raphael, erklingen hört, wo sie die begeisterten Blicke nach Oben richtet.

Wär' es doch möglich den erhabenen Kirchenglockenton dem Erze so zu entlocken, wie man der Glasharmonica den ihrigen entlockt: die Wirkung müßte unbeschreiblich groß seyn! Auch schon regelmäßig eingestimmt und angeschlagen, erfüllen sie uns mit heiligen Schauern.

Das hat unser Schiller auch gefühlt; darum verdankt ihm die Welt ein unsterbliches Lied mehr.

Um 9 Uhr betraten wir den Dom, wo ſo eben die Meſſe ihren Anfang nahm.

Den Tempel ſelbſt beſchreib' ich Dir lieber nicht, weil ich ihn nicht zugleich zeichnen kann. Seinem Aeußeren ſcheint eine gewiſſe einfache Größe, die mir an heiligen Gebäuden ſo wohl gefällt, zu mangeln. Sein Inneres machte aber doch einen großen Eindruck auf mich.

Eine dicht gedrängte Menge tiefandächtig betender Menſchen füllte die weiten ins Kreuz gebauten Gewölbe an. An mehreren Altären verrichteten Prieſter in fremdartigem Putz (ſo nennen wir Mädchen ſogar den Ornat!) das heilige Amt. Mich erinnerten dieſe ſeltſam prunkenden Prieſterkleider ſo lebhaft an den Orient und an das graue Alterthum, als hätt' ich jenen gekannt, und in dieſem gelebt. Auch die Meßgeſänge am Hochaltar tönen mit ihrer Melodie und Sprache aus fernen Zeiten und Ländern herüber; die

Musik des Chores und der majestätischen Orgel klingen herrlich darein.

Sollt' ich Dir auch sagen, meine Freundin, was mir bey diesem Altardienst mißfiel; so hätte ich einen guten Grund, es lieber nicht zu thun. Es kommt mir nämlich so unbescheiden und anmaßlich vor, wenn ein stilles blödes Mädchen kirchliche Formen mit Strenge tadeln wollte, die ein großer Theil von Europa weit über tausend Jahre her andächtig ehrt und übt. Mögen Männer unsrer Kirche diesen Tadel aussprechen (doch auch sie mit einer dem Deutschen unsrer Zeit ziemenden bescheidenen Freimüthigkeit; und immer geneigt zu hören, was bei ihnen selbst sich tadelnswerthes findet); uns Frauen kommt es nicht zu. Das aber habe ich, dem Hochaltare gegen über meiner Phantasie gern erlaubt: eine Vermittlerin zu seyn zwischen der alten, (vielleicht veralteten) Mutterkirche und ihrer Tochter. Aus den hellen Wolken, von silbernen Rauchpfannen verbreitet,

ließ ich je zuweilen Einen jener ehrwürdigen Männer heraustreten, und nicht viele, aber kräftige deutſche Worte des ewigen Lebens zur knieenden Gemeinde ſprechen. Mächtige Orgelgriffe tönten das Amen. Zwey andre, (ich phantaſire noch fort,) ſchritten hervor in die hohen Eiſengitterpforten, die den heiligen Vorplatz des Hochaltars von der Kirche ſondern. Sie wechſelten ſinnvoll Frage und Antwort über des Feſtes Zweck und Werth. Neue Hymnen erklangen, von der Begeiſterung deutſcher Tonkünſtler geſchaffen. Ihr leiſes Verſtummen rief die Chriſten, die das Mahl der Liebe zu genießen wünſchten, hin zu der heiligen Tafel. Sie knieten mit der ganzen Gemeinde vor dem gehobnen Zeichen des zerbrochnen Leibes. In dieſem höchſten Moment der Feyer kein Ton, kein leiſer Laut durch die weiten Tempelhallen. Unhörbare Worte, in tiefſter Seele geſprochen, nur von der ewigen Barmherzigkeit vernemmen. — Dann ein halblauter allgemeiner Choralge-

sang, unter dem sich die Knieenden jene durch so große Erinnerungen geweihte Speise reichen; eine Bruderhand der andern; (nicht unbehelfnen Kindern gleich, denen sie eine fremde Hand in den Mund steckt) — Zuletzt noch ein triumphirender Hymnus des Orgelchores; er ruft den Aeltesten der Priester herab auf die Stufen, die Handlung mit einem lauten, in Jesu Geist und Kraft gesprochenen Gebete zu beschließen.

Wie würden alle Herzen »Amen« und »Heilig, heilig, heilig!« rufen!

Einmal entfernte ich mich von meinen Begleitern, um das Verhallen der Gesänge am äußersten Ende des Tempels zu belauschen. Dort stand vor einer schönen, leider gerade nicht geöffneten, aus schwarzem Marmor erbauten Todtencapelle, (der Schönbornischen, wenn ich nicht irre,) Pastor M*—, (unser Reisegefährte, wie du weißt.*) Er

*) Den Lesern bereits unter dem Namen des „reisenden Kunstfreundes" bekannt. Anm. des Herausg.

ſchien aus ähnlichen Träumen zu erwachen. Ich erzählte ihm die meinigen.

»Die äſthetiſche und religiöſe Cultur des Menſchengeſchlechts, flüſterte er mir zu, leidet an Einer Krankheit hauptſachlich: »am Ueberflüſſigen.« Man geht auf dem einen wie auf dem andern Pfade der Bildung nicht blos weit, ſondern noch einige Schritte weiter. Dann iſts zu viel. Dieß Zuviel drückt und beläſtigt allmählig, erſt Wenige dann Tauſende; die Rückwirkung tritt ein. Man wirft zuſammen, man reißt weg, bis es wieder zu wenig geworden. — So iſts mit Catholicismus und Proteſtantismus.« Gelegentlich und im Vertrauen, meine Freundin: manches noch, was ich Dir hier ſchreibe, ſagt eigentlich unſer Paſtor. Suche Dirs aber nur ſelbſt heraus; und beym Wiederſehn bekenn' ichs treulich, ob Du es wirklich gefunden haſt.

Gegen Mittag waren wir auf dem Wege zur Schloßkirche.

Mit einem sehr innigen Wohlgefallen stand ich eine Weile vor dem schönsten Pallast, den ich jemals sah, — würd' ich sagen, wenn ich nicht die Frage fürchten müßte: „ob ich denn jemals einen andern gesehn?“

So offen, so freundlich der weiträumige Vorplatz mit seinen zwey hohen Säulen! So zierlich und geregelt der fürstliche Bau; — zum Theil umgeben von einem großen, mit breiten saubern Wegen durchschnittenen Garten. Wohl mehr als 14 Thürme der Stadt zählst Du von da, so bald Du Zeit hast, den Blick vom prächtigen Hause hinweg zu lenken.

Seine Treppe und ihre Deckengemälde rühmen Kenner. Ich bin nicht einmal eine Kennerin, und doch mocht' ich immer auf- und abwärts steigen und schauen. Es ist so herrlich, wenn jedes Ding gerade das ist, was es seyn soll, und zwar auf die möglichst-gefällige Weise!

Wir wurden auf ein menschenleeres Chor der sehr hübschen, vielleicht überladenreich

gezierten, Schloßkirche geführt, dem der mit Muſikern gefüllte Orgelchor gegenüber ſtand. Auf dem unſrigen ſtreckte uns ein weibliches Marmorbild die ſchönen weißen Händchen ſegnend entgegen. Die Prieſter am Altare unter unſrem Standpuncte ordneten ſich in abgemeſſenen Räumen vor ihrem Heiligthum. Die Accorde rollten ſich auf, und die Meſſe begann. — Hier war alles mehr ins Kleine gedrängt, aber auch weit geſchmackvoller und gefälliger; ganz dem lieblichen kleinen Tempel angemeſſen. — Die Geiſtlichen ſangen beſſer; das heißt, mit beßrer Stimme. Denn ſich mit dieſen ſeltſamen Halbmelodien im rechten Sinne des Worts als Sänger zu zeigen, verbietet die Natur der Sache. — Ich wünſchte ſie auch gar nicht anders. Im Gegenſatze mit unſren abendländiſchen weichflüſſigen Melodieen, (die wir ja ohnehin bis zum eingeorgelten Liedchen des Canarienvogels herab aus allen Kehlen zur Gnüge hören,) ſcheinen mir die des Altardienſtes, von

einer klingenden, tonhaltenden Stimme einfach vorgetragen, eine ganz eigne, dem heiligen Gegenstand angemessene Wirkung hervorzubringen.

Der erste Satz des Oratoriums war kaum zu Ende, als die edlen Frauen, in deren Gefolge ich gekommen war, abgerufen wurden, und so blieb ich mit meinen Gefühlen allein.

Ich kniete auf dem niedern Fußbänkchen am Chorgeländer und trank entzückt die schönen Melodieen, die von drüben herüber wallten. — Alles mit reinem Zusammenklang ausgeführt und gewiß von einem guten Meister gesetzt. Mir unerklärbar drängte sich mitten in die Messe ein Violinconcert hinein. Doch diese Violine (Du weißt, ich nenne sie die Nachtigall der Instrumente) sang so schön und geschackroll, daß ich ihr ein Allegro, — welches doch gewiß nur in einen Concertsaal, und nicht zur heiligen Nachtmahlsfeyer gehört, — gern verziehen haben würde,

wenn nur wenigſtens ein Adagio das eingeſchwärzte Zwiſchenſpiel beſchloſſen hätte. Darauf wartete ich indeß vergebens.

Einige Stimmen der Sopranparthie waren recht angenehm; ausgezeichnet gefällig ein Quartett. Der Schlußſatz, das „Dona nobis pacem“ ſenkte meine Stirne auf das Chorgeländer nieder.

Mir war unausſprechlich wohl. Dieſen Frieden, um den die weichen Töne flehten, — ich Glückliche fühlte ihn in meine Seele nieder ſteigen. Ach, Schweſter, giebts denn ein ſchöneres Gebet, als das: „Gieb uns den Frieden“ — ?

Die Kirche war ſchon leer, als ich noch, meinen Frieden genießend, mit der Stirne auf den gefalteten Händen lag. Die nicht ganz trocknen Augen, als ſie aufblickten, ruhten auf dem Bilde eines Heiligen, der unter feindlichen Waffen ſterbend fiel. Eine weibliche Geſtalt ſchien ihn hinüber in das

Reich der Herrlichkeit zu winken. — Dona nobis pacem!

Dritter Brief.

Den 3. Nov. Morgens.

Schon liegt der Dom und der Pallaſt von Würzburg eine Tagreiſe weit hinter mir; aber ich bin im Geiſte doch noch dort! Laß mich Dir nur noch Einiges erzählen, meine mich ſo leicht und gern verſtehende Serena!

Auf dem Schloßplatze regte ſich, als ich aus der Kirche trat, ein vielfarbiges munteres Städterleben. Die ſoldatiſche Muſik der Wachparade wollte ſich nicht gut mit den mächtig aufgeregten Gefühlen des religiöſen Sinnes vereinigen und ich eilte, ſie gegen ſo fremdartige Eindrücke zu retten. Da fand ich, eben eines Begleiters bedürfend, unſern Paſter M.* — ſinnend vor den Eiſen-

gittern des Schloſſes. »Sehen Sie nur, ſagte er, mir entgegenkommend, eine ſolche »Duldung gegen das Heidenthum ſollte doch »wohl die gröſßte gegen chriſtliche Brü»der erwarten laſſen!«

Ich blickte aufwärts, ſeinem Finger nach, und war in der That überraſcht, zu beyden Seiten neben dem goldnen Kreuz in der Mitte die ſteinernen, zum Theil koloſſalen Statüen heidniſcher Götterbilder zu erblicken. Ein Herkules, den Rieſen zwingend, eine Minerva, ein Apollo neben dem geiſtlichen Wappen mit dem Kreuz?*)

M.* führte im Weitergehen nach Predigerweiſe ſein in der Domkirche angegebenes Thema »vom Ueberflüſſigen« mit einigen Nutzanwendungen auf die Verzierung eines ehmals Erzbiſchöflichen Pallaſtes, nicht ohne

*) Dieſe geſchmackloſen Verzierungen ſollen unter dem itzigen kunſtſinnigen Regenten hinweggenommen werden ſeyn. Anm. des Herausg.

Beyfall ſeiner andächtigen Zuhörerin aus. Gleichwohl fand ich mich durch dieſe Kritik aus meinem vom Chor mitgebrachten Ideen-Himmel, worin lauter zufriedne lächelnde Engel ſchwebten, herabgezogen. Es verdroß mich ein wenig, als ich meinen Verluſt gewahr wurde; und vielleicht ſollte es gar eine kleine Rache ſeyn, als ich dem Paſter ſagte: „Es gefalle mir durchaus nicht an den Männern, daß ſie ſelten mit Lob anfingen, wo ſie nicht mit Tadel aufhörten; dahingegen ihrem anfänglichen Tadel ſelten ein endliches Lob folge.“

„Ich weiß ein Mittel, Sie zu verſöhnen, antwortete er mir lächelnd und mein Verſtimmtſeyn ahndend, — ich geleite Sie auf kleinem Umwege zu einem Hauſe, wo wir gemeinſchaftlich und um die Wette recht Vieles loben, und Weniges lieber gar nicht erblicken, als tadeln wollen:“ Und er hielt Wort!

Haſt Du ſchon einen Pallaſt der Ar-

men gesehen? — Gehe nach Würzburg zum Juliusspital! Wandle in seinen weiten Räumen; in seinen für kranke Arme, oder andre schwerzuheilende, wohl und reinlich eingerichteten Zimmern; in die Gemächer der Aermsten aller Armen, der Wahnsinnigen und Verirrten. Wandle in dem schönen botanischen Garten an reichen anatomischen Sammlungen vorbey; tritt in das herrliche Haustempelchen mit dem äußerst geschmackreichen Altar in der Mitte. Lasse Dir erzählen, wie viele Elende schon geheilt, wie viele Jünglinge schon belehrt und mit reichen Kenntnissen für ihre künftige ärztliche Laufbahn ausgestattet, diese Anstalt verließen: dann lasse Dich zum Bilde des edlen Julius führen, und neige Dich vor ihm in weiblicher Demuth.

Giebt es Schutzgeister des Himmels für die Erde, so ist dieser fromme Stifter noch jetzt der Engel dieses Hauses, und der Blick,

der von oben herab ſich ſenkt, mag kein unbedeutender Theil ſeiner Seligkeit ſeyn.

Wir langten ſehr befriedigt zu Hauſe, (d. h. hier, im Gaſthofe) an.

Das Mittagsmahl überſpringt man nicht gern in der Wirklichkeit; deſto lieber aber in der Reiſebeſchreibung. Du findeſt mich erſt gegen Abend in den Straßen von Würzburg wieder.

Mir kam ein langer doppelreihiger Zug ſingender Frauen entgegen, dem ich faſt unwillkührlich folgte. Für uns, die wir die Geſänge unſrer Kirche als Regel einer ſchönen geiſtlichen Melodie anzuſehen pflegen, gehöret einige Gewöhnung des Ohres dazu, um das Pſalmodiren ſolcher Bittgänge angenehm zu finden.

Hier war viel mehr Einförmigkeit; auch faſt immer dieſelben wiederkehrende Worte: »Heilige Maria! Holdſeligſte der Jungfrau»en. (Pauſe.) Du! (Pauſe.) Wir arme Sün»der bitten dich; bitt Gott für uns.« —

Aber es macht doch einen unbeſchreiblichen Eindruck. Gewiß liegts in der Inbrunſt, die ſich auf allen Geſichtern, in allen Bewegungen ausdrückt. Der einfältig Glaubende glaubt am brünſtigſten. »Wo gehts denn hin?« fragte ich einen alten grauen Mann, der mit gebognen Knieen, Gebete vor ſich hinmurmelnd, zur Seite ſtand. »Ei, antwortete er, (als wunderte er ſich, daß ichs nicht wiſſe,) in die Marienkirche auf dem Markt!« Ich mußte mit. — Dort drängte ſich das Volk unter den hohen ſpitzgewölbten Bogen zuſammen. Viele Kerzenflammen flimmerten in der Tiefe des Gangs, und mir ſchien dort etwas Geheimnißvolles bereitet zu ſeyn. Der Geſang und das leiſe Murmeln der mich umringenden Andächtigen, ſtöhnte und flüſterte immer fort; und immer dieſelben Worte: »Heilige Maria; holdſeligſte der Jungfrauen ꝛc. Gerade dieſe kindliche Beſchränktheit rührte mich ſo ſehr! Iſt's nicht, als ob man Kinder hörte, die ihrer Mutter heiße flehende

Wünſche bringen: immer ihr „Bitte, bitte!“ ſtammeln, ohne ſich viel um Redensarten zu bekümmern?

Allmählig wand ich mich, wie's nur irgend ohne Störung der dichtgedrangten Menge möglich war, hindurch zur Mitte der Kirche, wo die räthſelhaften Kerzen glimmten. Jetzt, endlich ſtand ich am Ziel; — ja wohl am Ziel! — Ein Sarg, mit einem großen ſchwarzen Bahrtuch überhangen, war in dem Kerzenkreis aufgeſtellt. Es war gewiß ſchon Vorbereitung für das Feſt aller Seelen? Gefragt hab' ich nicht. Wer hätte mir geantwortet. Jeder und Jede der Umſtehenden (ach, Serena! es waren ſo viele blaſſe kummervolle Geſichter darunter!) hob vielleicht im Geiſte die furchtbare, weißbekreuzte Decke ab, und ſchaute mit friſchaufbrechenden Wunden irgend einer theuren verlornen Geſtalt in das bleiche Antlitz! Auch ich, Serena, — ich ſah, Du weißt wohl wen! Seine blaſſe müde Geſtalt war's, — des Treuen, des

Unvergeßlichen! So ſtill mit den gefalteten Händen, — geſchmückt mit meinem Ring; ſo mit der harmloſen Miene eines armen gedrückten, aber unſchuldigen, frommen Lebens; ſo, wie wir ihn dort geſehn von Deinem Fenſter herab in ſeinem letzten kleinen Haus; dort, wo Du mich halb ohnmächtig und thränenlos in Deinen Schweſterarmen hielteſt. Ach! genug, genug! Es war das Feſt aller Seelen; — ſeiner Seele auch! Ich kniete mit unausſprechlicher Ergebung zu den übrigen Knieenden hin. »Heilige Maria!« flüſterte es um mich her. Weiter vernahm ich aber nichts mehr. —

Erſchöpft, und ich weiß kaum wie, langte ich in der Herberge an.

Am andern Morgen ſagte ich auf der Mainbrücke dem ſchönen Würzburg Lebewohl. — Dir ſage ichs jetzt bis Morgen!

Vierter Brief.

Frankfurt am 4ten November.

Habe ich Dir wohl gestern den Ort genannt, wo ich Dir meinen dritten Brief schrieb? — Ich glaube kaum! — Nun, so erzähl ich Dir heute von Aschaffenburg; denn dort saß ich in einem recht gastlichen Gasthofe (der Post,) und dachte an meine treue Serena, und genoß außer diesem höchsten Genuß noch so viel Schönes und Gutes!

Die Fahrt von Würzburg nach Aschaffenburg, (ein ziemlich starkes Tagewerk für eine Jahreszeit, die ihre Morgenstunden so spät aus der Nacht, und ihre Abendstunden so bald hinein treten läßt!) war wohl nicht ganz so schön, als die erste Station es versprach, doch darum nicht minder glücklich und froh. Einige Puncte zeichnete ich mir hauptsächlich an: — Den lieblichen Blick bei Längfurt, wo der Main, der unterdeß einen weitge-

krümmten Umweg gemacht hat, die Straße wieder durchschneidet, und wo man Fähren zum Ueberschiffen bereit hält; dann die freundliche Lage eines Schlößchens Triefenstein, und den Weg über den Spessart; — ein sich von Süden nach Norden hin erstrekkendes Gebirge. Es hat weder die Höhe und Ausdehnung, noch die romantischwilden Berggruppen unsres Thüringer Waldes. Die Höhen des Spessarts sind sanfter gewölbt, mit schöner Waldung bedeckt. Unsere Straße führte uns unter vielen starkstämmigen Eichen hin, die (wie ich bey dieser Gelegenheit bedauernd erfuhr,) merklich seltner in mehreren deutschen Wäldern werden sollen. So wär's denn auch in dieser Rücksicht Zeit zum alten deutschen Sinne heimzukehren, der diese herrlichen Waldriesen als sein ehrwürdiges Sinnbild, sorgfältiger pflanzen und pflegen würde.

Es dunkelte schon, als wir an dem westlichen Abhange der Berge hinabfuhren. Die

zur Seite ſich hinziehenden engen Waldthäler, aus welchen theils truppweiſe, theils einzeln, kleine Häuſer mit hellfunkelnden Fenſtern herauf blickten, und Mühlen oder Gewerke treibende Waſſer rauſchten, erinnerten mich lebhaft an den Steinbacher Grund in der Nähe unſres unvergeßlichen Liebenſteins.

Die ſpäte Ankunft in Aſchaffenburg ließ mir keine Zeit für Dich; doch der frühe Morgen des geſtrigen Tages war Dir geweiht; dann eilten wir, die wenigen, allzuflüchtigen Stunden unſers Aufenthaltes benutzend, in das Schloß.

Das Aeußere des, mit breiten Thürmen umgebenen Gebäudes gewährt durch ſeine Bauart und ziegelröthliche Farbe gerade nicht einen großen, doch auch keinen unfreundlichen Anblick. Das Innre aber übertrifft ihn weit. Aus geräumigen, wohnlichen Zimmern eilten wir in andre, die mit herrlichen Bildern prangten. Zum Theil Copieen; zum

Theil auch die Werke edler Meiſter. Einen aber nenn' ich Dir zuerſt, deſſen großes Werk ich am Fenſter erblickte, welches ein Schloßbewohner mir öffnete. Jener Meiſter iſts, der das erſte „Werde“ ſprach.

Da lag ſeine Landſchaft vor mir! — O Freundin! Wirds doch dem Maler ſchwer, Gegenden wie dieſe zu zeichnen: wie dürfte die unbehelfne Feder eines Mädchens ſich an eine bloſe Schilderung wagen?

Sag ich Dir auch: „dort ſpannt ſich eine vielbogige Brücke über den, in ſeinem flachen Bette weite Krümmungen bildenden Strom; dort dehnt ſich die Ebene, von fernen blauen Bergen begränzt, gegen Weſten und Süden hin; dort führt eine Stundenlange Pappelallee nach der Frankfurter Straſſe; hier ziehen ſich ſchöne Anlagen neben niedlichen Häuſern längs den Ufern des Fluſſes um die Stadt her; dort blinken wohlgebaute Dörfer mit weißglänzenden Häuſern; dort blicken die Bäume des „ſchönen Buſches“

(einer lieblichschattigen englischen Anlage) uber die weiten Felder herüber: — sag ich Dir auch alles das, so hast Du dennoch nicht einmal einen Schattenriß der Aussicht vom Aschaffenburger Schlosse. Wie ungern verließ ich das Fenster! So herbstlich schön hatte ich noch keinen Morgen gesehn!

Meine Gefühle, als ich, ach so eilend, (denn die Postpferde stampften schon wartend vor dem Reisewagen) durch die mit Malereien geschmückten Zimmer ging, erinnerten mich an meine Kindheit und an meine alten lieben Weihnachtsbäumchen. Warst Du doch auch dabey, wenn wir bald zu dem einen bald zum andern griffen, gafften, ohne zu sehen; naschten, ohne zu genießen!

Alles, was ich an jenen Bilderwänden während einer kleinen halben Stunde erblickte, flattert mir in der Erinnerung im bunten Gewimmel durch einander; doch auch so schon ergötzlich und begeisternd für die hochedle Kunst der Farben. Nur weniges gestal-

tet ſich in beſtimmteren Umriſſen. So z. B. aus dem Zimmer der deutſchen Schule eine Sterbende von Albrecht Dürer, umringt von ihrer Familie, die Weihe der letzten Stunde vom Prieſter empfangend. Ich dachte an unſern Correggio in Oelenſchlägers gefühlreichem Stück: „Da ſieht man, ruft er im Bilderſaale vor einem Werke des deutſchen Meiſters aus, — da ſieht man, daß über den Bergen auch Leute wohnen,“ — (Schlage mir doch die Stelle nach; ich erinnre mich der Worte nicht deutlich.) Dann die alten wunderlichen Heiligenbilder auf Goldgrund, von einem alten Landsmann, Martin Schön; auch einige geiſtliche Männer von Kranach, die einſt in Schränke eingerahmt geweſen; eine kleine Magdalena von oder nach Correggio; ein ſchlafendes Jeſuskind von Guido Reni; das ſanfte ſtille Antlitz einer Madonna von — ich weiß nicht wem; endlich noch ein Rembrandt, wo den, im Dunkel der letzten Nacht leidenden Chriſtus

ein lichtſtrömender Engel tröſtet, und Eines von vier großen zuſammengehörenden Stükken, Scenen aus Taſſo's Jeruſalem darſtellend, von Julio Romano.

Warum nun nur dieſe deutlicher mir vor der Seele ſtehn, da doch gewiß viele eben ſo ausgezeichnete, wohl noch ausgezeichnetere, die ich mit nicht minder gierigen Blicken ſchaute, ſich faſt ganz verwiſcht haben?

In unſerm Gedächtnißſchranke, Hirnkaſten genannt, ſind vermuthlich, (wie oft in unſern Putzſchränkchen,) nicht immer alle Fächer hübſch aufgeräumt. Was dann ſein paſſendes Fach in Ordnung findet, legt ſich wohlverwahrt hinein; das andere wird unordentlich und zu Ungleichartigem verpackt und zerknittert.

Bey dem letzten Schritt aus dem letzten Zimmer ſah ich mich noch einmal um, und die herrlichen Geſtalten ſchienen mir zuzuflüſtern: „Ach, willſt Du denn ſchon wieder fort? Bleibe bey uns! Du wirſt Dich doch

hernach zurückſehnen nach unſerm ſtillen Leben!«

»Kann ich doch nicht! Darf ich doch nicht!« rief ich ſchmerzlich zurück, und eilte zu meinen harrenden Gefährten.

Wohl zog ein inniges Sehnen mich während der erſten Stunden unſrer Fahrt, nach dem kaum genoſſenen Anſchaun der herrlichen, aus dem ewigen Lichtreich geſchaffenen Farbenwelt zurück. Zum Troſte konnte ich doch im Geſpräch mit gleichgeſtimmten Freunden einigen Erſatz für das Verlorne finden. Wir theilten uns wechſelſeitig unſre Empfindungen und Bemerkungen mit. P. M.* traf in manchen ſo ſehr mit mir überein, daß ich ſie Dir als die meinigen geben könnte. So ſagte er unter andern der in Mode gekommenen, von hochtönenden Formeln ſtrotzenden Manier vieler anmaßlichen Kenner, womit ſie die Erzeugniſſe des Genius zu behandeln pflegten, viel Uebles nach.

»Dieſe Herren, äußerte er, wären ge-

wiſſermaßen Jean Paul's Katzenberger in der Badereiſe zu vergleichen, der dem geſtohlnen Kätzchen ganz kaltblütig den Kopf einigemal auf dem Hals herumdrehte, nur um es bequemer rezenſiren zu können. Das rechte, innere Leben entgehe den meiſten, die ſich Kennermienen gäben, und mehr Beleſenheit in Kunſtkritiken, als Erfahrung und Gefühl in Kunſtanſchauungen hatten. Sie jagten mit ihrem kaltbetaſtenden Blick und mit ihrem hartangelegten Maßſtabe den Geiſt aus dem Werk hinaus, und balgten ſich dann herum mit dem zurückgebliebenen Balg."

Zu den Beyſpielen, womit er ſeine Behauptung zu belegen ſuchte, fielen mir jene zwey fremde vornehme Kunſtkenner ein, die wir einſt, Serena, durch unſern kleinen Bildersaal führten. Für uns ein Heiligthum! Manches Stück darin eine Art von Altarbild das wir oft mit ſtiller Andacht angeſchaut! — Und dieſe vielgereiſten Männer

ſtreiften mit ſo kalten ſtechenden Blicken hindurch, und ſchoſſen ohn' Erbarmen rechts und links, als wären ſie auf einer Haſenjagd, uns unſre liebſten Bilder mit ihren kritiſchen Windbüchſen tod! Dann weideten ſie aus. — Dort war die Hand verzeichnet; dort der Ton zu grau; hier fehlte es an der rechten Lichtvertheilung; hier taugten die Gewänder nichts. »Keine breite Maſſen! »Die Drapperie zu ſchwer! Die Schatten zu »hart! der Pinſel nicht ſchmelzend genug!—« Von jenem Bilde möchten ſie wohl einmal das Original ſehen; — dieſes wußte man in keine Schule zu ordnen. Das, — ja das konnte vielleicht dem großen Raphael angehören; offenbar war es aber nicht im dritten Stil, ſondern in ſeiner erſten ſchlechteren Manier u. ſ. w. Hoch erheben und mit geheimnißvollen Mienen angeprießen wurden dagegen andre, die niemals unſre Gunſt zu gewinnen vermocht hatten.

Erinnerſt Du Dich noch der langen Ge-

ſichter und krauſen Mienen, mit denen wir uns hinter dem Rücken dieſer Kunſtkenner einander anſahen!

Doch ſcheint es Dir nicht auch, Serena, als machten wir arme Laienſchweſtern gewiſſe Forderungen an den Maler, mit denen es zunftmäßige Kenner oft eben nicht ſo genau zu nehmen pflegen? Der Künſtler, der für uns recht zu Dank gemalt haben will, muß auch zugleich ein Dichter ſeyn.

So viele, tauſendmal dargeſtellten Momente bibliſcher oder mythologiſcher Gegenſtände ſind doch offenbar ſelbſt von berühmten Meiſtern oft höchſt geſchmacklos behandelt, auch ſchon durch die allzuhäufige Benutzung verbraucht worden; ſo daß ſchon deshalb ein großer Genius dazu gehört, um ihnen gleichſam eine neue Seele einzuhauchen. Von vielen dieſer Schöpfungen könnte man ſagen: „Der heilige Geiſt habe nicht über dem Waſſer geſchwebt.“

Mir iſt Zeichnung und Farbe eines Ge-

mäldes nichts anders, als Sprache und Ausdruck eines Gedichtes. So wie ich bey dieſem, da wo eine ſchöpferiſche Phantaſie den Steff gebildet hat, auch einen hier und da vernachläſſigten Ausdruck gern und leicht verzeihe; ſo fallt mir bey dem Bilde, das ein poetiſcher Maler erfand, mancher für Viele ſichtbare Fehler ſeines Pinſels nicht auf: dahingegen mich auch die vollkommenſte Darſtellung einer geiſtloſen Erfindung unbefriedigt und kalt läßt.

An jenem ſchönſten Tage des Auguſts, wo ich zu Deines Oheims Burg und zur Feyer eines Abends reiſte, deſſen Schilderung ich Dir, um einer neuen Mahnung zu entgehn, in einem meiner letzten Reiſebriefe einzuſchalten gedenke, — an jenem Tage ruhte ich während der ſchwülen Mittagsſtunde zu S*, einem Landhauſe, deſſen Herrſchaft ſeit Jahren ſchon abweſend war.

Der Verwalter, (welcher die tiefe gemüthliche Stille, mit der ich im Schatten auf

der Steinbank vor der Thüre, unter flatternden Tauben, pickenden Hühnchen und schnatternden Enten saß, — für Langeweile hielt, die er aus schuldiger Höflichkeit zu vertreiben suchen müsse,) that mir den freundlichen Vorschlag, die herrschaftlichen Zimmer des zweyten Stocks zu besehen; und da eine Gefälligkeit der andern werth ist, so schlenderte ich hinter ihm durch die schauerlich öden Gemächer her, die er vor mir aufschloß. Das unheimliche Gefühl, welches mich in lange nicht bewohnten Zimmern, wo die Geräthschaften, ohne jemals ihren Platz zu wechseln, verbleichen und veralten, gewöhnlich befällt, unterdrückte ich dem guten Mann zu Gefallen, und lobte ihm die großblumigen seidenen Stühle, die schwergefalteten Vorhänge, die schnörkelreichen, mit geschnittenen Glasrahmen eingefaßten Spiegel und die Papiertapeten des Saals, welche ehedem eine rothe, jetzt nur noch eine weiße Rosenlaube darstellten.

Von der Wand her sah'n mich hier und da alte Herren mit langen Perücken und steifgeschnürte, in der Mitte libellenartig geformte Damen mit hochhinaufgewichstem Haarputz ernsthaft an. An andern Stellen mochten vielleicht beßre Bilder oder Kupferstiche gehangen haben, wie die noch hervorragenden Nägel vermuthen ließen.

„Hier," sagte mein Führer am Ende der Reihe, während er aus einem großen Bunde klingelnder Schlüssel den rechten suchte, „hier ist auch noch ein kleines Kabinet der gnädigen Frau. Die Möbels sind herausgeschafft, aber die Aussicht ist doch ganz hübsch." Kurz, wir traten auch in dieses, und mein erster Blick fiel auf ein in der Wand eingerahmtes Oelgemälde, das einen großen dauernden Eindruck bey mir zurückließ.

Es war ein Sterbezimmer, doch alles, was diese Scene Zurückstoßendes und Herzzerreißendes für den Zuschauer haben kann-

te, war gemildert und verklärt durch ein einfaches, fromines, ja himmliſches Gemüth!

Die ganze hier verſammelte Familie wäre auch Dir, Serena, in wenigen Minuten ſo bekannt geweſen, wie die eines Hauſes, wo Du Jahre lang aus und eingegangen. Der Sterbende, ein noch junger Mann, auf hochgepelſterten Kiſſen ruhend, war ſehr bleich, doch unentſtellt, faſt lächelnd, wie in einem unbekannten ſüßen Traume. Zur linken Seite des Lagers ſaß ein jugendlich ſchöner Geiſtlicher (gewiß zugleich ſein Freund!) mit feſtgefalteten Händen zu ihm hingeneigt, gleichſam den letzten Odemzug belauſchend. Er ſpricht keine Tröſtungen mehr aus, da ein andrer höherer Tröſter ſein himmliſches Amt bey der ſcheidenden Seele ſchon begonnen zu haben ſcheint.

Die ehrwürdige Mutter des Kranken kniete zur Rechten an einem Seſſel, das Geſicht, voll Thränen und voll Ergebung, vom theuren Sohne abgewendet, dorthinaufblik-

kend, wohin er zu ziehen im Begriff ſtand. Ihre ausgebreiteten Hände ſagen: »Nimm ihn, Herr! Er iſt Dein!«

Nahe an ihr, ganz dem Beſchauer zugekehrt ſtand der alte Vater, in männlichem Schmerz, in männlicher Faſſung. Den ſich zu ſeinem Ohre hinneigenden Arzt blickt er fragend an: »Iſt denn keine, keine Hoffnung mehr?« Die troſtloſe Antwort bebt auf der Lippe, ſpricht ſich in der Bewegung der Hand, in der ernſtgerunzelten Stirne des Doctors aus.

Und zur linken Seite des Vorgrundes nach dem Fenſter gewendet, dort, Serena, erblickſt Du die junge Gattin; — vor ihr zwey knieende Knaben. Der Aeltere, dem die gelben Haare lang und ſchlicht über den Rücken fallen, verſteht den groſſen Sinn dieſer Stunde. Er hebt die zuſammengelegten Hände und die unſchuldigen Augen zu dem blauen Himmel hinauf. Dem Kleinſten hält die hoffende, — auch da, wo alles aus iſt,

immer noch hoffende, — Mutter die Händchen zum Gebet zusammen; und dieser Engel weiß es nicht, was hier vergeht, und was er soll! Er dreht sein Lockenköpfchen nach ihr um und lächelt sie heldselig an! — Ein starker Lichtstrahl, (der Röthe nach, ein Abendsonnenstrahl, — hier, wo der Tag so vieler Herzen sich geneigt hat!) bricht durch das Fenster herein, und setzt im dämmernden Sterbezimmer nur die Mutter mit ihren Söhnen ins höchste Licht. Das kömmt von Oben! Es heißt: „Getrost! Ich lebe noch!“

Dieser Maler war wohl schwerlich ein berühmter Mann. Nicht blos mein Begleiter wußte mir ihn nicht zu nennen; auch der Besitzer, den ich späterhin schriftlich fragte, kannte ihn nicht. Aber war er nicht ein Dichter? — Mächtige Erhebung, sanfte Rührung, dauernde süße lebendige Erinnrung: das ist mir das Höchste, was die Kunst leisten kann; und es in schöner Vereinigung zu geben vermag wohl nur allein der Mann, zu

dem dort im Schiller'ſchen Liede („die Theilung der Erde") der Olympier ſprach:

„Willſt du in meinem Himmel mit mir leben?
„So oft du kommſt, — er ſoll dir offen ſeyn!

Fünfter Brief.

Frankfurt am 5ten Nov. Abends.

In der freyen Bundesſtadt Frankfurt am 5ten November an eine deutſchſinnige und ſinnigdeutſche Freundin ſchreiben, und einen andern Gegenſtand, als die Eröffnung des Bundestages oben hinſtellen, — das hieße doch wohl, ſich dem Verdacht ausſetzen, man habe entweder nicht am 5ten November, oder nicht in Frankfurt geſchrieben?

Du irrteſt indeß, wenn Du glaubteſt, ich könnte Dir über die Feyer dieſes mit

Glocken und Kanonen laut genug eingeläuteten und angedonnerten Tages mehr verkünden, als die bewußte langschäftige Zeitung, welcher wir ehedem so gern den blasenden Postreuter ausschnitten.

Da ich, wie Frauen ziemt, nicht wenig auf der Väter fromme Sitte halte, so hätte ich wohl gewünscht, Dir die Schilderung eines kirchlichen, mit dem großen Zwecke dieses Tages verbundenen Festes geben zu können. Es war mir nicht recht, darf ich Dir wohl gestehn, daß die Glocken so zum Tag hineinläuteten, und nicht, wie sie eigentlich immer sollten, das Zeichen gaben, die Tempel seyen zu Gebet und heiliger Weihe geöffnet.

Zogen doch die deutschen Kaiser, wenn sie für das Wohl des Reichs zu sorgen gelobt hatten, betend zu den Altären und empfingen ihre Kronen an heiliger Stätte. Die Gesandten der deutschen Fürsten, für Deutsch-

lands Wohl verſammelt, hätte ein ähnlicher Sinn wohl auch geziert!

Sollte es wahr ſeyn, was man hier behauptete, daß zwar die Meiſten dieſen innern Beruf gefühlt, und nur äußere, den verſchiedenartigen kirchlichen Verfaſſungen angehörige Verhältniſſe, eine Uebereinkunft über die Art der Feyer vereitelt hätten? In dieſem Falle hätte ich außer dem ſo oft gemißbrauchten, und nur hier am rechten Orte nicht gebrauchten „Herr Gott, dich loben wir!“ auch noch jenen Geſang vorſchlagen mögen, den, (nach der Erzählung des ehrwürdigen Pfarrers in Voſſens Luiſe,) die drey Ankömmlinge auf der Bank vor der Himmelsthüre gemeinſchaftlich anſtimmten, als Petrus ſie aus guten Gründen an der verſchloßnen Pforte ein wenig harren ließ.

Deine Roſalie begrüßte in Geſellſchaft verehrter Gefährten dieſen ſo lange her umſonſt erwarteten Morgen von der Zinne des Domes herab.

Möge die Einheit und das Glück des lieben Vaterlandes (dessen Wiedergeburt deutschen Männern so viel Blut, und deutschen Frauen so viel Thränen gekostet hat,) nicht sinnbildlich angedeutet seyn durch den schweren dichten Nebel, der heute über Frankfurt lag, und späterhin in großen Tropfen niederrann! — —

Welch eine entzückende Aussicht habe ich entbehren müssen! Auch schon die nahen einzelnen Gegenstände, die, wie Trümmer einer großen Schöpfung aus den grauen Nebelmassen blickten, ließen uns die Mühe nicht bereuen, die enge, über dreyhundert Stufen hoch hinaufgewundene Treppe erstiegen zu haben.

Tief unter uns lag der Römer, und ragte wie ein Denkmal auf längstverfallnen Kaisergräbern hervor.

Der breite, unter der schönen bogenreichen Brücke langsam hinabziehende Fluß verlor sich bald in den weißgrauen qualmenden

Erdwolken. Wir beſchloſſen bey unſrer Rückkehr, wenn ſie mit einem freundlicheren Himmel zuſammentrifft, dieſen Thurm noch einmal zu erſteigen. Dann ſchreib ich Dir vielleicht über ihn und die unten liegende faſt tauſend Jahr' alte Kirche.

Schon rüſtet man ſich zur Abreiſe für Morgen, und der vorige Brief hat meine wenigen Schreibſtunden ſo ziemlich aufgezehrt; darum darf ich Dir von Vielem, was ich Dir über unſern kurzen, doch wohlbenutzten Aufenthalt zu Frankfurt ſagen möchte, nur Einiges geben. Vor allem aber muß meine Serena, die unſre Reiſefreuden und Leiden ſo ſchweſterlich theilet, wiſſen, daß der Tag unſrer Ankunft der ſchönſte ſeit vielen Wochen war.

Eine helle Sonne, eine Luft, die der November vom Auguſt geliehen zu haben ſchien, und einige nicht mißlungene Scherzlieder aus der Reiſetaſche brachten das Barometer der guten Laune merklich zum Steigen;

obwohl es bisher ſchon noch niemals unter ſchön geſtanden hatte. Hier und da eine Strecke Wegs wanderte ein Theil der Reiſegeſellſchaft fröhlich plaudernd neben den leeren Wagen her. Im Wäldchen vor Seligenſtadt klangen die Hörner der Poſtillons ſo luſtig; die Gegend prangte bis zur weiteſten Ferne ſo reich mit ihren Städten und Dörfern in gartenähnlichen Feldern; der Main zog ſo ſanft und himmelblau neben uns fort, daß ichs ſchon damals aufgab, Dir's recht zu beſchreiben, wie wohl mir zu Muthe ward!

Die Umgebungen Frankfurts ſind ſchöner als ſein Inneres. Nicht als ob es an großen hübſchen Häuſern fehlte, aber ſie ſtehen, mit Ausnahme derer, welche die herrliche Zeil und einige Plätze verſchönern, oft in zu engen krummen Gaſſen. Um ſo prachtvoller fällt eine neuangelegte Häuſerreihe am Maine aufwärts (die ſchöne Ausſicht genannt) in die Augen. Das Schöne iſt vielleicht überall nur am rechten Platze ſchön. Wie

ein Bauherr sich entschließen kann, ein mit Säulenpforten verziertes pallastähnliches Haus in eine enge, dumpfe, winkliche Gasse zu stellen, begreife ich nicht. Es nimmt sich da, scheint es mir, eben so abgeschmackt aus, wie eine Schöne, die im reichsten geschmackvollsten Ballkleide unter dem Schmutz einer von tanzenden Dirnen wimmelnden Dorfschenke zu glänzen versuchte. »Alles zur rechten Zeit! Alles am rechten Orte!« Das waren zwey goldne Regeln der lieb- und tadelreichen Großmama, die aus jenem einfachen Grundsatze, wie aus einem unscheinlichen Ei, ihre ganze Moral und Aesthetik auszubrüten wußte.

Auf der Mainbrücke, die wir gestern an einem unvergeßlichen, himmelblauen, mit zartem, durchsichtigem Duftschleier geschmückten Morgen besuchten, waren wir zweifelhaft, ob dem Blick stromaufwärts oder dem, abwärts, der Vorzug gebühre; doch die schen

genannte »schöne Aussicht« entschied für den ersten.

Von da umgingen wir auf reinlichen Wegen zwischen Gartenanlagen auf ehemaligen Wällen hin die Stadt und fanden noch manches Plätzchen, von dem wir ungern schieden. An dem kleinen, doch reichhaltigen Bethmannischen Museum geht der Kunstfreund gewiß nicht vorüber. Außer guten Gypsabgüssen der berühmtesten Marmorbilder des Alterthums blickt dort Dannekkers Ariadne, die wohl mit der Zeit auch ein antikes Kunstwerk werden kann, mit dem idealischschönen jungfräulichen Gesichtchen, lehnend auf einem langsam schreitenden Panther, wie im Gefühl ihrer Schönheit stolz, und doch sehnend, himmelwärts, als suchte sie die Sonne der griechischen Zone.

Unser Freund, der Kunstsammlungen lieber allein, als in bunter Gesellschaft sieht, trat in den Gartensaal, als wir Uebrigen ihn verließen, und da er uns späterhin eilend

einholte glühte ſein Geſicht nicht blos vom Laufen, wie er verſicherte, ſondern auch vom Entzücken über die Ausführung („Verklärung“ war ſein Wort,) des Modelles, das er vor ſechs Jahren in der Werkſtätte des Schöpfers der Ariadne geſehen hatte.

Viel Gutes ſagte er uns vom wackren Künſtler: wie freundlich und ſinnig damals ſeine lehrreiche Unterhaltung über die herrlichen Zierden ſeiner Sammlung, (theils eigne Arbeiten, theils römiſche Abgüſſe von Antiken,) geweſen ſey; wie guter Laune er ihn getroffen, da eben der Marmorbleck zur Ariadne nach vielfältigen Fährlichkeiten und Plakkereien glücklich, wie wohl ſehr theuer, angekommen; mit wie viel Geiſt und Gemüth er das Bruſtbild ſeines Jugendfreundes Schiller, von welchem auch die Bethmanniſche Sammlung eine Copie beſitzt, gearbeitet, und den ſtarren Marmor gezwungen habe, nicht blos die Züge, ſondern auch, ſo viel

dieß möglich, die Seele des edlen Dichters wieder zu ſpiegeln, u. ſ. w.

So wurde uns nun das göttliche Mädchen von Creta immer lieber, und ich wünſchte mich noch einmal zurück in das ihr geweihte Tempelchen, auf jenen Sitz, von welchem aus man ſie im ſchönſten Lichte, (in einem magiſchen, wenn der rothſeidne Verhang niedergelaſſen wird,) ſich auf dem beweglichen Fußgeſtelle wenden ſieht; nach jeder Wendung mit neuen, von einer reinen künſtleriſchen Phantaſie erſchaffnen Reizen geſchmückt.

M.* ſcherzte wohl, als er ſie ein höchſtgelungnes Bild, aber eine verfehlte Ariadne nannte. „Denn, ſetzte er hinzu, bey dieſer ſittigjungfräulichen Sinnigkeit wäre ſie mit keinem Theſeus dem Vaterhauſe entlaufen, und bey dieſer Schönheit hätte kein Theſeus ſie verlaſſen.“

Auf unſrem fortgeſetzten Spaziergange zum würdigen Denkmale heſſiſcher Krieger,

deren Namen jetzt daſſelbe feindliche Erz verewigt, das ihnen den Tod gab, wurde im wechſelſeitigen Tauſch der Ideen noch mancher Gedanke frey, der ſich im Saal der Steinbilder gleichſam dem Keime nach zu entfalten angefangen hatte.

So äußerte z. B. Jemand: „Der Genuß, welcher ſich blos auf das Bewundern und Wohlgefallen der vor Augen ſtehenden Geſtalt eines Kunſtwerks dieſer Gattung beſchränke, ſey bey weitem nicht der höchſte, den es zu gewähren vermöge. So wie unter den Catholiken es manche gebe, die das Bild ſelbſt meinten, zu dem ſie die Hände bittend erhöben, andre aber es nur als Symbol eines höheren geiſtigen Weſens verehrten: ſo gefalle manchen Beſchauern berühmter Statuen nur die materielle Form ſelbſt, ſo zu reden der Körper des Bildes, dahingegen andere ſich zu einer höheren, geiſtigeren Anſchauung zu erheben vermöchten.“

Ich geſtehe Dir, Serena, nicht ohne

ein wohlthuendes Gefühl, daß ich in dieſer Bemerkung meine eignen Empfindungen bey dem Anſchaun der eben betrachteten Götterbilder wieder fand.

Als ich dort im Blick auf Danneckers Werk verloren ſaß, da würdigte ich es erſt ganz, als meine Phantaſie den rohen Marmorblock an ſeine Stelle ſchob, und den Künſtler daneben ſtellte. Ich ſah ihn unter ſeinen ſchönen bildneriſchen Ideen verſtändig und ſorgſam die ſchönſten wählen; ich ſah ihn, wie er, ohne noch den Meiſel anzuſetzen, alles Ueberflüſſige von dieſer todten Stein-Maſſe hinwegblickte (möcht' ich ſagen,) und wie dann durch unermüdlichen Eifer ein Steinſplitter nach dem andern abſprang, und ſo nach Jahren erſt der dicke Erdmantel ſank, „der das Himmliſche verhüllte! Da, Serena, war die Wonne des Gedankens: „daß es dem menſchlichen Geiſte verliehen iſt, ſo ſchaffend zu erfinden und ſo ausharrend zu ſchaffen," das Allerſüßeſte in meinem Genuße!

In Gottes groſsen Werken ſoll man überall den Schöpfer ſuchen; ſo gewiß auch in allem Würdigen und Schönen was der Menſch hervorbringt, überall den Menſchen.

Uebrigens fand aus unſrer letzten Unterhaltung über Malerey noch Manches auch hier ſeine Anwendung auf die Werke des Meiſels. Folgende vereinzelte Gedanken des Geſprächs hebe ich Dir noch aus:

„Die Malerey hat mehr einen weiblichen, die Bildhauerkunſt mehr einen männlichen Charakter.“

„(Beyläufig:— Hat es wohl gegen nicht wenige Frauen die mit Ruhm den Pinſel geführt, auch nur Eine gegeben, die des Meiſels mächtig geweſen wäre? Uns allen wollte kein Beyſpiel einfallen.)

„Die plaſtiſche Kunſtbildung beſtand früher, als die der Farben, wurde wenigſtens eher vervollkommnet. Auch in der Schöpfung war die Frucht wahrſcheinlich früher, als die Blüthe.“

„Die Bildhauerey hat mehr, als irgend eine darstellende Kunst etwas Göttliches in der Idee. Die Werke des großen Weltgeistes sind ja auch plastischer Art!“

„Die Malerey reicht dem Genius der Kunst liebliche Blumen an seine Brust; die Bildhauerkunst hebt ihm köstliche Früchte, an die zart berührenden Lippen. Die Sonne aber, welche die Blumen färbt und die Früchte zeitigt, das ist die Dichtkunst.“

Den 6. Nov. Morgens.

Der geschäftige Lärm einer lebenreichen Handelsstadt kann einer Freundin ländlicher Stille wohl Stunden-, doch nicht Tage lang ergötzlich seyn.

Dieses unaufhörliche Rollen, Rufen, Reiten, Klappern, Stampfen, Rasseln ꝛc. ist der ruhigen Sammlung des Gemüthes und allen den schönen Beschäftigungen, die

ſich an dieſer reinen Quelle, wie Blumen an einem klaren Bächlein, nähren, höchſt ungünſtig. Der, — oder laſſe mich lieber ſagen die Reiſende, die bey ihrem Aufenthalte in großen Städten die lebendigſte Straße bewohnt, kann leicht dahin gelangen, zuerſt in einer gewiſſen unmuthigen Zerſtreuung, dann zum Zeitvertreib und endlich aus Neigung viele edle Stunden am Fenſter zu vergaffen. Daß aber dieſes nutzloſe Geſchäft mit möglichſter Gedankenloſigkeit getrieben werden könne, beweiſet mir — ein Pudel, den ich geſtern aus einem benachbarten Fenſter mit ſichtbarer Gafflust auf die Straße herabſchauen ſah, ſo oft ich hinblickte.

Auch ich habe mich in dieſen Tagen ſchon einigemal heimlich ausgeſchelten, wenn ich mich ſo mit großen Augen und kleinen Gedanken, die vorüberziehende Thätigkeit unthätig beſchauend, ertappte. Gerade ſo ſah ich zuweilen einen dörfiſchen Steffel mit ſeiner Steffeline auf dem Jahrmarkte in der

Stadt, immer eins das andere wegzerrend, an einem Guckkaſten ſtehen. — Auch glaub' ich beynahe, ich fing ſchon an, das Maul ein wenig dazu aufzuſperren, wie Jene!

Die Verſuchung nach dem Fenſter hinzulaufen iſt vielleicht klein für den, der unter ſolchem vieltönigem, regſamem Treiben ſeit langer Zeit heimiſch iſt. Ich aber konnte es bis jetzt ſchwer über mich gewinnen, nicht aufzuhorchen, wenn z. B. ein Paar kreiſchende Stimmen von Verkäufer und Verkäuferin in ein närriſches, vom Zufall geſtimmtes, Duett geriethen; und dann mußt' ich nothwendig auch wiſſen, wie die Sänger ausſahen. — Oder ein ſeltſames taktloſes Hufeiſenklappern nöthigte mich blos deshalb hinauszuſchauen, weil ich vorher in Gedanken zu mir geſagt hatte: »Das Pferd muß wohl hinken?« — Oder ein mächtiges eiliges Rollen zwang mich zum Sprung ans Fenſter, um mir einen zierlichen Wagen zu zeigen, der, vorn mit zwey ſchönen Pferden, und

hinten mit zwey reichen Livreen angeſchirrt, ſeinen Beſitzer aus Einer Langenweile in die andre fuhr. — Oder ein Poſthorn, (deſſen Reizen ich ohnehin ſchwerlich widerſtehe,) muſicirte mich herbey, und ich mußte nicht blos hören, ſondern auch ſehn, wie es das wenig aufmerkende Frankfurt mit allerley luſtigen Stücken anblies, während aus der langſam nachgeſchleiften Poſt-Arche allerley Geſchöpfe, mühſelig über einander hinhekkend, mit braunen Alltagsgeſichtern und weiſſen Nachthauben ſich verdrüßlich zum Fenſterloche hinaus nach der erſehnten Herberge umſahn. — Oder endlich, eine Poſt ganz andrer Art bannte mich mit einem unheimlichen hohlen Gepolter und langſam ſchwerem Pferdeſchritt, wider Willen, auf ein hohes, ſchwarzüberhangnes Gerüſte hinabzublicken, das einen verhüllten, nun von allen Erdenreiſen ausruhenden Unbekannten in die letzte Herberge führte.

Dieß war erſt heute am frühen Morgen

der Fall; und außerdem knarrten und raſſelten eine Menge Fracht- und andrer Wagen in ſo ununterbrochner Reihe vorüber, daß an keine Ruhe mehr zu denken war, und ich daher mein letztes Stündlein in Frankfurt noch zu einem Anhang des geſtrigen Briefes zu verwenden beſchloß.

In ihm kann allenfalls noch die Nachricht Platz finden: daß der geſtrige Feyertag mit einer großen »Bundestags-Geſandten-Theegeſellſchaft« (ſo umgeh ich kurz das franzöſiſche Wort Assemblée,) beſchloſſen wurde.

Ich zog es vor, dieſe Abendſtunden Dir, (das heißt wohl auch, mir) zu ſchenken, da es mir ja ohnehin ſchwerlich gelungen ſeyn würde, jenen wichtigen Staatsmännern etwas zu ſagen, das bedeutend genug geweſen wäre, um es ſelbſt einer Antwort werth zu finden; einer ſolchen nemlich, die ſich über gewöhnliche Geſellſchaftsfloſkeln hinaus erſtreckt.

Uebrigens ſoll in dem geſtrigen großen

diplomatiſchen Thee faſt mehr franzöſiſche Conversation, als deutſche Unterhaltung ſtatt gefunden haben. — —

Dieß kann aber wohl nur auf den erſten Blick befremden! —Dergleichen officielle Prunkgeſellſchaften haben ihrer Natur nach, ſcheint es mir, etwas Steifes und Einzwängendes, und aus ſolcher Unterhaltungsnoth plaudert man ſich in einer fremden Sprache, — gleichviel welcher, wenn ſie nur geläufig iſt, — weit leichter heraus. Das ausländiſche Idiom iſt wie eine Redouten-Maſke, hinter welcher man ſich in fremdartigen Verhältniſſen viel ungezwungner und unverlegner fühlt.

Auch hier gilt das vorhin erwähnte Sprüchlein wieder: »Alles zur rechten Zeit! Alles am rechten Ort!«

Indem ich Dir nun noch die Städel'ſche Kunſtſammlung, (freylich zu reich für flüchtige Reiſebriefe!) nennen, und außerdem erzählen wollte: daß ich vorgeſtern ein Schau-

ſpiel, („Partheiwuth“ von Ziegler,) ſah, in welchem ein Schauſpieler den blutdürſtigen kalten Böſewicht ſo gut ſpielte, daß er ſich in der That allgemeinen Haß zuzog, und am Schluſſe mit verdientem Beyfall herausgerufen wurde, — ruft man mich ſelbſt hinaus. Alles packt und rennt eilig durcheinander.

Noch einmal an Dein Herz; — dann in den Wagen!

Sechster Brief.

Im Schloſſe zu Biberich,
den 7. Nov. Morgens.

Ich rückte mein Tiſchchen ans Fenſter; die Blättchen zum ſechsten Briefe für Dich lagen ſchon bereit, und ein neugeſpitztes Federchen (ſchon das dritte „chen“ in drey Zeilen!) ſagt Dir den freundlichſten guten Morgen.

Da ſchreibe aber Einer mit Ordnung und Zuſammenhang, wenn ſein linkes Auge nach

Mainz und ſein rechtes in das beginnende Rheingau hinſchielt! Und gleich unter dem Fenſter — — Serena! . . —

Doch laſſe mich, — um nur erſt ein Wenig meine Gefühle, die wie Flügelpferde immer mit mir durchgehen wollen, zu ſammeln und zu zügeln, — laſſe mich vor allen Dingen Dir erzählen, was mir ſelbſt ſo eben erſt erzählt wurde. Als ich auf dem Balkon des herzoglichen Schloſſes im Anſchaun einer Landſchaft verſunken ſtand, die ich mit keiner mir bekannten zu vergleichen wußte, trat unſer Freund zu mir und ſchwieg ſo lange, als er mich durch Reden zu ſtören fürchtete. Dann, als ich ihn fragend anblickte, begann er, wie folgt:

»Ich bin heute durch ein ſeltſames Wiederſehen überraſcht worden; das mich noch jetzt im Innerſten bewegt.«

»Auf meiner Reiſe durch die Schweiz nach Italien hielt mich der ſchöne, mit Himmelsfarben ſchillernde Conſtanzer See meh-

rere Tage an ſeinen anmuthigen Ufern feſt. Mein Blick hob ſich in unbeſchreiblich reizendem Wechſel bald zu den Apenzeller Schneegebirgen (den erſten Alpen die ich ſah) empor, bald ruhte er in den dunkelgrünen fruchtreichen Feldern die den weithingedehnten See umkränzten. Den taglangen Weg von Mörsburg bis Lindau hatte ich, wie einen Spaziergang, zurückgelegt. Dann wanderte ich dem reizenden Reineck zu. In jener Gegend geſellte ſich ein Wandersmann zu mir, der mich gleich nach dem erſten Grüßen unausſprechlich intereſſirte. »Ich bin, ſagte »er mir, da ich ſeine nähere Bekanntſchaft »ſuchte, von Geburt ein Schweizer und auf »meiner Reiſe nach Deutſchland begriffen. »Eigentlich habe ich nirgends recht Ruhe und »muß immer reiſen, wenn mir wohl ſeyn »ſoll.« Darnach ſah er mir auch aus. — Es war ein rüſtiger alter Mann, nervig und breit gebaut, die rieſenmäßigen Glieder ſchnell und kräftig bewegend. Wenn er nicht

laut ſprach, brummte er wenigſtens in den Bart. Er hatte viel erlebt und war Zeuge ungeheurer Kriegsthaten geweſen. Er erzählte auch von der alten Römerherrlichkeit, als ob er dabey geweſen wäre. Seine mercantiliſchen Kenntniſſe waren ausgebreitet. Er ſprach Deutſch, Franzöſiſch und Holländiſch mit Geläufigkeit und ſchien mit der Nordſee ſo vertraut zu ſeyn, wie ein engliſcher Matroſe. Kurz, ich konnte mich nicht mehr von ihm trennen. Ich ging mit ihm über den See nach Conſtanz zurück und begleitete ihn noch eine weite Strecke gen Baſel hin, obgleich mir mein Reiſeplan eine andre Richtung anwies. Ein ſonderbarer Fall oder Zufall trennte mich von ihm. Wir waren ſtill und ruhig, uns einander freundlich anblikkend, neben einander hingewandert, als er eines Tages nicht weit von einer mir ewigunvergeßlichen Mühle mit ſchauderhaftem Brüllen vor mir niederſtürzte. Betäubt an allen meinen Sinnen ſtand ich da. Die hef-

tigsten sein ganzes Wesen zerreißende Zuk-kungen arbeiteten in ihm, und ein weißer Schaum bedeckte ihn.

»Ich wollte hinzu. »Um Gottes Willen nicht!« schrie ein Fischer, der ihn zu kennen schien; —»um Gotteswillen nicht! Sie sind verloren, wenn Sie sich jetzt von ihm packen lassen!« — Ich traute der Warnung und wich zurück; dann trat ich tieferschüttert von diesem furchtbaren Anblick meinen Rückweg an, da ohnehin mir die Zeit längeres Weilen verbot.«

»Gestern, — (so fuhr der Pastor fort, der, wie ich Dir gern gestehe, meine Neugierde nach weiteren Nachrichten von jenem seltsamen Manne ziemlich lüstern gemacht hatte) »gestern, stellen Sie sich mein Erstaunen, gewissermaßen auch meine Freude vor! — als wir beynahe Wiesbaden erreicht hatten, blicke ich zufällig auf, und, täuscht mich nicht alles, so geht dort der wunderbare Schweizer! — Ich fahre auf, ich schreie

zum Wagenfenster hinaus; — doch es war nur ein Blick. Der böse Regen, strömte wieder dichter nieder und ich hatte den Alten aus dem Gesichte verloren. Voll vom Gedanken an ihn lange ich im Abenddunkel hier in Biberich an, träume von ihm, und erwachend richte ich mich im Bette empor: — da zieht er draußen schön und still, und herrlich geschmückt vorüber. — Rasch aus dem Bette, ihm entgegen! — O du lieber Rhein — o Vater Rhein! rief ich hinaus.« — —

In diesem Augenblick, Serena, wußt' ich freilich, woran ich war. — »Und gabst Du denn dem Pastor keinen Klaps? fragst Du mich. — Ei gewiß! einen großen! aber mein Dank war doch größer!

Da draußen, hart vor dem Fenster, zieht er wirklich hin, und streckt riesenhafte Arme aus, womit er grüne Inseln umschlingt. Mainz mit seiner fast 800 Schritte langen Schiffbrücke liegt dort ganz in der Nähe (kaum eine Stunde weit); hinter ihr scheint sich der

majeſtätiſche Strom ins Endloſe zu verlieren. Gegenüber und zur Rechten weit hinab blikken wohlgebaute Dörfer an ſeinen Ufern, aus den Bäumen hervor. Ach ſo ſchön habe ich mir unſern Rhein doch nicht gedacht! — Wer aber könnte denn auch ſich etwas ſo ſchön denken, daß die allmächtige Natur es nicht zu erreichen vermöchte! Jedes kleine Bildchen unſrer Phantaſie iſt ja immer nur ein blaſſer Wiederſchein von großen Naturgemälden, die der Meiſter vor uns hinſtellt, daß wir ihn erkennen und lieben lernen möchten!

So oft ſchon, — auch heute wieder, — fragte ich mich: ob man die Welt nicht eben ſo wohl Gottes Gedicht, als ſeine Schöpfung nennen könnte? Und Dir fällt vielleicht hierbey jene mir gegenwärtige Stelle Deines Erinnerungsbuches aus einem Deiner Lieblingsdichter ein:

»Im Weltall war Poeſie früher als Pro»ſa, und der Unendliche müßte vielen

»engen prosaischen Menschen, wenn sie »es sagen wollten, nicht prosaisch genug »denken.« *)

Hier breche ich für jetzt ab, da eine liebe unwiderstehliche Stimme mich ins Freye ruft. Kein Freund ist es, der mich lockt, sondern eine Freundin, oder auch eine Mutter, ja eine Gottestochter, eine allgewaltige, allernährende und beseligende Schöpferin; — die Natur ists die ich meine!

Den 8. November.

In meinem gestrigen Blatte findest Du kein Wörtchen über unsre Fahrt von Frankfurt hierher. Ich hole es jetzt nach.

Ein mir übrigens unbekannter Naturforscher in Mailand, der, Zeitungsberichten

*) Jean Paul.

zufolge, die ſeit einigen Jahren herabgeſtrömte Waſſermaſſe des Regens zu berechnen ſucht, hätte allerdings auf unſrer letzten Fahrt wichtige Beobachtungen anſtellen können. Ich aber, die, wie Du weißt, lieber berechnen möchte, wie viele Roſen, Nelken, Vergißmeinnicht und andres ſolch liebes Zeug man ſeit Jahren geerndtet, — drückte mich ſtillins Wageneckchen. Während es an dem aufgezognen Fenſter unaufhörlich niederflutete, zog ich ein Büchlein hervor, das ich in Frankfurt mitgenommen. Die neuſte Minerva war's; — ein ganz artiges Mädchen; weit umgänglicher als die alte Tochter des donnernden Zeus. Da man jetzt ſelten einen ſo groſſen Kopf findet, wie Jupiters Haupt; ſo thun ſich mehrere kleinere zuſammen, und brüten das Töchterchen gemeinſchaftlich aus. Auch dieß neuſte liebe Kind trat mit ihrer Aegide der Langenweile ſiegreich entgegen. Meſſire La Motte Fouqué, führte uns nach Schloß Finſterbern, und wir irrten mit ſeinem Ju-

lius so lange in den wild- schauerlichen Forsten umher, bis wir uns in der Gegend von — Wiesbaden wieder zurecht fanden.

Diesen schönen, alljährlich stärker besuchten Badeort, durchwanderte ich gestern Nachmittags unter dem Regenschirme. Aus vielen Fenstern der reinlich-zieren Häuser schien mir die Wohlhabenheit in der Gestalt gemüthlicher weinwangiger Menschen herauszugucken. Man begünstigt den Anbau neuer Häuser sorgfältig, sogar durch Prämien.

Eine ansehnliche Straße ist seit Kurzem entstanden, und ein Unternehmer beginnt nächstens den Bau eines so großen Hauses, das die Bauprämien 17000 fl. betragen. Ein erst seit kurzer Zeit erbauter Gesellschaftssaal giebt wohl einigen tausend Menschen schönen gefälligen, ja sogar prächtigen, mit Marmorsäulen verzierten, Raum. Die herzogliche Loge mit niedlichen anstoßenden Zimmern muß bey reicher Beleuchtung und brillirender Besetzung eine schmucke Ansicht ge-

währen. Als ich aus dem Saale trat fand ich P. M.* — mit einigen unsrer Begleiter vor den schönen Baumreihen, die den Spazierplatz beschatten, im Angesicht des großen, auch von Außen mit Säulengängen geschmückten Gebäudes, stehen, um nach Männerweise die Fehler desselben mit Kennermienen zu erspähen. Das Portal war ihnen nicht recht im Verhältniß mit dem Ganzen, die zwey Seitengebäude kleinlich; jenes konnte so, dieses aber so, und etwas anders ebenfalls wieder anders eingerichtet seyn.— Was ging es mich an! Mir gefiel's gar wohl! Selbst den allerdings lästigen Umstand, die kalten Novemberstürme nicht zu lauen Junisabendlüften umzaubern zu können, ertrug ich mit frommer Ergebung.

Die heißen Quellen Wiesbadens sind, wie man mir sagte, an vielen Stellen aus dem Boden zu lecken. Ein großer ummauerter Behälter enthält ihrer mehrere, und sie kündigen sich schon von Weitem durch einen

dichten leichtaufwallenden weißen Dampf an. In der Nähe glaubt man ſich an die Siedpfanne eines Salzwerks verſetzt zu ſehn. Ganz derſelbe Geruch; nur mitunter ein wenig Geſtank!

Das warme Sprudelköpfchen von Nymphe reichte auch mir ihr Becherchen. Höflichkeitshalber nippt' ich ein paarmal, und fand, daß die Nymphe von Steinberg ſich allerdings beſſer auf Zungenreize verſteht, als die von Wiesbaden, wenn auch die letztere beſſer für die Geſundheit ihrer Gäſte ſorgt. Vielleicht arbeiten ſie einander in die Hände? — Steinberg heißt nämlich eine der beſten Weinberge der dortigen Gegend: Seine Ausbeute iſt ausſchließliches Eigenthum des Hofkellers, und die vom berühmten Weinjahr 1811 wird unter dem Namen Cabinetswein als der köſtlichſte Traubenſaft des ganzen Rheingaues von Kennern geſchlürft. Auch eine ungeübte Zunge, wie die meinige, muß ihn loben. Unſern treff-

lichen Vorſtorfer, auf deſſen Bereitung wir beyde oft ſo ſtolz waren, wage ich nicht damit zu vergleichen. Wagt' ichs, ſo würden die Herren Naſſauer (ſehr ſymboliſch! denn Naſſau hat jetzt die beſten Weine und die beſten Waſſer dieſer ganzen Rheingegend) ein hochnothpeinliches Halsgericht über mich verhängen.

Das muß ich Dir doch noch als eine Merkwürdigkeit erzählen, daß vor einiger Zeit ein Stück gutes Weinland, welches kaum einen Morgen hielt, für 10,000 Gulden verkauft wurde. Auch hiebey findet, wie Du ſelbſt einſiehſt, keine Vergleichung mit unſern Kartoffelfeldern ſtatt.

Bedenke nun, daß im Durchſchnitt nur das fünfte, ſechste Jahr ein gutes Weinjahr iſt; ſo kannſt Du Dir eine Vorſtellung von dem großen Ertrag des Bodens in dieſen geſegneten Traubenländern machen. Aber könnten nicht, frage ich Dich, die Reichen des Auslandes, die oft die Bouteille von je-

nem reizenden Naß mit mehreren Thalern bezahlen, könnten sie nicht noch viel reicher seyn, wenn sie, wie die Fische, wenig Zunge hätten, und im Wasser fett würden, gleich den Rheinsalmen?

Auf dem Rückweg von Wiesbaden nach Bieberich zeigte man mir im Schloßgarten, der außer manchen schönen Anlagen noch großen Raum zu neuen [illegible]ßeren läßt, — eine überausniedliche Ritterburg. Von Außen eine täuschend nachgeahmte Ruine; von Innen gothisch-verzierte Zimmerchen, mit einigen guten Bildern.

So genießt man, scheint es mir, ein Gemälde am schönsten, wenn entweder das Bild für den Ort, oder der Ort für das Bild bestimmt ist, und sie gleichsam einander angepaßt sind. Da wo alle Zimmerwände voll höchstungleichartiger Stücke hängen, ist mir's immer zu Muthe, als wären sie ihrer eigentlichen Heimath genommen und in eine Art

von Gefangenſchaft gerathen. Ein ſchönes Muttergottesbildchen über einem Altar, angeſchaut unter hohen Chorgeſängen; — wie blickt das in die Seele! Wie lächelt's uns ſo heimiſch an, gleich einer Hausfrau die uns mitten in ihrem Eigenthum als die Seele des Ganzen freundlichgrüßend entgegentritt! Aber nagle das Bild in eine Gallerie, vielleicht einer wilden Eberjagd gegenüber, unſern einer niederländer Trinkſtube, zur Seite eines Bacchantenzuges; und aller Eindruck iſt unendlich geſchwächt! Das Gemälde iſt, möcht ich ſagen, nur dem Körper nach noch da; die Seele iſt entwichen, und offenbart ſich höchſtens nur denen, welche die Weihe der Kunſt als die Prieſter ihres Tempels empfingen. Nicht, daß alle heilige Gemälde gerade in Kirchen aufgeſtellt ſeyn müſſen, will ich hiermit gemeint haben; nur ſoll überall ihre Wohnung ihrem Geiſte entſprechen, und man ſoll die herrlichen Himmelskinder einer künſtleriſchen Schöpfungs-

raft nicht zu einer muſiviſchen Wandtapete
erabwürdigen.

Zurück zur alten Burg! — Schöne ſtei-
erne Denkmäler aus Klöſtern, vorzüglich
n Eberbach her, ſind an ſchicklichen Stel-
n in die Mauern gefügt; und gewiß hät-
n ſie auf keine würdigere Weiſe einer frü-
ren Zerſtörung entriſſen werden können.
n den Fenſtern der Gemächer leuchten in
ennenden Farben die ſchönſten alten Glas-
lereien.

Die Ausſicht vom Thurm auf die ſich
ithinziehenden Rheinufer und auf ihren
jeſtätiſchen Rieſenſtrom iſt entzückend,
glich nicht zu ſchildern.

Daß der ſich aufhellende Abend mir die-
Blick noch gönnte, nahm ich als eine
nſt des Himmels freudig dankbar an.

Morgen trennen wir uns auf einen gan-
Tag von meinem lieben Rhein, denn
nehmen den Weg nach Coblenz über die
ge hin. Zur Rheinfahrt iſt die Zeit längſt

vorbey. Ein großer, doch hoffentlich kein unersetzlicher Verlust!

Siebenter Brief.

Wenn, den 11. Nov. Abends.

Seit meinem letzten Briefe rückten wir unsrem Ziele um drey Tage näher, doch leider auch dem Winter! Die immer längeren Nächte durchsaust ein kalter Sturmwind; die Vormittagsstunden wollen den dichten Nebelschleier, den dieses Jahr umgenommen hat, (gleichsam als betraure es selbst die, von ihm über große Strecken von Europa verbreitete Noth,) fast gar nicht mehr ablegen; und wir hüllen uns immer tiefer in unsre Mäntel ein.

Vorgestern verließen wir dankbar das gastfreye Bieberich an einem sehr unfreund-

en Morgen, der uns auf der Höhe des
ges über Wiesbaden, die Platte genannt,
hochgerühmte Aussicht gänzlich entzog.
Der Weg lief bergig und einförmig fort,
ich wüßte außer Limburg im Lahnthale
e Gegend zu nennen, die der Mühe,
aus dem Schlage zu lehnen, sonderlich
hnt hätte. Schon in Montabaur war es
Nacht, und eine beträchtliche Strecke
s war noch zurückzulegen. Der Wind
e, als wir abermals eine Höhe erreicht
en, zuweilen unsern Wagen in der That
furchtbar an, und die Pferde waren
Mühe ihm entgegen zu treiben.
Hier, meine Freundin, wars wohl Zeit
Nachtgedanken in Young's Manier, und
amen auch von selbst. Da meine Gefähr-
en nicht weniger, als ich, sich zum Ernst
nmt fühlten, so wurden jene Gedanken
Gespräch, und das Gespräch zur lebhaf-
Unterhaltung. Was wir besprochen?
Du? — Ach, Serena, wovon spricht

denn der Menſch auf einer nächtlichen Reiſe, die ein ſolches Ziel wie die unſrige hat, — wovon ſpricht er denn, wenn die wilden Herbſtſtürme das todte raſchelnde Laub um ihn her kräuſeln, am liebſten? — Trennung, und Wiederſehn, das Vergängliche und das Bleibende; die Nacht des Grabes, und der Morgen der Ewigkeit — das ſind würdige Gegenſtände für die Stunden des Ernſtes! Sie erheben über die Zeit, und laſſen ſie uns oft vergeſſen. Darum kamen auch wir unvermerkt gegen zehn Uhr in die Nähe von Thal Ehrenbreitſtein, und wurden es erſt hier recht gewahr, daß der Mond unterdeß heraufgeſtiegen ſey und recht hell zwiſchen dunkeln vorüberjagenden Wolken herabblikte. An langen Mauern und Felswänden hin gings abwärts, und gegenüber lagen die ungeheuren Ruinen der Veſtung Ehrenbreitſtein hoch über uns auf zackigtem Geſtein in wechſelnden Lichtern ſchauerlich da. Wir wur-

den eins ums andre ärmer an Worten, wohl aber reicher an Ideen. Der Ruhe bedürfend, fanden wir ſie endlich gegen Mitternacht:

»Pſyche trank, und nicht vergebens!
Stürzend in der Fluthen Grab
Sank das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab.«

Gute Nacht!

Den 12. Nov. Morgens.

Ein wüthiger Nordweſt, der mit den Dachſchiefern raſſelt, mit den Fenſterladen klappert, und durch alle Fugen pfeift, weckte mich früh ſchon, und ein allzuſchmales, hartes, kaltes Lager verleidete mir den Verſuch wieder einzuſchlafen. Und ſo ſetze ich denn, statt den Schlummer einer unfreundlichen Nacht fortzuſetzen, lieber ein freundliches Briefchen fort.

Im Thal Ehrenbreitſtein bewohnte ich ein Zimmer des Gaſthofes zum Naſſauer Hof,

von deſſen klaffenden Fenſtern mich nicht einmal die noch immer nicht beſchwichtigten Orkanähnliche Windſtöße zu vertreiben vermochten. Die Flußſeite von Coblenz, mit ſeinem ſchönen, leider jetzt verödeten Schloſſe iſt unbeſchreiblich anziehend. (Das Wort unbeſchreiblich kommt in Reiſebeſchreibungen nur allzuoft vor; denn eine Feder wird auch in der geübteſten Hand doch niemals zum Pinſel.) Zur Linken nach Pfaffendorf zu krümmt ſich der mächtige Rhein an ſchöngegründeten Ufern unter Weinbergen hin und bildet unterhalb eine Inſel mit den Ruinen eines ehemaligen Kloſters, Nonnenwerth. Jenſeits über Coblenz erhebt ſich der Hügel der Carthauſe, von welchem der Blick über die Gegend der herrlichſte ſeyn ſoll. Zwiſchen Ehrenbreitſtein und der Stadt ſchwimmt eine große Fähre, unabläſſig hin und her. Unſre fünf Wagen fanden zugleich mit allen Pferden ſehr geräumigen Platz. Das Gewimmel der Ueberfahrenden wünſchte

ich Dir malen zu können. Die vom jenseitigen Ufer angelangten mit ungeheuren Schritten, vom Winde gejagt, gleichsam im Sturmmarsch von der Fähre über die anstoßende Bretterbrücke herabstolpernd; die nach Coblenz verlangenden mit fliegenden Gewändern mühsam gegen den Luftsturm kämpfend, alles was an ihnen beweglich war, mit beyden höchstunzulänglichen Händen haltend; die Verspäteten, welche die schon abstoßende Fähre noch zu erreichen suchten und sich in einen unbehelfenen, lächerlichen Galopp setzten, oft, ohne ihren Zweck zu erreichen; das eilige Unterkriechen der Weiber und leichtgekleideten Männer, die sich einander die Treppe hinab in den untern Raum der Fähre drängten; die mannhafte Haltung preußischer Officiere, die, eingedenk der vorigen Thaten, nun auch, den Elementen trotzend und fest im Sattel, nicht einmal den Federhut vor dem allmächtigen Sturme abnahmen: das alles hätte mich stundenlang am Fenster

halten können. Doch dieſe Stunden waren auch hier nur ſparſam zugemeſſen, und Eine von den wenigen mußte ich ja benutzen, die alte, noch in ihrem Schutte ſo ehrwürdige, Veſte Ehrenbreitſtein zu beſteigen. Ein mir unvergeßlicher Gang! Mit jedem neuen Ruhepunct zwiſchen den grauen, wie durch ein Erdbeben zuſammengeſunkenen Mauern, hebt ſich eine der ſchönſten Rheingegenden immer ausgedehnter und mannichfaltiger hervor. Von Weſten her zieht die Moſel und eilt dem, dicht über der Stadt ſie aufnehmenden Rheine zu, wie eine Braut die dem geliebten Manne in die Arme fällt. Ihre Hochzeitkränze grünen auf den Rebenhügeln der Ufer, und ihre Hochzeitgäſte ſind fröhliche Schiffer. Wer hier doch einmal an einem Frühlingsabend ſtände! Oder vielleicht lieber noch an einem ſchönen Tag des Weinmonats, (keines Weinerſtigmonats wie der des Jahres 1816!)

Wenn man von den Zinnen dieſer Fel-

fenburg hinabſchaut, hat der Blick auf die jenſeits im freyen Felde errichteten Denkmale einiger franzöſiſchen Generale, (Marceau und Hoche,) etwas Bedeutſames; was man nur an dieſem Orte ganz fühlt.

Noch einmal bedauerte ich, nach der Carthauſe hinüber blickend, daß mir nicht auch dort zu ſtehen vergönnt war; dann trat ich, reich belohnt meinen Rückweg an. Meine Gefühle theilte eine mich begleitende Freundin. Daß wir am Fuße des Felſens viele Arbeiter mit Räumung des Schuttes ämſig beſchäftigt fanden, erregte doch manche ſchöne Hoffnungen in uns!

Der Nachmittag wurde ſtill und hell; die Kälte lieſſen wir uns gern gefallen. Und ſo durften wir alſo des Weges von Coblenz bis Andernach, und geſtern von da bis Bonn, froh werden. Es iſt wohl eine der ſchönſten Strecken von allen Ufern des Rheins! In Andernach beſtiegen wir einen uralten ſehr hohen Thurm und beſahen ſchon von da ein

unvergleichliches Stück vom gelobten Lande deutſcher Landſchaftsmaler. Mit jeder neuen Krümmung des Fluſſes wurde uns am folgenden Morgen ein neues Bild vor die Augen gerückt. Obwohl ein gleicher Charakter alle zu einem Ganzen vereinigt, ſo hat doch jedes einzelne ſeine eigenthümlichen Reize, und man vergißt keins über dem andern. Noch ſteht lebendig die Anſicht des Berges von Hammerſtein, der ſich mit ſchwarzgrauen Felſenmaſſen neben einem niedlichen Oertchen gleiches Namens ſteilrecht in den Rhein herabſenkt, vor meiner Seele; noch malt ſich mir die reizende Gegend von Unkel, die Inſel Rolandswerth mit ihrem Kloſter, vor allen der ſich dort hoch und ſteilerhebende Drachenfels. Einzelne Mauerzacken ſpitzen gleichſam den faſt ſenkrechten, grauröthlichen Felsklumpen eben zu, und hinter ſich hat er ein ſtattliches Gefolge hoher, ſchöngeformter Berghäupter, zum Theil ebenfalls mit Ruinen bezeichnet, die ihnen romantiſche Namen

geben z. B. die Wolkenburg, die Löwenburg ꝛc. Dieſer letzte Berg iſt der höchſte der ſogenannten Sieben-Berge (2000 Fuß hoch.) Ach, wer doch alles beſchreiben könnte!

Die Umgebungen von Bonn können wir nicht ſehen. Einige franzöſiſche wandernde Schauſpieler ſangen im Theater, das wir Abends beſuchten, gerade ſo, wie ſie ſpielten, und wurden begleitet wie ſie ſangen. Die Geiger und Bläſer geigten und bliesen zum Spaß ſo elend, daß man denken mußte, es wäre ihr Ernſt. Auch dacht' ichs wirklich, und geſtand unſerm oftgenannten Freunde, daß ich in Bonn, wo ſonſt, wie man ſagt und ſchreibt, eine gute muſikaliſche Pflanzſchule war, und wo ſogar der große Tonmeiſter Beethoven ſeine frühere Bildung fand, mehr erwartet hätte.

Er ſuchte indeß ſeiner Seits mich zu überzeugen, daß von dieſer ſchlechtgerathenen Aufführung eines den Muſikern unbekannten,

nicht gehörig eingeübten, und vielleicht fehlerhaft geschriebenen Stückes, wie kleine Wandertruppen gewöhnlich aufzulegen pflegten, noch kein gerechtes Urtheil über hiesige Musik zu fällen sey. Hiervon liess ich mich denn auch recht gern überzeugen, wogegen Er sich gefallen lassen mußte, den übrigen Theil des ersten Actes hindurch, (denn mit dem Anfang des zweyten gingen wir von dannen,) unser begonnenes Gespräch so leise fortzusetzen, daß es keine der benachbarten Logen stören konnte.

Es ist angenehm und tröstlich, bei trüber Regenzeit von schöner Witterung, und während einer schlechten Musik von einer guten zu sprechen. Der Bruder Redner in dieser Winkel-Theaterloge sprach mit so viel Feuer von jenem großen, einst hier gebildeten Meister, daß ich ihn zuweilen durch ein freundliches „St!“ vor einem unfreundlicheren des Bonner Publikums zu bewahren suchen mußte.

Beethovens neuste Symphonie hatte er kurz vor dem Beginn unsrer Reise gehört, und bemühte sich, mir seine Empfindungen bey diesem Genusse darzustellen.

Da ich Dir, meine Serena, jetzt ohnehin noch so wenig von Bonn zu erzählen weiß, und Du zu dem auch bald die erwähnte Symphonie von der trefflichen Capelle zu M. aufführen hörst; so dankst Du mir's vielleicht, wenn ich Dir die Darstellung unsres Freundes, freylich nur in einzelnen Zügen, wiedergebe.

Das erste Allegro, so hieß es unter andern, stimmt sich allmählig heiter und heiter. Plötzlich giebt eine einzelne Flöte, als habe die nun den rechten Gedanken gefunden, der auf den Gipfel der gesellschaftlichen Fröhlichkeit führen müsse, aus ihrer Höhe herab einen hüpfenden Dactylus an, und reißt allmählig, nicht blos das ganze Chor der Instrumente, sondern auch der Zuhörer, unwiderstehlich in diesen unnachahmlichen,

künſtlich verſchlungenen Dactylen-Tanz mit ſich fort.

Im zweyten Satz ſah mein Erzähler die Genien der Inſtrumente, gleichſam ermattet von der unendlichen Luſt, die ſie ſo eben zuſammen genoſſen, in den ſeligen Gefilden des Tonhimmels gelagert.

Da ſchweben einige Geiſterſtimmen wie im Traume (die Tonart hat ſich ins ſanfte Mol geſenkt,) durch die ſtille Verſammlung hin; es ſind ſüßzuſammenſchmelzende Klänge der Bäſſe. Sie wiederholen ihr melodiſches Flüſtern; alles ruht noch; dann endlich erwachen einige Begeninſtrumente der zweyten Ordnung und müſſen, — müſſen die hinreißenden Klänge nachlullen. Doch ein Violencell hat ſich indeß noch begeiſterter aufgerichtet, und ſingt zu jenen Flüſterlauten eine Melodie, deren ſich kein Engel zu ſchämen brauchte, die aber eben deshalb der Menſch nicht recht zu bezeichnen weiß. Soll er ſie ruhig, ſchmachtend, klagend, liebke-

ſend oder wehmüthig nennen? Er weiß es nicht; nur daß er ſie niemals wieder vergeſſen wird, weiß er.

Der Eindruck den dieſe im Heiligthum der Harmonie erfundne Weiſe auf die übrigen Genien macht, äußert ſich mächtig. Alles, alles erhebt ſich aus dem Schlummer; die erſten Violinen haben es ſchon früher mit Entzücken ergriffen und können ſich gar nicht ſatt daran ſpielen. „O Gott! ruft das Horn, die Clarinette, die Flöte, und alle die noch ſchwiegen: o Gott! Wir könnens ja auch ſingen!“ Und ſo tönt's denn in vollem Chore allmählig zur höchſten Stärke geſteigert fort. Mag auch hier und da eines von den flüchtigen leichtbeſchwingten Weſen mit dem Flügelſchlage des Entzückens aus dem Kreiſe herausflattern; es muß doch zurück in die Zauberſphäre des erſten kleinen Flüſterliedes. Kurz, — ſchließt der Erzähler, — man wird gar nicht müde, erſt: es zu hören, und dann: es zu loben.

Den dritten Satz nennt er einen coleſſalen geiſtreichen Scherz, der aber, wie alles ächt Witzige, keine zerlegende breite Beſchreibung, wohl aber eine kurze, bildliche zulaſſe.

Die Genien gerathen hier, ſo oft ſie nicht gezwungen ſind im Chore mitzutönen, auf allerley luſtige, neckiſche Gedanken. Sie ſprechen bald einzeln, bald alle zugleich; aber keins fragt, keins antwortet; höchſtens parodirt manchmal eins das andre. Späterhin treten zwar einige ernſter geſtimmte Waldhörner, hervor, denen es doch nach gerade des Spaſſes genug iſt, und ſie hauchen ein ſanftes mildruhiges Lied, bey dem der Zuhörer auf einmal zu lächeln aufhört, weil ſich ſein Herz den ſüßeren, weicheren Harmonien wieder öffnet; doch jene zweymal wiederholte Mahnung der Hörner will wenig verfangen. Die fröhliche Laune hat ſich der luſtigen Sylphen zu ſehr bemeiſtert. Sie ſtimmen wohl einige Minuten lang mit ein, dann ſind ſie

aber nicht mehr zu halten, und haſchen ſich wieder neckend mit ihren alten Scherzen. Ganz zuletzt machen jene ernſten Mahner, die lieber ſingen als ſcherzen möchten, noch einen Verſuch, das leichte Völkchen für ihr ſanftes, wie aus fernen ſchattigen Hainen herſchwimmendes Lied zu gewinnen. Umſonſt! — Wie durch einen Zauberſchlag ſtiebt alles aus einander, und die armen Hörner ſchweigen, das Begennene unvollendet laſſend, wie verwundert ſtill.

Im letzten Satze aber brauſt's aus hohen Lüften, um irgend ein uns unbekanntes Geiſterfeſt zu feyern, mit unſäglichem triumphirendem Jubel wieder herbey, und tobt ſich vollends bis zur gänzlichen Erſchöpfung aus.

»Vor langer Zeit, ſagt der Freund, (denn mit ſeinen Worten muß ich Dir dieß ſeltſame Bild zu geben verſuchen,) vor langer Zeit habe ich irgendwo auf meinen Reiſen einen Kunſtreiter geſehen, deſſen Leiſtungen mich noch jetzt in der Erinnerung

mit innigem Wohlgefallen erfüllen. Wenn die übrigen Mitglieder seiner Gesellschaft zwar auch oft Schwieriges ausführten, und sich manches »Ah!« erbeuteten; so schien mir doch immer die Mühseligkeit und der bängliche Fleiß durchzublicken, welchen sie auf die Erlernung ihrer gefährlichen Kunst hatten verwenden müssen.

Kam aber der Meister im schwebenden Götterschritt oder im geflügelten Sprung auf die Scene; trabte dann sein edles, in der Ferne harrendes Roß auf sein leises Zungenschnalzen oder auf einen gebietenden Wink der schön gehobnen rechten Hand, zierlich und gehorsam ohne Führer zu ihm hin: da leuchteten die Blicke aller Zuschauer vor innerer Lust; denn das Schönste ist dem Menschen doch immer der Mensch.

Der schlanke stelzgebaute Leib war in blendendes Weiß gekleidet, von einer goldnen Schärpe umwunden, und auf dem Baret schwankte romantisch die weiße, seitwärts

über das kräftigblühende Geſicht hinwallende Feder. Im Nu, als höbe ihn die Luft vom Boden, ſaß er keck, leicht und feſt dem brauſenden bäumenden Rappen auf; dann zog er mit zum Himmel gehobnem, faſt tragiſchem Blick, prächtig dahin, und wich nimmer aus dem ſchönen Kreiſe; — trieb das Roß, dem ein leiſer Fingerdruck Befehle gab, bald zu entſetzlichen Sprüngen und zu windſchnellem Lauf; ſetzte es bald in die gefälligſte, ſanfte, ich möchte ſagen ſtrömende Bewegung; überraſchte durch die künſtlichſten Bewegungen und Wendungen; brach, ohne des Roſſes Lauf zu hemmen, eine der Nelken, tief zur Erde gebogen ab, die zwiſchen den Kreiſen der Bahn in zierlich geordneten Scherben ſtanden, um dann die Blume irgend einer ſchönen Frau des Amphitheaters anſtändig grüßend zuzuwerfen; und hatte ſo das Entzücken der Zuſchauer faſt ſeinen höchſten Gipfel erreicht, ſo hob er es vollends hinauf, indem er plötzlich mitten im galop-

virenden Takte viele farbige glänzende Bälle im schnellsten Wechsel aus seiner Linken steigen ließ, die er mit undenklicher Sicherheit und Behendigkeit spielend aufzufangen wußte.

So sitzt, so blickt, stürmt, wagt, fliegt, spielt und entzückt der große Componist auf dem Flügelpferde seiner himmlischen Kunst!«

Nach unsrer Zurückkunft aus dem Theater las mir dieser begeisterte Freund des von allen Kennern hochgefeyerten Meisters, noch einiges aus seinem Taschenbuche über verschiedne Kunstwerke desselben z. B. über die noch allzuwenig gekannte Egmonts-Musik vor,*) und erlaubte mir, noch folgende Worte für Dich abzuschreiben:

»Groß und wunderbar ist der Herr der Natur; — doch nicht blos da, wo der Strahl

*) S. die Beilage am Schlusse von Reichards Reisebriefen. Anm. des Herausg.

seiner Wetterwolke erglüht, und ihr Donner die Berge zittern macht: — auch da ist Gottes Finger, wo der Geist eines begünstigten Sterblichen, sich seiner himmlischen Herkunft bewußt, mitten in den gewaltigen Strömen mächtiger Töne fest und lenkend steht, und alle diese vielfachen Laute, welche, wenn sie regellos durcheinander braußten, das Ohr zerreißen und das Gefühl empören würden, melodisch zügelt und vereinigt. Sie müssen seinem schöpferischen Willen gehorchen, und selbst dann die erhabensten Gedanken aussprechen, wenn sie so überwältigend strömen, wie in einem Ton-Gewitter des Shakesspear der musikalischen Welt.«

» Oft habe ich mich bey den Werken grosser Künstler und Dichter, — so verzüglich auch bey Beethovens Schöpfungen, — an ein Wort erinnert, welches Ernst Wagners Willibald ausspricht, (und welches wohl nur der mißdeuten kann, der noch nicht zum An-

ſchaun des Göttlichen in der Kunſt gelangt iſt,):

»Die Religion macht uns zu Gottes
»Kindern; die Kunſt macht uns zu
»ſeinen Freunden.«

Und ſo habe ich mich denn glücklich aus einem höchſt unfreundlichen Morgen in die freundlichſte Stimmung, und bis zur Stunde des willkommnen Frühſtücks hinaus geſchrieben!

Jetzt beſuchen wir, noch vor unſrer Abfahrt, einen trefflichen Sammler von Alterthümern und Kunſtgegenſtänden, auf deſſen Bekanntſchaft uns Göthe's »Kunſt und Alterthum in den Rhein und Maingegenden« ſehr neugierig macht.

Was wir dort geſehn, erzähle ich Dir erſt in Cöln.

Achter Brief.

Cöln den 13. November.

Es stünde blos bey mir, in meinem achten Reisebriefchen einen großen sentimentalen Lärm aufzuschlagen; denn ich komme so eben aus einem der berühmtesten alterthümlichen Tempel Deutschlands, dem Dom. Ich gestehe Dirs auch, Du liebe Schwesterseele, daß ich der Versuchung kaum widerstehe. Sonst, wenn ich in unserm Gartenhäuschen bey Reisebeschreibungen, der alten Lieblingsleserey, über der poetischen Ferne alle prosaische Nähe vergessend, saß; wenn da mein Reisender etwa so eben aus der Peterskirche kam, und seinen davon erzählenden Brief begann: »Ich »hab' ihn gesehen, den Tempel der Tempel! »Gott!!! Noch bebts in meinem In»nern!! — ꝛc.« Da kennt' ich mich heiß darnach sehnen, auch einmal so etwas recht Großes zu sehn, um dann meine Gefühle

zwiſchen verdoppelten Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen hinſtrömen zu laſſen. Und jetzt, wo ich wohl könnte, mag ich doch nicht. Man iſt, ſcheint es mir nun, nie mehr in Gefahr zu wenig zu ſagen, als da, wo man recht viel ſagen will. Darum will ich, ganz wie Du es liebſt, alle große auf Stelzen gehende Phraſen meiden, und meiner Erzählung, als wäre ſie ein wohlerzognes Mädchen, nur einen gemäßigten, ſanften Schritt erlauben.

Am beſten iſts, ich ſage Dir noch gar nichts vom Dom, ſondern fahre hübſch in der Ordnung fort, und führe Dich zum Canonicus Pick nach Bonn. Auf der unterſten Treppen-Stuffe im Hauſe dieſes kunſtſinnigen trefflichen Mannes reiche ich Dir Göthe's Heftchen hin, um alles was er darin von ſeiner Sammlung ſagt nachzuleſen, damit ich Wenig hinzuzufügen brauche.

Wie's dort ſteht, ſo fanden wirs.

Mit großer Gefälligkeit nahm uns Herr

Pick auf, ob ihm schon das vielleicht oft lästige Herumführen der Fremden schwer zu fallen schien, denn er schleicht ziemlich mühsam, auf einen Stock gelehnt. Kaum hat er wenige Worte zur Erklärung seiner vielformigen Sammlung gesagt, so ist man auch sogleich mit der vorwaltenden Idee bekannt, die eine gefällige Einheit ins Ganze zu bringen wußte, das aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt ist. Diese Idee spricht sich aus durch: „Darstellung des Fort„schrittes und Rückschrittes der „Künste in verschiedenen Ländern „und Zeitaltern.“

Pastor M* — äußerte sich hierüber mit Enthusiasmus, und wünschte denselben irgend einem fürstlich begüterten Kunstfreunde mittheilen zu können. Das, was hier ein Privatmann, obschon mit beträchtlichem Aufwande, doch immer nur mit beschränkten Mitteln ausführte, müßte dann, im gleichen Geiste und mit gleicher Beharrlichkeit

unternommen, einen unermeßlich lehrreichen und ergötzlichen Schatz bilden.

Von allem, was ich in dem Cabinet dieses zum Sammler gebornen Mannes flüchtig anschauen durfte, zeichnete ich hauptsächlich eine Hauskapelle in meinem Erinnerungsbuche an, deren Geräthschaften und Verzierungen sämmtlich aus dem 12—13 Jahrhundert herstammen. Die Fenster sind aus den schönsten Glasmalereien zusammengesetzt; unter diesen einige von Albrecht Dürer gezeichnet. Einige schöne Bilder, unter andern eins von dem ebengenannten Maler und ein Kopf von Holbein, zieren das an die Kapelle stossende Cabinet. Um alles Einzelne zu beschauen, würden Tage und Wochen erforderlich seyn.

Und nun zurück nach Cöln, und zwar im Sprung, denn ich verdiene Deinen Dank, wenn ich Dir den Weg von Bonn her erspare. Wir legten ihn schleppend langsam unter ei-

nem Himmel zurück, der übelgelaunt selbst nicht recht wußte, ob er sich zum Schnee oder zum Regen entschließen sollte. Er schlug am Ende den Mittelweg ein, und mischte beydes untereinander. Die Gegend scheint, so weit diese trüben Tage mich darüber urtheilen lassen, allmählig immer mehr zu verlieren. Sie wird sehr eben und einförmig.

Der Rhein spielt als Kind mit Schweizerblumen, wiegt sich im Constanzer See und tritt als ein rüstiger Knabe hervor; wird bald ein braußender Jüngling, (bey Schafhausen ist er ganz von Sinnen); geht dann dem romantischen Alter entgegen; schwingt kühn und liebend den Weinbecher; besiegt als Mann Gefahren und kämpft sich zwischen Klippen und Felsen durch; dann kommt er in die Jahre, wo man weniger auf die schönen Gebilde der Phantasie und mehr auf das Nützliche sieht; endlich verkömmt er als lebensmüder Greiß, man weiß selbst nicht recht wie. — Ein schöner Lebenslauf!

In Cöln, — ach in Cöln iſts doch eigentlich gar nicht hübſch! So düſter, ſo engſtraßig und übelriechend! — Dieſer ganz beſondre cölniſche Geruch überraſchte mich, — möcht' ich ſagen. — In früher Kindheit hatte ich vielleicht den Namen dieſer Stadt niemals anders gehört, als da wo er einen herrlichen Wohlgeruch bezeichnet. Cölniſches Waſſer war mir immer eine der liebſten Naſenleckereien. Und dieſer Umſtand mag mir wohl ein Bild von Cöln gegeben haben, was mit der Wirklichkeit ſo ſchlecht zuſammenpaßt.

Unſre erſte Ausfahrt ging heute Vormittags nach Sanct Peter, die Taufkirche des großen Rubens, daher ſie ein berühmtes Altarbild von ihm zum Geſchenk erhielt. Dieſes wollten wir ſehen, durftens aber nicht; — warum? erzähl ich Dir ſogleich.

Als wir vor dem Thore der Kirche hielten, kam uns ein ernſter Zug ſchwarz- und weißgekleideter Geiſtlichen daraus entgegen,

denen ein Kreuz vorangetragen wurde, und ging vorüber. Aus dem Innern tönten nur einzelne Orgelaccorde, wie gedämpft durch tiefe Trauer, hervor, und als wir näher traten fanden wir die ganze Kirche ſchwarz behangen, angefüllt von vielen Menſchen in Trauerflören, verſammelt um einen Sarg, der mich ſogleich an jenen in der Marienkirche zu Würzburg erinnerte. Der Küſter, der uns mit leiſer Rede einen Stand anwies, nannte uns zugleich den Namen eines jetzt verſtorbnen vornehmen Geiſtlichen, dem dieſes große Seelenamt gelte. O weh! Unſer Rubens war mit dickem ſchwarzem Tuch verhangen, das erſt gegen Abend abgenommen werden konnte. Was half's uns da! — Und doch wurde Deine Freundin entſchädigt! Ein Seitenaltar war frey geblieben, und als dieſen meine ſuchenden Blicke fanden, konnten ſie auch nicht weiter. Es war die Himmelfahrt der heiligen Clara. Am offnen Sarge ſtanden ſtaunend emporblickende, ſchön-

gruppirte Gestalten; und hinauf den lichten Wolken zu, schwebte die verklärte Clara. Das reizende Gesicht, vom Sterben noch ein wenig blaß, begann die Aurora der Ewigkeit sanft zu röthen. Die begeisterten Augen erblickten schon, was kein sterbliches Auge sieht, kein Ohr vernimmt. Ich verließ den Stand und drängte mich durch das Trauergefolge hin zu Claras Altar. Wie fühlte ich da wieder die Wahrheit der Bemerkung, die ich Dir schon in einem meiner früheren Briefe gemacht: daß nämlich jedes originelle Bild seine Heymath habe. Hier, nirgends als hier muß diese Heilige wohnen! *) Nun prieß ich mich erst glücklich zur rechten Stunde in ihre Nähe gekommen zu seyn. Alles was um mich her verging schien mir nothwendig mit zum Bilde zu gehören und gleichsam das Ge-

*) Prüfende Kenner dürften übrigens jenem Bilde der h. Clara schwerlich einen so hohen Werth beilegen, als unsere Rosalie in ihrer damaligen Entzückung!

Anm. des Herausg.

folge der himmelanſchwebenden Clara zu ſeyn. Die gedämpfte, ſehr ſchön geſpielte, Orgel ließ meine in den lieblichſten Kunſtzauber gewiegte Phantaſie aus jenen lichten von Engeln durchſchwebten Räumen des Gemäldes herabtönen, wohin Clara blickte; — gleichſam ein Gruß der heiligen Cäcilia, die kommende Schweſter zu empfangen. So wurde mir die Wirklichkeit zum Bilde, und das Bild zur Wirklichkeit, und es war mir in dieſem Augenblick, als hätte ich wohl auch große Bilder und Tonſtücke ſchaffen lernen können. — Täuſchung! — Der ſchaffende Genius, wenn er begünſtigte Menſchen erfüllt; wartet nicht auf Gelegenheit und Erziehung. Er ſchafft ſich ſelber Bahn und reißt den Menſchen mit ſeinem ganzen Schickſal mit ſich fort. — Aber empfängliche Seelen muß es auch geben, die das, was der Genius erzeugt, mit zart-innigem reinen Sinn aufnehmen und genießen. Nur dieſe Empfänglichkeit für das Schöne iſts, was

Deine Roſalie ſich zutrauen darf. — Auch eine Himmelsgabe, unendlichen Dankes werth!

Doch mein Brief wird ſehr lang, und die Zeit immer kürzer.

Morgen, ſchon auf dem Rückwege! erzähl' ich Dir in Andernach noch Einiges von Cöln, wenn Ermüdung, Schlaf und Froſt, — eine höchſtproſaiſche Dreyeinigkeit! — mir noch ein zärtliches Abendſtündchen für Dich vergönnen wollen.

Mir graut aber ein Wenig vor dem kommenden Morgen, Serena! »Ein trüber Engel geht durch unſer Haus.« Er klopft leiſe an alle unſre Thüren an, und uns ſchauert, wenn wir ſeine dunklen ſchleppenden Flöre rauſchen hören.

Kennſt Du den Engel? — Er kam ja auch ſchon oft zu Dir, — zu uns! Er verhüllt ſein Geſicht, wenn er erſcheint, ſo wie Klopſtock den Todesengel ſchildert.

Scheiden, meine Geliebte, — Scheiden iſt doch immer eine Art von Sterben! Doch auch dieſen Engel ſendet Gott. Laß uns das wehthuende Herz recht feſt halten!

Neunter Brief.

Andernach, den 14ten Abends.

Im Gaſthofe zur Stadt Prag in Cöln hat man aus einigen Zimmern des Hinterhauſes die Ausſicht in einen ehemaligen Kloſtergarten. Dort ſtand ich geſtern, nachdem ich meinen vorigen Brief an Dich geſchloſſen, und ſchaute nach der hohen Thränenweide ſinnend hin, die ihre noch grünen Zweige auf den mit friſchem Schnee bedeckten Boden niederſenkte. Da lag plötzlich ein Blättchen aus meinem Erinnerungsbuche, das ich unſerm Freunde vor einigen Stunden leer

gereicht hatte, beſchrieben vor mir. Hier iſt es:

»Zwey Lehrer ſendet Gott in die irdi-
»ſche Erziehungsanſtalt der Geiſter, ins
»Menſchenleben: Die Luſt und den
»Schmerz. Jene, wie eine allzuzärt-
»liche Mutter läßt dem Kinde oft den
»Willen; dieſer, einem ſtrengen Vater
»gleich, weiß ihn zu brechen. Wie die
»Veredlung des Zöglings zunimmt, ſo
»verklärt ſich dieſes Erzieherpaar all-
»mählig zu zwey liebenden unzertrenn-
»lichen Engeln. Dann iſt der Schmerz
»nicht mehr ſchrecklich und die Luſt nicht
»mehr gefährlich. Dieſe Engel ſind es,
»die da, wo edle Herzen von einander
»ſcheiden, den letzten Kranz des Anden-
»kens durch Thränen lächelnd winden.
»— Das Vergißmeinnicht der Weh-
»muth; die Roſe der Liebe; und das
»Immergrün der Hoffnung.«

»O ihr lieben theuren Menſchen, die

»ihr von hinnen zieht, wie könnten »wir denn den Schmerz der Stunde er»tragen, deren Hammer sich schon über »der Glocke hebt, — wie ihn ertragen, »ohne die Wonne einer unvergängli»chen Liebe! — Falle denn nieder, un»erbittlicher Hammer, und schlage die »Stunde aus, die uns wohl scheidet, »aber nicht trennt! Rinnet nur, ihr »Thränen! Euch vergießet nicht allein »der Jammer über ein verlornes Glück, »sondern auch die Freude über ein nie»zuverlierendes.

»Nun noch ein letzter Blick, — ein »letztes leises Wort, — ein fester lan»ger Druck: dann — lebet wohl!«

Diesen Morgen als es tagte, war die große ernste Stunde da; gleich einer feyerlichen Andachtsstunde wurde sie von tiefen Glockentönen der Peterskirche eingeläutet. Alle Reisegefährten zogen mit stillen Thränen die Treppe hinab zu den bereitstehenden

Wagen, und als sie davon rollten, da hatte von der hohen Fürstenmutter bis zum jüngsten Bedienten herab Jeder und Jede, einen theuren Menschen weniger am Herzen; aber eine heilige Erinnrung mehr!

Jetzt sitze ich hier in Andernach in einer uns schon auf der Hinreise freundlich anspre-chenden Herberge, und es ist mir eine recht liebe Zerstreuung, daß ich Dir noch einiges über Cöln nachzuholen habe.

Von Sanct Peter, wohin ich Dich in meinem vorigen Briefchen führte, richtete sich unsre Fahrt nach dem Dom hin. »Scha-de, ruft man, beim Anblick dieses großge-dachten Tempels, daß ein solches Werk un-vollendet bleiben mußte! Dieses Stück- und Flickwerk schwächt den Eindruck, den der küh-ne Baumeister bewirken wollte, ungemein. Man tritt durch die kunstreich gearbeitete Pforte in einen unreinlichen übelgehaltenen Raum, dessen dicke Säulen kaum in halber Höhe, unter eine schlechte Bretterdecke ge-

drückt stehen. Erst wenn man aus diesem Vorplatz heraustritt, bekommen die 180 Fuß hohen Säulen Raum in eine, ihrer würdige Region hinaufzuwachsen. Nur der Chor ist vollendet und steht wie eine kleine Kirche im großen Tempel da. Forster hat sich in seinen herrlichen Ansichten schön darüber ausgesprochen. Lies doch seinen hierhergehörigen Brief nach! Auch mir fiel das erbärmliche bunte Spieltempelchen auf dem sonst so prachtvollen marmernen Hochaltar, das der Ungeschmack einer späteren Zeit hinstellte, höchstwidrig auf. Dem Hochaltar gegenüber miet eben so erbärmlich unter einem hohen Betstuhle ein geschnitzter angemalter Mönch mit betenden Holzhänden. Sollte das vielleicht gar das Bild des lieben Stifters von einem Conditeraufsatz des Altares seyn, der hier noch auf seinem Grabe sein Werk bewundert?

Die Westseite des Chors ist mit Tapeten, nach Zeichnungen von Rubens, zu Paris

gewirkt,) behangen. Die Figuren mögen herrlich seyn; aber ihre Farben sind verblichen, und so wie sie, fast in Gestalt alter Lappen da herumhängen, dürften sie nur wenigen Kennern eine Zierde dieses, übrigens vielleicht in der ganzen Welt einzigen Chores zu seyn scheinen. Auch die prächtigen Glasmalereien der Fenster verdunkeln mehr, als sie verzieren.

Man zeigte uns in einer Seitencapelle ein äußerst merkwürdiges Gemälde der ältesten deutschen Kunst. Die heilige Mutter, den göttlichen Knaben auf dem Schoße haltend, empfängt die Verehrung der Könige. Diese Hauptfiguren des großen dreytheiligen Bildes sind nicht genug anzuschauen. So fromm, so kindlich, so wahr! Aber die sonderbare Verzeichnung der Glieder, die wir schon auf alten Bildern der Aschaffenburger Sammlung und bey Herrn Canonicus Pick zu Bonn erblickten, fiel auch hier auf. Du lächelst vielleicht, wenn ich Dir bemerke, daß

ichs ganz besonders auf die alten deutschen
Meister freut. Das Erwachen des Kunst-
nns und seiner Schöpfungen kann doch nichts
Vollendetes hervorbringen. Wie schön und
edeutsam ist es nun, wenn das Mangelhafte
ch nur da findet, wo Herz und Geist sich
eniger kund thun! Ich wette, es giebt Völ-
r, bey denen die bildende Kunst früher dem
brigen Körper eine gewisse Vollendung gab,
ls dem Kopf, dem er gehört. Wem aber
agst Du lieber die Hand drücken (geschwei-
e denn geben,) dem Künstler, der see-
nvolle Köpfe und dünne kleinliche Arme-
en und verzeichnete Beine, — oder dem,
er diese letzteren in den üppigsten und kunst-
erechtesten Formen, und leere fadsinnige
Gesichter malt? Ich kenne die französi-
he Schule nicht genau, aber ich bilde mir
n, dort sey in dieser Hinsicht das Gegen-
ück zur deutschen zu finden.

Am Grab der heiligen drey Kö-
ige hat der Dom aus jener Zeit, we we-

der die Heiligen noch die Könige etwas gal-
ten, ſich einen bedeutenden Schatz gerettet.
Ein kleines ſilbernes und vergoldetes Häus-
chen, höher als Du, deutſche Hermanns-
tochter, iſt mit getriebener ſehr ſchöner Ar-
beit, ſo wie mit koſtbaren Gemmen, (226
Stück waren es ſonſt), Perlen und Edelſtei-
nen ganz wunderſam ausgeſchmückt. Unter
dieſen Zierrathen ſollen verſchiedene höchſt-
koſtbare Antiken befindlich ſeyn. Nur die
drey Kronen der drey Todenſchädel, von
großem Werth, ſind ſeit jener Zeit, wo das
ganze Reliquienkleinod flüchten mußte, abhan-
den gekommen. Die jetzigen ſehr geſchmackvoll
gearbeiteten ſind ſo unächt, — wie die Schä-
del ſelbſt. — Dieſe Koſtbarkeit, welche nach
dem Vorgeben des uns führenden Kirchen-
diens dreyßig Millionen Franks (!?) ge-
ſchätzt wird, ſteht leider in keinem vortheil-
haften Lichte, oder vielmehr in gar keinem;
denn um es zu beſchauen, muß man mit
kleinen Kerzchen mühſam darum herumkrie-

chen. »Zündet man auch ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel?«

Außer diesem hat der Dom noch einen reichen Silberschatz, den man auch uns in die Augen blinken ließ. Immer ehrenwerth, daß man sich durch keine Noth der Zeit zum Veräußern dieser ehrwürdigen Kirchen-Geräthschaften hat bewegen lassen!

M* machte mich noch auf das Begräbniß-mal des heiligen Erzbischof Engelbert aufmerksam, der den ersten Plan zum Bau der Cathedrale entwarf. »Vielleicht, sagte er »mir während ich anschaute, vielleicht sind »alle jene große Säulengewölbe, in denen »sich ein kleiner Sarg als ganz unbedeutend »verliert, doch nur gleichsam der Anhang und »die Zugabe zu dieser dunklen Grabzelle. So »wie bey mancher Krystallisation um einen »unscheinlichen Kern herum wunderbare che»mische Gebilde anschießen; so könnte viel»leicht sich der ganze Domcoloß um diesen »Sarg herumgebaut haben.«

Mit dem Blick auf das innere Wesen der menschlichen Eitelkeit, die, auch wenn sie bey einem Heiligen sich findet, doch immer eitel bleibt, — und mit Rücksicht auf Begriff und Geschmack des damaligen Zeitalters scheinet es in der That nicht so ganz unwahrscheinlich, daß Mancher eine Kirche baute, bloß weil er schon im Geiste sich dereinst darin begraben sah.

Im Herausgehen aus der sogenannten goldnen Kammer zerrte man aus einem alten Schranke uns noch den Zipfel des golddurchwirkten Mantels hervor, den sonst der Churfurst bey der Kaiserkrönung trug, oder vielmehr schleppte; denn Du mußt wissen, Schwesterchen, daß dieser Mantel nahe an einen Centner wiegt! Wenn Männer nur einmal anfangen sich zu putzen, dann lohnt's doch auch der Mühe!

Und so schließen sich denn meine wenigen einfaltigen Bemerkungen über den Dom

ächt frauenzimmerlich mit einer Notiz aus dem Kleiderschranke.

Eine nothwendige Ausbesserung des Reisewagens läßt mir Morgen Zeit zur Fortsezzung dieses Briefes, in welchem Sancta Ursula eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen hat.

Schlafe so wohl, Geliebte, als wärst Du heute von Cöln bis Andernach bey schlechtem Wetter auf schlechtem Wege von schlechten Postpferden gezogen werden; — so wohl, als Deine müde Freundin!

Den 15ten früh.

Indem ich das gestern Geschriebne überlese, fällt mir ein, daß ich bey der Madonna des Doms wohl auch einer angefangenen Copie von einem braven Cölner Maler hätte erwähnen müssen, die gerade für einen Prinzen des preußischen Hauses genommen wurde. Alle bis jezt fertigen Köpfe waren so treu

und zart, daß es mir recht leid thut, den Namen des Copiſten vergeſſen zu haben.

Und nun zur heiligen Urſula.

Sie iſt in der ihr geweihten Kirche, — die vielleicht nirgends im kirchenreichen Europa ein Gegenſtück findet, — in mannichfacher Geſtalt zu ſchauen. Einmal in Marmor auf ihrem Grab; dann auf einem groſſen gerühmten, mir aber nicht gefallenden, Altarbilde von Schütt; ſo auch in vielen kleinen Wandbildchen von nicht beſonderem Werth, welche Scenen aus ihrer Geſchichte darſtellen: endlich noch zum Theil in ihrem eignen Grundriſſe, (denn ſo könnte man wohl ein Knochengerippe nennen?). Hierin hat ſie wohl nun nichts vor vielen andern Heiligen, denen man Kirchen gebaut hat, voraus. Was ſie aber auf eine höchſtmerkwürdige Weiſe auszeichnet, iſt ihr ungeheures beinernes Gefolge; — die Ueberreſte von nicht weniger als eilftauſend Jung-

frauen, die zugleich mit ihr unter Heidenschwerdtern hier den Märtyrertod fanden.

Neben ihrem Grabe sieht man hinter vergitterten Behältern eine Unzahl von Knochen, unter welchen, zur Schande des jetzigen verkümmernden Geschlechtes, manche sind, deren sich ein Schlachtroß nicht zu schämen brauchte.

Rings an den Wänden des Chors ist Schrank an Schrank, jeder mit ohngefähr vierundzwanzig Glasfensterchen versehen, und aus jedem Fensterchen guckt ein grauer Jungfernschädel heraus. Doch das Seltsamste in diesem seltsamen Beinhaus ist die Capelle, wo sich der Kopf der Heiligen nebst vielen der Vornehmsten ihrer Jungfrauen in silbernen oder blechernen Köpfen von getriebener Arbeit befindet. Alle Wände vom Boden bis zur Decke sind Knochenmosaik, arabeskenartig in einander gefügt, Quadrate, Cirkel und andre Figuren bildend.

Verhalte sichs mit diesen Gebeinen auch

anders, als die Legende erzählt; so viel ist doch wahr, daß diese Kirche mehr als irgend eine, den stolzen Sohn und die stolze Tochter der Erde an ihren Ursprung, wie an ihr Ende mahnet. Und die Taube der Unschuld die über allen diesen zerbröckelnden Menschenresten, unsterblich für fromme andächtige Gemüther schwebt, ist doch eine heilige begeisternde Idee!

Von allen Gemälden dieser Kirche konnte ich keins mit einem Wohlgefallen anschauen, das nur einigermaßen jenem von Clara's Altar geglichen hätte. Ein Seiten-Altarstück, wo auf Maria's Verbitte gequälte Menschen aus dem Reinigungsfeuer von Engeln gehoben werden, mit den Füßen noch in den Flammen, mit dem Auge schon im Paradiese, zog meine Blicke noch am meisten an. Die Farben waren ungemein lebendig, und das Mädchen, welches die Hauptfigur des Stückes zu seyn schien, stieg aus der Gluth so blühend frisch hervor, wie eine Pariser

Venus aus einem Meere von Schönheitswaschwasser. Ob wohl um dieſen Preiß nicht manche unſrer Schweſtern (am Ende gar wir ſelbſt?) uns ein Wenig Fegfeuer, als eine Art von Toilettenapparat, gern gefallen laſſen würden?

Zum Beſuchen andrer Cölner Kirchen, außer den drey genannten, reichte unſre Zeit nicht hin, und uns blieb kaum noch ein halbes Stündchen um die Bekanntſchaft des Demvicars Hardy machen zu können. Er iſt neunzig Jahr alt und arbeitet noch ſo fleißig, wie ein Bienchen, in Wachs.*) In dieſer Art von Kunſtwerkchen iſt er berühmt und er verdient ſein Lob. Am liebſten ſtellt er den Ausdruck verſchiedenartiger Leidenſchaften in Bild und Gegenbild dar, und zwar ohne ein andres Muſter, als das, was ſich in ſeiner Phantaſie geſtaltet.

Menſchen, die Außerordentliches leiſten

*) Er ſtarb bald nachher.

Anm. des Herausg.

eder Schönes bilden, wirken, Magiern gleich, mit einem Zauberstabe, der bey dem Einen so, bey dem Andern anders gestaltet ist: hier ists ein Scepter, dort ein Pinsel, dort ein Sternenrohr; hier ein Meisel, dort ein Gänsekiel. In der Hand des alten, von fast einem Jahrhundert krumm gedrückten Hardy hat jener Zauberstab gar nur die Gestalt eines kleinen zugeschnitzten Hölzchens! Ein andres Instrument braucht er nicht, um allgewaltige Leidenschaften und Gemüthszustände, wie Haß und Liebe, Todesangst, Freude, Schmerz ꝛc. aus einem elenden Stückchen Wachs hervorblicken zu lassen! — Das Mißfällige, welches alle erhoben gearbeiteten Bildnereien durch die Färbung erhalten, kann zwar auch dieser Künstler nicht vermindern; aber das Auge läßt sich doch abfinden, wenn ihm dagegen ein schöner Ausdruck in so niedlichkleinem Gesichtchen gewährt wird. Manchmal sind recht sinnige Gegenbilder gewählt; z. B. eine doppelte Zufriedenheit;

die, eines filzigen Juden, der Thaler zählt; und die eines chriſtlichfrommen Armen, der ein Stückchen trocknes Brod verzehrt und dabey an den Himmel denkt. Du ſollſt beydes ſelbſt ſehen.

In der Arbeit hatte der Greis gerade, als wir ihn beſuchten, eine Mutter die mit inniger Zärtlichkeit auf ihren Säugling an der Bruſt herabblickt. Das Köpfchen deſſelben konnte der Nagel Deines kleinen Fingers bedecken; und doch war der Ausdruck eines geſunden, bausbackigen, ſchlafenden Knäbchen mit großer Wahrheit erreicht!

Auch blühende Landmädchen mit Blumenkörbchen am Arme erſcheinen noch auf den Ruf des uralten Zauberers, und ſchweben mit leichter Zierlichkeit vorüber. Unter ſeinen älteren Arbeiten zeigt er einige Landſchäftchen in weißem Wachs, die ohne Staunen nicht betrachtet werden können. Einen ſchönen Chriſtuskopf, den er in Email gemalt hat, ſchätzt er ſehr hoch, und lebt ihn

mit einer Naivetät, die einem ſo alten Männlein recht gut und kindlich ſteht. Einige kleinere Oelgemälde beweiſen, daß er auch dafür viel Talent hatte. Kurz, dieſer Hardy war mir eine der größten Merkwürdigkeiten Cölns. Mit einer Miſchung von Ehrfurcht und Rührung drückte ich beym Abſchiede die dürre Hand, die vielleicht bald keinen Druck mehr erwiedert.

Manches, manches Sehenswerthe in Cöln mußte ich ſeufzend ungeſehn laſſen; z. B. die berühmte Wallraffiſche Sammlung. Es dämmerte faſt, als ich noch eine halbe Stunde weit durch die engen kothigen Straßen ſchritt, um einige Minuten am Hafen ſtehn und es mir denken zu können, wie ſchön dieſer Blick an einem hellen Sommerabend ſeyn müſſe. Es lagen dort eine Menge Schiffe, und manche, die für den ſehr bedeutend ſind, der bis jetzt nur Kähne kannte.

Heute noch nimmt uns das freundliche Neuwied, welches gar lieb und einladend

vom jenseitigen Rheinufer zu uns herüberblickt, gastfrey auf, und dort schreibe ich Dir wahrscheinlich mein verletztes Briefchen, welches Dir erlaubt, Dich bald auf das allerletzte zu freuen; denn ich fliege Dir entgegen; — wiewohl man eigentlich von den Postpferden dieser Gegend poetischer Weise eher sagen könnte, sie wären mit bleiernen Hufeisen beschlagen, als, sie hätten Flügel auf dem Rücken.

Zehnter Brief.

Remagen, den 17. Nov.

Es giebt Gegenden, Städte, Dörfer, Häuser, denen man es mit ahndendem Gefühle schon von weitem ansieht, daß es einem dort wohlgefallen und wohlergehen wird. So heimelte uns auch von Ferne, als wir hinabwärts gen Cöln zogen, das Rheinstädtchen

Neuwied mit ſeinen weißen ſchmucken Häuſern an. Die Herrin unſrer Geſellſchaft ſah im Geiſte eine verehrte, lange nicht geſehne fürſtliche Freundin winkend aus dem Fenſter ſchauen. Mancher von uns trug Verlangen alte theure Bekanntſchaften aufzufriſchen: — kurz wir zogen vergeſtern mit gar ſchönen Erwartungen hier ein, und mit noch ſchöneren Erinnerungen ziehen wir Morgen wieder von dannen. Von der liebenswürdigen Häuslichkeit der fürſtlichen Familie erzähle ich Dir, da ja ohnehin Manches für unſre traulichen Abendgeſpräche aufgehoben bleiben muß, künftighin viel Gutes und Schönes. — Die Fürſtin Mutter*) ſteht durch ihre Geiſtesbildung und durch ein edles wohlgeprüftes Leben nah und fern bey ihren Bekannten im ehrenvollſten Ruf. Würde, Feinheit, Muttertreue, Kunſtliebe, Humani-

*) Die an Geiſt und Gemüth hochausgezeichnete Fürſtin ſtarb wenige Jahre nachher, als Bettina ſich ihrer Bekanntſchaft erfreut hatte. Anm. des Herausg.

tät — alle dieſe herrlichen Eigenſchaften eines veredelten weiblichen Gemüths blicken Dich bald aus ihren Worten, bald aus ihren Werken und Umgebungen an. Daß Prinz Victor, deſſen Briefe wir einſt zuſammen laſen, ihr Sohn war, weißt Du. Nach dem Unglück, ihn ſo früh verloren zu haben, iſt ihr doch das Glück geblieben, ſein Andenken ehren zu können und von andern geehrt zu ſehen. Einen andern ihrer Söhne, Prinz Max, kennſt Du auch als einen enthuſiaſtiſchen Freund der Naturkunde, der zu Liebe er gegenwärtig ſich den Gefahren und Beſchwerden einer großen Reiſe in Braſilien unterzieht. Bey den übrigen Familiengliedern dieſes kleinen Fürſtenhauſes ſind angenehme Kunſttalente ausgebildet. In Oel und Aquarell ſieht man von der Prinzeſſin und einem jüngeren Prinzen fleißig ausgeführte Bilder. Zu muſikaliſchem Abendcirkel vereinigt tönt Dir Harfe, Clarinette und Horn entgegen: (des Flügels, dieſes Aller-

weltsinſtrumentes, nicht zu erwähnen.) Sogar ein Septett von Beethoven, worin die beyden fürſtlichen Brüder die Clarinetten- und Waldhornpartie übernahmen, durfte gewagt werden. Die Umgebungen bilden ſich auch hier, wie gewöhnlich, nach den voranſtehenden Muſtern. Ueberall ein heiterer bildungsreicher freundſchaftlicher Ton, fern von allem pretiöſem Vornehmthun.

Im Zimmer der Fürſtin Mutter ſah ich zum erſtenmale Müllers unbeſchreiblich ſchöne Raphaeliſche Madonna, die aus dem Himmel tritt, wohin er ging. Ich habe es, wie ein ſchönes Gedicht auswendig gelernt. So oft mir in der Erinnerung irgend ein Zug fehlte, lief ich geſchwind wieder hin, und lernte aufs Neue. — Findeſt Du nicht, mein ökonomiſches Schweſterchen, daß dieß eine höchſtwohlfeile Art ſey, ſich ein theures Bild anzuſchaffen? Auch Dir wird die Himmelskönigin erſcheinen; freue Dich darauf!

Im Schloſſe befindet ſich eine äußerſt

schöne Sammlung von ausgestopften Thieren, hauptsächlich von Vögeln, die ihre Entstehung hauptsächlich dem reisenden Prinzen verdankt. Neue Schätze stehen in Kisten, noch nicht ausgepackt, bereit, viele sind noch zurück. Ein neuster, noch nicht durch das Morgenblatt bekannt gewordener Brief des edlen Reisenden enthält höchstinteressante Bemerkungen von der Ausbeute jener, erst nach Verlauf eines Jahres vollendeten Reise.

Herr Ingenieur-Hauptmann Hofmann, (ehemaliger Führer der Prinzen,) sendet jetzt den erwähnten Brief im Auszuge nach Göttingen an Blumenbach. — Er ist Aufseher einer reichen Sammlung von römischen Alterthümern, welche auf Veranstalten der Fürstin in dieser Gegend ausgegraben wurden. Ein Herculanum im Kleinen! — Man wird nicht müde, diese aus den tiefen Gräbern einer uralten Zeit hervorgezognen Merkwürdigkeiten zu durchmustern. Herr Hofmann liefert ihre Erklärung mit eben so viel Gefäl-

ligkeit als Sachkenntniß. Mit vorzüglicher Wichtigkeit behandelt er eine kleine bronzene Statue mit einer Mauerkrone auf dem Kopf, deren Inſchriften am Fußgeſtelle auf das ehemalige Daſeyn einer Stadt, (nach andern nur ein Caſtell,) — Victoria genannt, hindeuten ſollen. Die Gründe für dieſe Entdeckung ſind auch dem Ungelehrten ziemlich einleuchtend. Die hervorgegrabenen Mauerreſte von ſehr bedeutender Ausdehnung widerſprachen jener Vermuthung nicht.

Nächſt jener Statue zeichnet ſich ein kleines Schild von Silberblech, einſt zu einem Feldzeichen gehörig, aus. Es ſtellt in getriebner Arbeit einen gewaffneten Römer vor, der den bezwungenen perſonificirten Rhein unter die Füße ſtampft. Faſt eminös wurde dieſes Schild im Jahr 1813 gefunden. Die Ufer des von fremder Herrſchaft freygewordenen Fluſſes ſchienen nun auch jenes ſchimpfliche Zeichen einer älteren Knechtſchaft nicht

länger in ihrem Schoße dulden zu wollen, und warfen es aus.

Daß aber auch damals deutsche Arme kräftig drein schlugen, zeigen häufig gefundene germanische Waffen, neben durchberten Römerschilden und zertrümmerten Erzgeräthe. Bey der Zerstörung der alten verschollenen Victoria mags furchtbar hergegangen seyn, wie sich aus dem wilden Gewirre schliessen läßt, in dem das Ungleichartigste neben einander liegend gefunden wird.

Unter dem, mehrere Kästchen füllenden Frauenputz sind äußerst niedliche Sachen. Unter andern bemerke ich Dir einen Ring, der zugleich als Schlüsselchen, (ohne Zweifel zu einem Schmuckkästchen) diente. — Eine Idee, die auch jetzt noch Beyfall finden würde.

Einst, als Herr Hofmann gerade bey den Ausgrabungen zugegen war, entblößte sich ein Schädel, der, wie man sogleich erkannte, einer Victorianerin gehörte, die sich un-

ausgekleidet zum ewigen Schlaf niedergelegt hatte. Man nahm die Erde mit der höchsten Sorgfalt hinweg und fand mancherley metallenen Putz auf und neben dem Gerippe; z. B. eine lange seltsamgestaltete Haarnadel; Spangen zum Zusammenhalten der Gewänder; Ringe; eine crystallene am Hals getragne Kugel, deren sich jene antike Frauen zum Abkühlen der Hände bedient haben sollen u. s. w. Manche der aufgefundenen Merkwürdigkeiten sind kaum kenntlich, andre zum Verwundern gut erhalten. Eine kleine, nur wenig verbogne Glocke klang noch wie vor vierzehn Jahrhunderten, und ich weiß Dir nicht zu sagen, warum mir das wunderbar vorkam. Gestalten aus jener Zeit sind weit häufiger auf die unsrige gekommen, als Töne.

Neues Nachgraben würde ohne Zweifel neue Ausbeute bringen; aber dann wäre auch eine erklärende Beschreibung der sämmtlichen Entdeckungen höchst wünschenswerth. Bis

jetzt ist außer einigen Aufsätzen im Reichsanzeiger und in einem andern Journale, nichts darüber erschienen.

Vom poetischen Alterthum ins prosaische Neuthum, (vertrauliche Mädchenbriefe dürfen sich ihre Wörter selber machen), ist in jeder Hinsicht der Sprung ein wenig gewagt. Laß sehen, ob er mir gelingt! — Ich setze an: — und mitten aus dem antiken Victoria bin ich — im Neuwieder Schwesternhause!

Hier fehlen allerdings die großen Schmucknadeln, und die Crystallkugeln, und die Metallspangen; so wie bey den Brüdern die Schilde, die Helme und Streitäxte ꝛc. Nein, dort kommen Dir lauter weiße, unzierlich zugeschnittene rothbebänderte Mützchen, und reinliche, sittsamzugeknöpfte Jäckchen entgegen. Lieschen geht wie Gretchen, und die, wie Martchen, und alle drey, wie hundert. — Hier, (bey den Brüdern), siehst Du meist nur Weber, Handschuhmacher, Strumpfwirker u. dgl.

Fast alle Nationen der Erde schmücken, wenn sie einen gewissen Grad der Bildung erreicht haben, ihre Tempel aus, und suchen die Kunst zu einer Dienerin der Religion zu erheben. Die Herrnhuter Gemeinden hingegen haben statt der Kirchen nur reinliche, getielte, von aller Kunstzierde entblößte Betsäle. Kurz, man kann die Prosaik nicht wohl weiter treiben, als diese religiöse Secte. Gleichwohl gefällt mirs bey ihnen! Es sind doch stille, fleißige Menschen; größtentheils von feinen Sitten; nützliche Bürger des Staats. — Ein gottkräftiger Mann des Alterthums, eingedenk seines apostolischen Wortes: „Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen;“ — er würde nicht unter diese Gemeinde treten, ohne sie zu segnen. Vielleicht fände er es überflüssig, ihnen die Ermahnung zu wiederholen: „Ein jeder schaffe mit seinen Händen das Seinige :c.“

Diese thätigen, meistens schön und gut

arbeitenden Menschen fühlen in dieser Hinsicht ihren Werth, und sie dürfen es.

Zwey Benedictiner-Mönche, die vor längerer Zeit von den Bouteillen ihres Gastfreyen Wirthes her die Anstalten der hiesigen Brüdergemeinde besuchten, machten nach mancherley sittenlosen Aeußerungen dem sie herumführenden Bruder auch die noch: „Bey ihnen sey für sie gar nichts Neues zu sehn. Alles fände schon in ihren Klöstern seit Jahrhunderten statt.“ Ein Unterschied, — antwortete der Führer schon in der Thüre, wo die geistlichen Herren noch einmal zum Abschiede seine Empfindlichkeit durch jene wiederholte Bemerkung reizten, — „Ein Unterschied besteht doch zwischen Ihren Einrichtungen und den Unsrigen. Ihnen stopft man das Brod ins Maul, und wir verdienen es uns durch unsrer Hände Arbeit.“

Und der Mann, der dieß zu erwiedern Verstand und Herz genug hatte, war nur ein einfacher Handwerker! Wie müßten die

weinsatten Benedictiner sich geschämt haben, wenn sie seinen Verstand und sein Herz gehabt hätten!

Die Gottesverehrung der Brüdergemeinde versäumte ich heute nicht. Der einfache halblaute Gesang ist mir das Erbaulichste daran gewesen.

Das Haus der Schwestern sowohl, als das der Brüder hat seine beträchtliche Anzahl von Zöglingen; zum Theil Ausländer. Aber solche Anstalten lassen sich nicht nur so im Durchfluge beurtheilen, am wenigsten von Deiner Freundin, die sich durch die Außenseite nicht selten bestechen läßt. Diese war durchaus gefällig. Niedliche, sittsame Mädchen mit stillem, sanftem Blick und geschickter, fleißiger Hand; muntre kräftige Knaben, eben so gern lärmend als lernend, gute Proben ihres Fleißes aufweisend; und, (ich sah sie sich zu Tische setzen,) von ganz herrlichem Appetit! Daß unmittelbar nach den recht schön gesungnen Worten: »Komm

Herr Jesu, sey unser Gast ꝛc.“ ein kleiner Vorleser mit der Stimme eines Ausrufers, ein altgeschichtliches Pensum zu verarbeiten anfing, kam mir einigermaßen pedantisch vor. Es mag indeß vielleicht doch auch sein Gutes haben. Zuverläßig aber wird die Mahlzeit besser verdaut, als das Pensum.

An dem Vorsteher der Anstalt machte ich, von unsrer verehrten W. empfohlen, eine sehr werthe Bekanntschaft. Daß er ein guter Lehrer sey, vermuthete ich; daß er ein trefflicher Zeichner ist, sah ich; und daß er ein edler Mensch ist, fühle ich.

Eine große Ansicht des Mont-blanc, von ihm selbst am Fuß des ewigen Vergriesen aufgenommen, war eine seiner neusten Arbeiten.

Was Dich, meine Serena, — Du Lilienreine, die Du dieser Erde alles eher verzeihst als ihren Schmutz, — die Du, wie ich Dir oft neckend vorwarf, selbst Deinen Vater mit einiger Verlegenheit empfängst,

wenn er seine Jagdstiefeln vor Deinem ausgeblasenen Stübchen abzubürsten vergißt, — was Dich im hiesigen Schwesternhause, und wohl auch sonst in den meisten Zimmern der Herrnhutergebäude, sogleich heimisch werden ließe; das ist eben die reinste Reinlichkeit, die hier, wie eine Art von religiöser Uebung, zum unverbrüchlichsten Gesetz geworden zu seyn scheinet. In einem großen Schlafsaale, der über hundert Bettstellen faßt, ist die höchste Ordnung, die frischeste Luft, die reinste Diele. Schließe daraus auf die Arbeitsstübchen dieser netten Jungfrauen, die mancher Pallast-Dame zum Muster dienen könnten.

Wenn wir Mädchen, (wie die Dichter meinen,) Blumen sind; so dürfen wir mit unsern Schwestern auf dem Gartenbeete wohl die liebliche, schönfarbige, schnellwelkende Blüthenkrone gemein haben; aber nicht den Schmutz, der ihre Wurzeln düngt.

Genug vom Innern, dieses schmucken

Städtchens! Von seinen Umgebungen weiß ich Dir leider nichts zu erzählen. Sie lagen unter einer dichten Schneedecke, vom kalten Nord überfauft, der uns alles Spazierengehen verleidete. Man fand diese Winterwitterung hier so frühzeitig, daß man behauptete, seit sechsundzwanzig Jahren sey Aehnliches nicht erlebt worden.

Ach, und leider waren nicht blos abgeerndtete Felder mit Schnee bedeckt! Hier und da bogen sich noch Aecker voll Halme, die nicht zur Reife gediehen waren, traurig unter den schweren Flocken nieder; hier und da lagen ungebundene Garben, von ihren Schnittern aufgegeben. Ich habe es nicht ohne Wehmuth anschauen können! — Doch hat es mich noch tiefer gerührt, als ich in der Gegend von Coblenz eine Winzerfamilie durch den Schnee ihres Weingärtchens still und traurig waten sah, um die verkümmerten essigsauren Trauben zu sammeln. Unser Reisewagen zog rasch an diesen, unter dem

Druck harter Zeiten langsam schleichenden, Menschen hin; aber ihr Bild verließ mich lange nicht. Ihr ganzes Familienleben malte sich mir nach dem, was ich gleichsam als Skizze gesehen, in lauter dunklen, wehthuenden Scenen aus. Dich will ich gern mit diesen Phantasiestücken verschonen und in Deinen Wunsch, daß sie nur recht untreu seyn möchten, von Herzen einstimmen.

Morgen ziehen wir auf der linken Rheinseite hinauf gen Mainz, und kehren von da über Frankfurt und Cassel zurück in die Arme der Unsrigen. — An welches Herz sich Deine Rosalie sehnt, weiß das Deinige!

Elfter Brief.

Cassel, den 26. November.

Stelle ich mir vor, meine herzliebe Freundin, daß ich in wenigen Tagen kosend und erzählend neben Dir sitze, so wünsche ich mir zwey Flügel statt einer Feder! So ein Gänsekielchen, in dem sich die leichten geistigen Gedanken erst mit der dicken schwarzen Farbe ungern mischen, um dann langsam, und nicht einmal in Tropfen, (Klekse genannt,) sondern in kleinen Tropftheilchen ins Papier zu sikkern, — so ein Gänsekielchen ist doch ein sehr kärglicher Nothbehelf statt der mündlichen Rede! Das fühlen Freunde; und mehr noch Freundinnen, — die bekanntlich viel besser schwatzen als schreiben.

Doch ich bin Dir noch einen längern Bericht schuldig; und glaube ja nicht, daß ich ihn jetzt erst, volle acht Tage seit meinem

vorigen, zu schreiben anfange! Nein, da steht alles schon in ganzen und halben Sätzen zwischen Denkstrichen und Bildzügen, bald gekrizzelt, bald gemalt in meiner Schreibtafel, und ich setz' es hier nur zusammen. Wie mirs aber eingefallen seyn mag, diesen Bleistiftblättern Blumennamen zu geben, möcht' ich wissen! — Wahrscheinlich sollts ein Sträußchen in Dein empfindsames Herbarium geben? Da finde ich z. B. ein Tausendschönchen aus St. Goar; ein Schneeglöckchen aus Mainz; eine Kaiserkrone aus Frankfurt; ein Katzenpfötchen*) und eine Spätrose aus Marburg; und vielleicht blüht noch ein kleines Vergißmeinnicht in Cassel selbst, wo wir vorgestern anlangten. Mir wird die Arbeit erstaunlich erleichtert, wenn ich diese närrische Einrichtung beybehalten darf, und

*) So nennt man in manchen Gegenden Thüringens die Rainblume, (Immortelle.)

Du läßt Dirs, Gutherzige, gewiß gefallen, wenn ich sogleich mit dem

Tausendschön

den Anfang mache.

Von Boppart aus bis unter Bingen blüht dieses allegorische Blümchen, — auch sogar im Winter. Diese Strecke ist gewiß die schönste des ganzen Rheinstromes! Wenigstens für den, der den erhabenen romantischen Character einer Gegend dem sanften idyllischen verzieht. Der Strom hat sich hier zwischen prächtiggeformten Bergwänden seinen Weg gesucht, und die Bewohner seiner steilen Ufer haben bis zu den Gipfeln hinan jedes Plätzchen mit Reben bepflanzt, das nur einer kleinen Terrasse Raum läßt. Daß in diesen Bergen die köstlichsten deutschen Weine wachsen, beschwören die Männer. Hauptsächlich soll der edle Rüdesheimer von gar altem, gutem Hause seyn. Denn eine Sage behauptet: Kaiser Karl der Große, als er zu Ingelheim Hof hielt, habe be-

merkt, daß auf den Rüdesheimer Höhen der Schnee am frühsten schmelze, und deshalb ihn mit Burgundischen Reben bepflanzt.

Mit jeder neuen Wendung des Stroms liegt ein kleiner geschlossener Schweizersee (so glaubt man wenigstens, wenn man diese nur aus Schilderungen kennt) vor dem entzückten Blick. Der edle Fluß strömt im engeren Bette reißend stark, hat sich da und dort tiefe, weite Bogen gewühlt; bildet an mehreren Stellen gefahrlich-scheinende Wirbel, und ist doch auch wieder so sanft und freundlich; umarmt eine grüne Insel, oder dient einem reizendgelegnen Oertchen zum stillen Spiegel. — Dann auch schaut hoch von Felsen herab grau und hohlaugig, wie ein Todtenschädel, manche alte Burg in die tiefen ernstrauschenden Wellen hinein. Wir zählten an einer unsrer kurzen Tagreisen vierzehn dieser Schlösser, wo sonst ausgeartete Ritter horsteten, (so sagt man ja, glaub' ich, von Raubvögeln?) Unter die-

sen ist ein Liebenstein, das ich um des Namens Willen, der so tausend schöne Erinnerungen in uns weckt, so lange als möglich im Auge behielt. — »Wie muß es hier schön seyn!« riefen wir oft Eins ums Andre an den Sommer denkend; doch zuweilen vergaßen wir auch den, und waren glücklich im Ausruf: »Wie ist es hier so schön!« — Gewiß hat dieser Monat, — so manche saure Mienen er uns auch durch die seinigen verursachte, — für diesen Theil des Rheins seine eigenthümlichen Reize. Wenn der sausende Nordwest seine dichten Schneegewölke über die Berge jagte, ihre Häupter bald verhüllend, bald erhellend; wenn in der Ruhe nach dem Sturm die Sonne mild hereinblickte, und die hochaufdampfenden Nebel ehrerbietig vor der wandelnden Königin sich zurückdrängten, und die kleinen zugespitzten Rebengärtchen, durch hundert gerundete Mauern erhoben, übereinander im reinsten Weiß zwischen braunem Gestein flimmerten;

wenn der Schnee des Ufers schmolz und ein halbgrüner Rasen von niedlichen blanken Häusern bis zu der Fluth herab sich zog, auf deren Windungen manches Schifflein im fernen röthlichen Duft, immer unerkenntlicher werdend, weiter eilte:—Dann schien der Winter, (ein mannhafter göttlichschöner Greis unter den vier Priestern der Natur!) opfernd über die Gebirge zu wandeln, und mit seinen diamantenblitzenden Augen in die goldstrahlenden der Mutter Sonne zu schauen, gleichsam als fragte er: »Hab' ichs nicht auch recht schön gemacht?«

Sieh nur, wie poetisch ich werde! Aber wahrhaftig, es ist mein Ernst, Schwesterchen! Und wörtlich so stehts in meiner Schreibtafel; und so stands verher in meinem Herzen!

Am Fenster der Post zu St. Goar, in der Nähe der hochgethürmten, einst vom Feinde zermalmten Veste Rheinfels, dem reizenden Dorf St. Goarshausen gegenüber;

ur Seite einer schwarzgrauen Burg, die Kaz-
e genannt; in der Mitte eines großen Fel-
enbeckens (wie hier der Strom erscheint) im
Angesicht des herrlich-hochgewölbten Lurley-
Berges, — dort zeichnete ich Dir das kleine
Tausendschön das ich Dir hier mit mei-
em Schwesterkusse reiche.

Schneeglöckchen

eißt meine zweyte Blume. Es ist aber ein
rmes, bleiches, unscheinliches Ding; für
Dich gepflückt am Tage der großen Sonnen-
nsterniß, den 19. November. Während der
Rondschatten sich wie ein Augenlied über das
Sonnenauge deckte, zogen wir hinauf gen
ingen und Mainz, und es war außer der
Sonnenfinsterniß noch eine Nebelfinsterniß,
aß wir jene kaum bemerken, geschweige denn
eobachten, konnten. Oft schneite es ganz
ise, still und traurig in den Rhein herab,

und nur zuweilen ſahen wir die farbloſen Umriſſe der ihn umgebenden herrlichen Landſchaften. Aloys Schreibers Handbuch für Reiſende am Rhein war uns ein lieber zeit- und unmuthkürzender Reiſegefährte, und beſchrieb uns manches, was wir nicht ſehen durften.

Die kleine mit Thürmen umgebne Burg, ſonſt der Pfalzgrafenſtein genannt, erhob ſich nahe genug uns zur Seite aus des Fluſſes Mitte, ſo daß wir den abentheuerlichen Bau, den die Wellen zu tragen ſchienen, gut ins Auge faſſen konnten. An dieſem Tag und zu dieſer Jahreszeit war es mir, als blickte ich auf den Schauplatz hin, wo Oſſians Sagen ihre Heimath haben. — Dem Aeußern nach zu urtheilen iſt dieſe ſonderbare Pfalz mehr zu einem Kerker als zu einer Wochenſtube geeignet; — denn eine alte Erzählung läßt hier die Gemahlinnen der Pfalzgrafen niederkommen.

Auch Hatto's fabelhafter Thurm entſchlei-

e sich uns. — Auf der Brücke bey Bingen,
die Nahe den Rhein sucht, konnte ich
h einige wehmüthige Seufzer über alles
s wir verloren, nicht unterdrücken.

Die Nacht brach herein, als wir in al-
Mainz einrückten, das so harten Stöß-
leidenschwerer Zeiten immer noch kräftig
ug widerstanden. Sein innrer Wohl-
d soll jedoch in seinen Grundvesten er-
ttert seyn. Kein Wunder, da es so lange
von Soldaten zerwühlt worden, gleich
em Termittenhügel von seinen Bewoh-
n!

Der Morgen des 20sten Nov. war nicht
rer als der vorige. Das Bild des Doms
as einzige, was ich von Mainz mitneh-
konnte.

Diese alte Kirche hält die Empfindun-
, mit denen man gewöhnlich alterthüm-
Tempel besucht, nicht auf ihrer Höhe.
ne Bauart ist plump, und die Spuren
er schändlicher Entweihung sind nicht alle

verwiſcht. Einige Marmor-Denkmale mögen wohl fleißig gearbeitet ſeyn, aber keines ſpricht das Gemüth an. Manche ſind durch das fremde Kriegsgeſindel, das hier hauſte, zu jener wilden Zeit, wo Schlachtochſen am Fuße des Hochaltars bluteten, verſtümmelt. — Eines fiel mir nur darum auf, weil es ein auch Dir bekanntes ſchönes Bildhauerwerk, das Grabmal der Frau Langhans zu Hindelbank, ohnweit Bern, auf eine ſeltſame Weiſe traveſtirt.

Auf jenem berühmten Stein (leider nur Sandſtein!) zerbricht die auferſtehende Mutter die Decke des Grabes, wohinein ihr neugebornes Kind ſie einſt gedrückt, und hebt es mit unverminderter Liebe ſorgſam zum Leben hinauf.

Hier, im Mainzer Dom, ruht halbaufgerichtet eine männliche Figur (leider nicht von Sandſtein, ſondern von Marmor!) im Sarge mit zufallendem Deckel. Zwiſchen durch ſchaut ſie mit einer großen langlockigten Pe-

rücke und ſucht und deutet auf eine Landcharte, die weit aus dem Sarge herabhängt. Dieſe Figur ſtellt nämlich einen berühmten Feldherrn vor, der hier noch, — ſterbend oder auferſtehend? — nach Eroberungen herumſchnüffelt!

Aber ein andres ehrenwerthes Denkmal ſteht hier im Umriſſe auf meiner Tafel, das ich Dir nun auch abzeichnen muß. Man zeigt es in dem Kreuzgange des Doms, der ſonſt einen Gottesacker, jetzt ein Gärtchen umſchließt. Ueber viele Leichenſteine ſchreitet man hin, ehe man vor dem Denkmal des alten Sangmeiſters ſteht, der von der Wand her in aufrechter Stellung mit grundehrlichem Geſicht, mit einer Krone auf dem Haupte aus röthlichem Sandſteine herausſchaut. Das iſt der Mann, der mit ſeinem Ehrennamen Frauenlob genannt war, womit er ſeinen Geſchlechtsnamen überlebt hat. Nachdem er den Ruhm unſres Geſchlechts in vielen zierlichen Verſen gefeiert, ſtarb er

den 13ten Nov. 1317. — Frauenlob gewinnt Frauendank. Unter ſeinem erneuerten Bruſtbilde iſts zu ſchauen, wie ihn ſeine Mitbürgerinnen ehrenvoll zu Grabe beſtatten. Der uns begleitende ehrliche Mainzer ſchloß, als er mir von ihm erzählte, ſeinen Bericht mit folgenden Worten:

„Weihwaſſer is dazemahl noch nit Mode geweſe; ſe habe ſ'em halter e Flaſche Waih ins Grab nei gegoſſe.“

War das nicht brav gemeint?

Nun wüßt' ich aber auch meinem armen Schneeglöcklein kein einzig Blättchen mehr anzuſetzen. — Es folget demnach

die Kaiſerkrone.

Freilich mehr eine Zierpflanze, als eine Straußblume; mehr fürs Auge als fürs Herz; aber ich hätte Dir doch in allen Putzblumenhandlungen Frankfurts keine ſchönere auszuwählen gewußt.

„Haſt Du ſie Dir jemals recht mit Ver-

ſtand betrachtet? — Die ſchlanke grüngeſchmückte Säule theilt ſich in einen blätterreichen Wipfel; unter ſeinem Schirme lodert das Leben und die Liebe der Pflanze, kleinen gelben Flammen gleich, in einem Kranze von nickenden Blumen hervor, und im Innern glänzen rund um die zarten Kelche her an jedem Blatte, ſelbſt in der größten Sommerhitze, kryſtallhelle Tropfen. Das ſind die Perlen dieſer goldnen Krone. Ich habe manchmal, wenn ich im Garten des Schloſſes zu M. meinen ſeligen Freund erwartend wandelte, mit einem ſtillen andächtigen Staunen die geheimnißvolle Pracht dieſer Pflanze angeſchaut; und mit demſelben ſtillen andächtigen, nur noch unendlich erhöhten, Staunen ſtand ich in Frankfurt am 21. November Nachmittags vier Uhr auf der Zinne des Domthurmes vor einer rieſenmäßigen Wunderblume, die gleich einer umgeſunkenen Kaiſerkrone oder Feuerlilie in der Tiefe nach Weſten hingeſtreckt lag.

Der Vormittag war dem Besuch einiger Bekannten und Unbekannten, verschiedener Kaufladen, und der Ansicht des (recht schön eingerichteten) Hauses der Casinogesellschaft gewidmet; der Mittag einem wohlschmeckenden Mahle im römischen Kaiser; der Nachmittag einem Lauf durch einen Theil der Stadt: — blos um sie noch ein wenig zu begaffen; und so nahte der Abend, als ich am Dom anlangte und noch einmal mit schönern Hoffnungen, als am 4ten November, die vielstufige Treppe seines Thurmes zu ersteigen anfing. Niemand war mit mir; denn mein Begleiter, dem vor der Höhe schwindelte, wie er behauptete, (wahrscheinlicher wohl: „vor dem Steigen graute;“) blieb am untern Thurmpförtchen wartend zurück. Fast, als ich 200 Stufen unter mir hatte, gesellte sich das Hündchen des Thurmbewohners, bellend und wedelnd zugleich, zu mir und sprang dann immer lautklaffend vorauf.

Wo in den dunklen schmalen Windungen

der Treppe hier und da ein Mauerfenster den Blick ins Freye erlaubte; da schaute ich zwar nur flüchtig hin (um mir den Genuß nicht durch Vorgenuß zu vermindern;) aber so viel haschte ich mir doch weg, daß ich für dießmal reichbelohnt wieder zurückkommen würde. — Jetzt stand ich tiefathmend am Ziel! Das Hündchen lief schweigend fort und suchte seinen alten Herrn. Ich war ganz allein. — Da wollten sich die zitternden Kniee beugen vor dem Herrn der Natur, und die Hände gefaltet sich zu ihm erheben. »Denn er war »schön und sehr herrlich geschmückt; Licht »war das Kleid das er anhatte;« (und wie es dort im heiligen Buche weiter heißt.)

Du erinnerst Dich gewiß auch noch mit Entzücken eines abendlichen Ganges auf die Hohlensteiner Felsen, in jenem schönsten Herbste, wo wir im Bade Liebenstein Ein Zimmer, Eine Schüssel, manchmal sogar Ein Kleid und, fast möcht ich sagen, Ein Herz schwesterlich theilten. An jenem Abend, den

ich meine, war der bewußte Freund, der uns nun schon so lange verlassen hat, ungewöhnlich wehmüthig-weich, und erst als er sah, daß wir es auch geworden, fing er begeistert an, zu reden von der schönen göttlichen Wunderwelt, und eine Röthe, die nicht blos der Wiederschein des weithinflammenden Abendhimmels war, stieg auf seine bleichen Wangen. — Da wars, als verkündete er uns ein Geheimniß in dem Gedanken: »der Genuß erhabner Naturscenen werde unaussprechlich erhöht, wenn man sich »vorstelle (wie's denn auch wirklich sey), der »Schöpfer bilde in dem Augenblick alles »selbst.« — So betrachtete ich jetzt auch das vor mir ausgebreitete Bild, als sey es so eben erst aus der Hand des großen Künstlers hervorgegangen; ja, als arbeite er noch daran; und jetzt, — als durch zertheilte, tiefhintereinander wogende Wolkenwände der rothglühende Sonnenball, wie ein Auge Gottes, noch einmal seine liebe Erde überblickte;

als der goldne Kreis aufblitzender Stralen wie eine Königskrone auf einem hohen, von den irdiſchen Bergen ſich in den Himmel hinaufbauenden, Wolkenthrone lag: — jetzt erſt ſchien mir dieſes große Landſchaftsſtück vollendet, und alles Schöne war auch zugleich heilig!

Die Lichtwellen floſſen über meilenweite Flächen gegen den hohen Feldberg und Altking her, die halbſichtbar in jenem röthlichen Abendduſte ſchwammen, der ein verklärender Heiligenſchein der Berge iſt.

Doch der prachtvollſte Glanz lag im Thale hinab auf dem Main, der nur Eine ſtundenlange Feuerſäule zu ſeyn ſchien. In der Nähe der Stadt breitete ſie ſich in eine mit goldnen Zweigen flimmernde Palme aus und in der Ferne verlor ſich der Glutſtrom in einzelne hüpfende Lichtpunkte.

Als ich lange geſchaut und bewundert hatte, kehrte ich mich nach Oſten, — nach jener Gegend hin, wo meine beſten Freunde

und meine ſchönſten Freuden wohnen! Aber der Blick war geblendet vom flammenden Weſten und mußte ſich ſchließen. Doch um ſo lebendiger ſtiegen die ſüßen Bilder der Heimath, (nicht der irdiſchen allein!) in meiner Seele auf.

Die Vorſtellung eines künftigen Paradieſes wäre vielleicht dem menſchlichen Gemüthe fremd, wenn es nicht ein vergangnes erlebt hätte: „das kindliche.“ Jenes heilige Land, wo wir unſchuldig und ſelig gewandelt, iſt uns immer das ſchönſte. Dahin ſehnen wir uns, wenn wir es lange nicht geſehn haben. Wir kommen, — wir finden wohl die alte Natur, ewig jung, wie wir ſie zuerſt erkannten: doch uns ſelbſt finden wir nicht mehr. Und ſo oft Monate und Jahre zwiſchen ſolchem Wiederſehn liegen, kommen wir ärmer geworden zurück! — Giebt es eine ſüſſere Wehmuth? —

Als ich die Augen wieder öffnete, fand ich die Sonne nicht mehr. Nahe am Hori-

zont hüllten ſie neue dichtere Nebel ein, die nun einmal dieſem Jahre ſo eigenthümlich ſind, wie den Oſſianiſchen Liedern.

Nun erſt wurde ich einen mir zur Seite ſtehenden Knaben der hier wohnenden Thürmerfamilie gewahr, welcher eine kleine Gabe zu erwarten ſchien. Gewiß nicht vergebens! Zum Danke beſchrieb er mir den Weg, der mich faſt in gerader Linie zur Zeil führte.

In der ſchon ganz dunklen Kirche hätte ich nichts mehr unterſcheiden können, auch war die Thüre ſchon geſchloſſen und mein Gottesdienſt verüber. Ich fand mit dem mich erwartenden Begleiter ohne zu irren den bezeichneten Rückweg.

Faſt ſchäme ich mich, Dir zu ſagen, daß ich jenen Abend noch das Schauſpiel beſuchte. Es giebt Gemüthsſtimmungen, bey denen ich eine innre Warnung vernehme, ſie nicht allzuſchnell zu verwiſchen, und die, wenn ich darauf nicht achte, ſich durch ein Gefühl rächen, das faſt wie böſes Gewiſſen mich be-

ſchleicht, und wenigſtens für eine Zeitlang mir die Zerſtreuung verleidet, der ich mich zu bald hingab. — So konnte ich auch jetzt mich Anfangs gar nicht recht in die Vorſtellung von Iffland's Jägern finden. Sie mochte indeß, ſo viel ich urtheilen kann, gut genug ausfallen.

Wer ſelten Schauſpiele ſieht, und die beſſern lieſt, hat ein befangenes Urtheil. Die vornehme Kennermiene anzunehmen, mit welcher gewöhnliche Theaterkritiken aus unſren Tageblättern herausſchaun, iſt, dünkt mich, ſo ſchwer nicht. Ueber Geſchriebnes ſchreiben, über Gedachtes denken und über Geſprochenes ſprechen; das ſind Künſte, die unſer Zeitalter bis zur Vollkommenheit ausgebildet hat. Auch mögen gewöhnlich Schauſpieler und Kritiker ſo ziemlich auf einer Linie des Geſchmacks ſtehen. Große Künſtler ſind vielleicht nicht viel ſeltner, als große Kunſtrichter.

Soll ich nach meiner geringen Erfahrung

ſprechen, ſo geſtehe ich Dir, daß ich die Werke unſrer größten Meiſter gerade am wenigſten gern auf dem Theater ſehen würde. Das Ideal meiner Maria und Iphigenie, meines Poſa und Carlos, meines Egmont und Nathan ꝛc. iſt mir durch wiederholtes Leſen jener Meiſterſtücke in allen feinſten Abſtufungen klar geworden, und die Darſtellung derſelben von einer Geſellſchaft, die nicht aus lauter Meiſtern beſteht, (wo iſt ſie aber? --) verwiſcht mein ſchönes Bild, und reißt den magiſchen Schleier, den mir die Phantaſie über das Ganze gewebt hat, oft mit groben Mißgriffen entzwey.

Einzelne Künſtler heben ſich vielleicht vortheilhaft aus der Menge heraus; aber iſt denn ein Bild ſchön, auf dem nur die Hauptfiguren gut gemalt, und alle Beywerke geſudelt ſind?

Dahingegen giebt es ein gewiſſes Mittelgut für die Bühne, was ich weit lieber ſehen, als leſen möchte; vermuthlich weil da

das Mißverhältniß zwischen Dichtung und Darstellung nicht zu grell hervorblickt, ja sogar der gute Schauspieler oft noch den Dichter heben kann.

Auch eine Oper hörte ich am vorhergehenden Abend: „Pär's Camilla;“ als eins der besten Werke dieses Meisters Dir längst bekannt. Das Orchester ist stark und sehr gut besetzt. Es half dem wackern Componisten meisterlich, seinen, oft etwas langweiligen Text besiegen, so daß die unverbitterte Lust an den herrlichen Tonstücken den Mißmuth über hie und da mißlungene Dichtung niemals aufkommen ließ.

Am Morgen des 23sten Novembers, der ziemlich hell und schneidend kalt war, zogen wir auf der Straße nach Marburg weiter, wo ich noch einige Reiseblümchen pflückte, die ich Dir aber erst Morgen in meinem letzten Briefe schicke.

Zwölfter Brief.

Caſſel, den 27. Nov. Morgens.

Sind wir einmal alt geworden, — Du und ich und alle unſre Schweſtern hienieden, — dann iſt wenig Redens mehr von uns! Kein Dichter mag den grauen Stamm beſingen, der, längſt abgeblüht, nur noch mit wenigen gelben Blättern raſchelt. So geht es der guten Mutter Erde auch, die alljährlich Einmal alt wird, und dann in ihrem weißen Matronen-Jäckchen, mit ihrem kahlen Scheitel und dem kalten Blick auch den feurigſten Idyllenſänger ihrer Blühtenzeit verſtummen macht. Nur zuweilen, wenn ſie, wie alte Damen bey feſtlichen Gelegenheiten zu thun pflegen, ſich mit flimmernden Juwelen bedeckt, ſagt man ihr noch einige Artigkeiten, die jedoch freſtig genug ausfallen.

So würde Dich's denn auch nicht befremden, mein Schweſterchen, wenn ich Dich hier

von Frankfurt nach Marburg, ohne mich rechts oder links auf der weißen reizlosen Fläche umzusehn, in zwey Zeilen fortschaffte.

Es geht indeß wahrhaftig doch so schnell nicht! Denn einige Meilen von letztgenannter Stadt zersplittert ein Wagenrad, das Dich wenigstens so viele Duodez-Briefseiten aufhalten kann als uns Reisende, Stunden.

Und das ist nun eben das Katzenpfötchen, womit das Schicksal oft plötzlich, wenn es eben recht sanft zu streicheln scheint, sich uns fühlbarer macht. Schon gut, wenn es nur keine Tigerkralle ist, bey deren Anblick unser Blut erstarren oder rinnen muß!

Großen, weite Länder und Meere umfassenden Reisen sind unendliche Gefahren und Unglücksfälle keineswegs zu erlassen; und will ihr Beschreiber sich einen guten Willen beym Leser machen, so muß er am Ende, wie sein Schiff, nur noch als ein elender Wrack von Mensch im Hafen landen. Der Leser hat dagegen aber auch ein Einsehens, und ver-

langt von einem Ausfluge nach Cöln, der uns nach drey Wochen wieder heim führt, keine Seestürme und Schiffbrüche mit Durst- und Hungersnoth; kein verwegenes Hangen und Bangen zwischen bodenlosen Abgründen, oder sonst Mord und Todtschlag; sondern er begnügt sich mit einem zerbrochnen Wagenrade, das die armen Reisenden in dunkler Nacht mitten auf der Landstraße und bey dreyzehn Reaumur'schen Kälte-Graden einige Stunden sich herumzuplacken nöthigt. Er ist schon zufrieden, wenn man ihn zusehen läßt, wie die Bedienten erst mürrisch, dann murrend von den hohen Sitzen herabklettern, und mit frierenden Füßen trampelnd herumstehn, Rath zu halten über das Rad; — wie die Postillons fluchend abspannen und davon reiten, Aushülfe im nächsten Dorfe zu suchen; — wie die Reisegesellschaft mit verbitterten Mienen und schwer zu verbergender Unbehaglichkeit sich mühselig auspackt, eines Theils in eine elende, dem schneidenden Ostwinde

völlig offne Poſtkaleſche kriecht, andern Theils ſich, zum größten Nachtheil der perſönlichen Freyheit, zuſammenſchichtet; — und wie nun endlich nach vielfachen Reden, Rufen, Reiten, Hämmern, der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzt, und der noch geſunde Reiſekaſten ſchwerfällig und doppelt befrachtet, — der leere, kranke aber hellkreiſchend durch den ſtarren glimmernden Schnee langſam hingeſchleift, ſpät erſt im Gaſthofe vor der Stadt Marburg anlangt. — „Es iſt doch Etwas!“ ſpricht er. (Ich meine den Leſer, liebe Leſerin.)

Eigentlich war Deine müde, ſchläfrige und hungernde Freundin bey ihrer Ankunft in der Herberge nur noch mit drey Gedanken verſehen, die eben ſo viele dringende Wünſche waren, und ſich nun in herrliche Genüſſe verwandelten.

Im Gaſthofe war es recht kommlich; bald kehrte die beſte Laune zurück und bot dem Schlaf noch eine Weile Trotz. Doch als er

endlich sein süßes Recht behauptete, kam er mit seinem dunkelsten Mantel und brachte keine Träume mit. — Der Schlaf ist der erquickendste, der dem Tode am ähnlichsten ist.

Auch ich erwachte am folgenden Morgen um so früher; kräftig erquickt durch die Kälte des vorigen Tages, wie durch die tiefe Ruhe der Nacht.

Bald nach fünf Uhr war ich schon schreibfertig und schreiblustig; doch nicht aufgelegt, Dir alles das nachzuholen, was Du nun im vorigen Briefe und in diesem gefunden hast.

Jetzt, schien es mir, sey die gute Stunde gekommen, Dir etwas längst Versprochenes zu geben. Bis zum Mittage war ich ungestört; kein städtisches Getöse um mich her; — eine so sanfte, trauliche Wärme im reinlichen Zimmer, an dessen Fenstern dichtverzweigtes Laubwerk von Eiskrystallen sich hochstig hinaufrankte! — O, wie wurde es mir so wohl! Wie so schöne Sommerbilder blühten mir auf! Erinnerungen, die wie ge-

flügelte blauaugige Engelsköpfe mit zarten Roſenwangen ausſahn, grüßten mich aus der lieben Ferne her, und winkten mir, ſie zu malen.

Ich that es wohl, aber mit zaghaftem Pinſel; unter den blaſſen Farben meines kleinen Vorrathes oft vergebens die rechte ſuchend.

So entſtand die Schilderung jenes Abends, von deſſen Mittag Dir einer der früheren Briefe erzählt; — jenes Abends, der das Verlobungsfeſt unſrer Johanna beſchloß, wo Deine Roſalie wohl allzuglücklich geweſen wäre, wenn nicht die Krankheit des Vaters ihr Deine Begleitung geraubt hätte.

Das, meine Serena, iſt das verſprochene Spätröschen, das mitten im ſtarren Winter, an meinem Herzen erwärmt, ſich entfaltete, um nun an dem Deinigen fortzublühn!

Im Nachgenusse süßer und wehmüthiger Gefühle, die im Landhause zu S. — * erwacht waren,*) und nun sich mit Erinnerungen erlebter Vorgänge meiner Vergangenheit mischten, schritt ich langsam, nur von meinem Mädchen begleitet, den Hügel hinan. Die leere Postkalesche zogen die müden Gäule schleichend nach.

»Dort, über dem Fichtenwäldchen hin, blicken die Thürme der Burg hervor!« rief meine Begleiterin, als wir die Höhe erreicht hatten; und indem ich erfreut aufblickte, entdeckte ich wirklich nicht blos das liebe, nicht mehr allzuferne Ziel meiner heißen Fahrt, sondern auch zugleich ganz in der Nähe zwey rasche zierliche Falben, die einen nicht minder zierlichen halboffenen Wagen galoppirend an uns heranrollten. »Halt!« rief eine bekannte Stimme, und der Pastor von Heimfeld, oder, wie Du ihn lieber nennen hörst,

*) S. die Erzählung am Schlusse des vierten Briefes. Anm. des Herausg.

unſer Freund M. *, rief mir, aus dem Schlage ſpringend, ſeinen Gruß und ſeine Sendung zu.

Die treue Sorgfalt Deiner holden Johanna und ihres gütigen Vaters hatte mir die letzte Meile meines Wegs ſo freundlich zu erleichtern und zu verſüßen geſucht. Wie vollkommen beyde ihren Zweck erreichten, geſtand ich meinem neuen Führer und Gefährten ſchon in der erſten Stunde unſrer gemeinſchaftlichen Fahrt.

Was hatten wir auch nicht alles zu ſprechen, Serena! — Erſt von Dir und von den Bekannten der Heimath; dann von jenen, mir noch perſönlich unbekannten, aber ſchon ſo lieben Menſchen, in deren feſtlichen Cirkel ich heute als Gaſt treten durfte! Und hiezu kam noch der Reiz einer mir fremden, ſo oft hochgeprießenen Gegend! .. — O, ich war gewiß viel, viel glücklicher als meine ferne Freundin dort im ſtillen, dem Lichte verhangenen Krankenzimmer des kaum gene-

seinen Vaters! — Und dieser Gedanke war der selten mangelnde Florschleier, der selbst unsre schönsten Erdenfreuden wie ein schwarzes Wölkchen überwallt.

Von Johannas Vater, (— ich will ihn aber hier künftig immer nur den Vater nennen, als wäre er der meinige zugleich mit;) vom Vater also sprach unser Freund, der ihm so nahe wohnt, und sich dieser Nähe so oft erfreut, mit großer Wärme, und malte recht mit Liebe an seinem Bilde; unbekümmert, ob mir nicht einzelne Züge schon durch Dich bekannt geworden seyn möchten. Ich gebe Dir Manches wieder:

»In einer anmuthigen, durch vieljährigen Fleiß verschönerten Wohnung wird ihm, — sprach unser Freund, — eine Ruhe zu theil, die er durch die Mühseligkeiten eines gefahrvollen Lebens verdient hat. Hier wechseln dankbare Erinnerungen der Vergangenheit mit angenehmen Hoffnungen der Zukunft ab, und der frohe Genuß der Gegenwart

geht dabey niemals verloren. Seine Zeit war, seit ihm die geliebte Gattin starb, der Bildung seiner Tochter und der Ausführung mannigfaltiger landwirthschaftlicher Plane zugetheilt, deren vorzüglichster Zweck immer das Wohlbefinden und die Veredlung aller der Landleute ist, die sie ihm ausführen helfen, und die ihn daher längst nicht mehr ihren Herrn, sondern Vater heißen. Freund aber nennen ihn aus voller Seele alle an Geist und Herz gebildeten Bewohner der umliegenden Gegend. — Der Geist strenger Ordnung, den ich für die schönste Beute eines braven Soldaten halte, ist ihm vom Dienste der Waffen her treu geblieben, und leitet ihn durch zugemessene Stunden vom Geschäft zur Erholung; giebt ihm zu jenem den Tag, zu dieser den Abend. In seinem Calender stehen eigentlich nur wenige Festtage, aber deste mehr Festabende, und es bedarf nur eines heitren Himmels und einer lebendigen Natur, um seine Freunde zu sel-

chen Abendfesten zu versammeln. Sie sind einfach und munter, wie seine Gespräche, und werden es vorzüglich durch diese. Die Bitte, ihm eine frohe Stunde zu schenken, wird immer erfüllt, wenn seine Gäste selbst Freude fühlen und äußern."

„Sein treues festes Gemüth gehört einem längstverschwundenen kräftig-deutschen Alterthume, seine Geistesbildung aber gehört unsrem feinsinnigen Zeitalter an." *)

Weniger Worte konnte ich meinem Gefährten über Johanna abgewinnen. Aber ein heitres Lächeln, das doch auch wieder wie

---

*) Die Leser der „Biographie des Dichters Ernst Wagner," (in dessen, bei Gerh. Fleischer erschienenen, gesammelten Schriften, 11ter und 12ter Band,) lernen dort einen Mann kennen, dessen edler Persönlichkeit das oben aufgestellte Bild, den Grundzügen nach, vollkommen entspricht; mögen auch nicht alle Beiwerke des Gemäldes in der Wirklichkeit nachzuweisen seyn. — Johanna's Seelenschwester dürfte sich ebenfalls unter E. Wagners Geliebten finden. —

Anm. des Herausg.

Rührung aussah, verbreitete sich über sein Gesicht, wenn ich sie nannte.

»Mit einer Blume müßte man sie vergleichen, — sprach er Einmal, — aber man unterläßt's doch, weil man nicht mit sich einig werden kann, welches Blumenbild ihr am ähnlichsten ist: ob die schlanke reine Lilie, deren zartes weißes Glanzgebilde auch bey der leisesten Berührung erzittert, und welche anzuhauchen kein Odem sanft genug scheint; oder ob die in glühendem Leben aufquellende Rose, die in der schönsten Farbenfülle liebreizender Jugend prangt, und sich doch demüthig unter ein grünes Dornenzweiglein verbirgt.«

Die heißen Sonnenstrahlen des ätherreinen Tages, (einer der seltenen dieses Jahres!) kühlten sich schon im linden Hauch aus Westen, als wir am Fuße des Burgberges anlangten.

Durch verständig geordnete Gruppen von Busch- und Baumpflanzungen blickte stellen-

weiſe der ehrwürdige alterthümliche Bau herab, und wir glaubten ſchon an den Fenſtern bewegliche Geſtalten zu erkennen, die das muntre feſtliche Leben verkündeten, das jetzt dort oben waltete. Höher hinanrückend erblickten wir deutlich genug ein Gewimmel bunter Frauenkleider auf dem Balkon, und ein weißes Tuch ſchien zuweilen herauszuflattern. Meine Phantaſie gab es Johannen in die Hand, und meine Sehnſucht nach ihr ließ es mir zum Gruße flaggen.

Wer aber, Serena, wer könnte die wunderliche Miſchung der Empfindungen beſchreiben, mit welcher man nun den Augenblick immer näher und endlich ganz nahe kommen ſieht, wo wir den Menſchen unter die Augen treten ſollen, von welchen wir ſchon ſo viel gehört und geſprochen, die wir längſt geachtet und geliebt und nur noch nicht geſehn haben!

Ein unruhiges Sehnen, — eine unbeſchreibliche Neugierde, wie wohl die perſön-

lichen Gestalten der Wirklichkeit in jene Formen passen mögen, die sich die Einbildungskraft längst bis auf die kleinsten Züge so lebendig ausgebildet hat; — ein bängliches Wünschen, nun gleich den rechten Ton zu treffen mit Menschen, die uns dem Aeußern nach völlig fremd, und dem Innern nach so vertraut sind; — auch eine gewisse blöde Verlegenheit, (warum sollten wir Mädchen sie uns nicht gestehn?) sich in einem nicht unvortheilhaften Lichte zu zeigen, um die Achtung und Liebe, die man aus vollem Herzen darreicht, wenigstens zum Theil auch wieder zu empfangen: — alles das treibt sich wechselnd im klopfenden Herzchen herum und jagt das heiße Blut in die Wangen, wohl gar ein Thränchen ins Auge! — So seltsam geartet ist der Mensch, — ich meine das Weib!

Nun aber auch keine dieser, mir selbst zudringlichen Bemerkungen mehr, die Dir fast wie Hemmschuhe vorkommen müssen,

welche man einem bergaufwärts gezognen Wagen anlegt.

Jetzt, jetzt sind wir oben! — Es rollt dumpf zur dunkeln, hochgewölbten Thorfahrt hinein; der Schlag springt auf! — Ein blühender, zierlich, doch männlich gekleideter Jüngling mit einer hellrothgestreiften Nelke an der Brust bietet mir mit einigen freundlichen Worten, die ich vergessen habe, den Arm; (Du erkennst in ihm sogleich den Bräutigam;) an der Treppe reicht ein hehrer kräftig gebauter Mann im einfachen grünen Kleide mir die starke aber sanftdrückende Hand; eine schlanke weibliche Gestalt, auch mit der rothgestreiften Nelke geschmückt, (das ist Sie! — rief mein Herz,) gekleidet in jenes dunkelnde Seidenlila, das, wenn es gut steht, zugleich die beste Probe einer zarten Hautfarbe ist, — diese Gestalt mit blonden reichlockigtem Haar, mit himmelklaren Augen und zartrothen Wangen, und mit feingeformter rührendlächelnder Lippe nennt

mich mit dem Schweſterkuſſe ihre Freundin, und ihr zweytes Wort iſt eine Frage nach Dir. Kurz, Du ſiehſt; ich bin ſchon daheim! Der erſte peinliche Augenblick hat ſich unvermerkt im Entzücken verloren. Die Lippen ſind aufgethan, und das Herz auch!

Der Paſter hilft mir wacker ein, und reißt mich, wie ein guter Dichter ſeinen Leſer, mitten in die Begebenheiten des Tages hinein. Ehe ich recht weiß wie, ſind neue Bekanntſchaften geknüpft, einige ältere aufgefriſcht, die läſtigen Antrittsfloskeln und Alltagsformeln überſtanden oder überhüpft, und ich ſchnalze im weiten gaſtlichen und gaſtreichen, noch mit der Mittagstafel geſchmückten Saale fröhlich herum, wie, — (denn manches alte, oft gebrauchte Gleichniß iſt eben deshalb ein gutes,) wie ein Fiſchlein im Waſſer!

Begreiflicher Weiſe verlierſt Du nun im gaſtlichen Getümmel Deine Freundin auf ein Stündchen ziemlich oft aus dem Geſichte;

dann aber ſiehſt Du ſie mit einem Theil der Gäſte aus dem Laubengange treten, der in den einfach und geſchmackvoll angelegten, ſich am Hügel hinabziehenden Garten führet. Dort weilt ſie auf dem freyen, nur von niedern Staudengewächſen umgebenen Raſenplatze, den eine, von lebendigem Grün überwachſene, halbrunde Bank in Geſtalt einer Ottomanne umſchließt.

Hier aber, vor dem heiligen leuchtenden Angeſicht der ewigen Mutter muß ſie wieder ernſter werden und umſtändlicher! Ja, ſie möchte Dir alles, was ſie von nun an geſehn und gehört, ſo treu wiedergeben, als hätteſt Du ſelbſt es mit erlebt; ſo treu und rein, wie ſie es empfing; und auch Kleines iſt darum ihr wichtig.

Das Auge wurde weit, wie das Herz vor der Ausſicht in das breite von Berg und Wald ſchön umgränzte Thal, welches, im Vorgrunde ein faſt regelmäßiges Oval bildend, weiterhin ſich in zwey engere Wieſen-

gründe theilte, die einen ſanftgewölbten langgedehnten Fruchthügel, wie mit zwey Armen, umfaßten.

Wir ſtanden verloren in dem entzückenden Verſuch: die Schönheiten der reichen Landſchaft, nicht ſowohl im Einzelnen zu betrachten, ſondern gleich als ein Ganzes zu umfaſſen und zu empfinden.

Des Vaters Bemerkung: »daß dieſer Verſuch ſo wie ſeine Wonne gewöhnlich ſprachlos ſey« unterbrach die allgemeine Stille der Schauenden.

»Ich habe mir auch immer gedacht, flüſterte Johanna faſt etwas blöde, (wie ſie mir oft dann ſchien, wenn ſie einen Gedanken, der in der Tiefe ihres ſchönen Gemüthes gewohnt hatte, mit Worten zu umkleiden wagte,)« ich habe mir auch immer gedacht, daß es einen Himmel des Entzückens geben könne, worin die Seligen gar keiner Sprache mehr bedürften.«

Nur unſer Freund ſchien ſie ganz ver-

ſtanden zu haben, und ſein dunkles Auge ſuchte das ſanftgeſenkte blaue. »Auf jener Höhe, die Sie ahnden, — ſagte er leiſe, wie mit ihrer Stimme, — ſteht wohl nur der Unerſchaffne. Das Glück geſchaffener Weſen wird ewig zu mangelhaft bleiben, um nicht immer von Neuem durch wechſelſeitige Mittheilung ergänzt werden zu müſſen.«

Der Vater lenkte von dieſen leiſen Zwiſchenreden ab, als hätten ſie, wie es denn wohl auch der Fall war, der Geſellſchaft nicht gegolten, und zu ſeiner erſten Bemerkung zurückkehrend fügte er derſelben noch bey: »auch bey der Anſchauung von Kunſtwerken pflege der wahre ſinnige Kenner Anfangs nur durch ſein Schweigen zu loben, und nur ein ſolcher möge wohl auch das ganze Schöne recht empfinden. Die größere Zahl von Bewunderern bliebe, gleichſam als ſey ihr Sinn zu enge, das vereinte Mannigfaltige auf Einmal aufzunehmen, gewöhnlich nur

an Einzelnheiten haften, und manche z. B. wären im Stande, gleich in den ersten Momenten der Anschauung einer Raphaelischen Gruppe auszurufen: »Ha! Welch ein Faltenwurf in diesem Mantel!«

Ein benachbarter Gutsbesitzer, der geschmackvoller Sammler von Kupferstichen und andern Kunstgegenständen ist, äußerte bescheiden, daß seines Freundes Meinung sich doch wohl einige Milderungen gefallen lassen dürfe. Auch ein guter Meister könne bey Ausarbeitung eines großen Werkes bey gleich vertheiltem Fleiße doch irgend einem Theil desselben seine besondre Liebe schenken; und es frage sich daher, ob es gerade Mangel an Urtheil und Geschmack verrathe, wenn der Blick des Beschauenden gerade diese Einzelnheit sogleich zu finden und sich daran zu ergözzen verstehe, sollte auch der Total-Eindruck ein Wenig darunter leiden.

»Ich trete auf Ihre Seite, sagte eine der anwesenden Frauen, und da ich, als eine

rührige Wirthschafterin, mich mehr auf die Natur, als auf die Kunst verstehe; so wende ich, was Sie so eben sagten: auf das vor uns liegende lebendige Landschaftsstück an.«

»Mit Recht, — redete der Vater dazwischen, — denn wer hindert uns, eine schöne Gegend als ein Kunstwerk zu betrachten, das viele Gesellen und Lehrlinge unter der Oberaufsicht eines großen Künstlers ausführen?«

»So oft ich vor solch einem göttlichen Panorama stehe, fuhr jene fort, suche ich mir sogleich ein Lieblingsfleckchen aus, von dem die Blicke gar nicht wieder loskönnen, oder zu dem sie doch immer wieder zurückkehren. Und ich wette, jeder von uns hat sich aus dieser schönen Aue irgend einen Gegenstand erlesen, dem er seine Liebe am meisten zuwendet!«

So fand sichs in der That, und es gab dem, nun allgemeiner werdenden, Gespräch ein schönes Leben, als bald der Eine, bald der Andre heraushob und schilderte, was ihm

doch vor Allem wohlgefalle; wobey die in ihrem Geschmack Verschiedenen sich wechselseitig zu gewinnen suchten, die hingegen, deren Wahl und Liebe auf Einem und demselben Gegenstand ruhte, sich traulich die Hände zulangten.

Der Vater unter andern bekannte gern seine Verliebe für die Mühleninsel, die, durch einen Triftweg vom Garten getrennt, am Fuße des Hügels lag. Ihr ämsiges Klappern, ihr muntres plätscherndes Rauschen sey, versicherte er, oft wie die kräftigste heiterste Ermahnung zum Fleiße zu ihm heraufgedrungen, wenn er manchmal verdrießlich über das Mißlingen ökonomischer Versuche, oder über andre Hindernisse, die sich allen Verbesserungen gewöhnlich entgegenzustemmen pflegten, die Gänge des Hügelgartens einsam durchschritten habe.

„Und seht nur, fuhr er hinabdeutend fort, wie sie auch jetzt nach ihrer Art uns „Vergißmeinnicht!“ zuruft und zuwinkt! —

Das reinlich-weiße Häuschen kehrt uns die ſtille Seite zu, und verbirgt die nimmermüden Räder in dichtlaubigen Büſchen, ſo wie etwa gute Menſchen mit ihrem Fleiß nicht prahlen. Junge Linden grünen an dem oftbetretenen Pfad, der von der Hausthüre über den ſammtgrünen Raſen hin zum Stangenſteg des Baches läuft, welcher mein Mühlchen rings umfließt, damit es überflüſſig beſitze, was es am nothwendigſten braucht. — Doch auch die hohen gelben Weidenbüſche und die dichtgepflanzten Pappeln die ſeine Inſel umkränzen, ſind ihm keine unnütze Zierde; ſie liefern ihm ihre Wellen und Stämme zu nöthigen Ausbeſſerungen ab; — und gleich am gegenſeitigen baumloſen Ufer ziehen die langen gelben Kornfelder hin, die ihm ihre Garben zuſchicken, ſo daß es an Allem genug hat, und gar nicht fertig werden kann, raſtlos geſchäftig bey Tag und Nacht.«

M.* geſtand ſeine Partheilichkeit für

ſeine Heimfelder Kirche. »Kirchen, — merkte er an, — geben überhaupt einer Landſchaft ein ſo feſttägliches frommes Anſehn, und ſind für das Auge, was ein Gebet für das Herz iſt. Mein Kirchlein aber ſteht nun vollends dort, über dem ſtillen Ufer des beginnenden See's erhoben, mit ſeinen glänzendreinen röthlichen Mauern, mit ſeinen ſchönvertheilten zierlichen Fenſtern unter dem ſchimmerndſchwarzen Schieferdach mit goldnem Kreuze, ſo freundlich da auf ſeinem Hügel, an deſſen Fuß die Heimfelder Hütten ſich unter breitäſtige Fruchtbäume verſtecken; daß man doch wirklich die Hände faltet, wenn man es von ferne erblickt, und ſich fragt: iſts denn nicht heute Sonntag?«

»Aber der Gottesacker, Herr Pfarrer?« — — rief ihm eine ſeiner Nachbarinnen zu, die in dieſer Umgebung der Heimfelder Kirche eine unwillkommne Mahnung finden mochte.

»Der Gottesacker? — erwiederte der

Pfarrherr, — der gehört eben recht zu meiner Kirche, wie das Aehrenfeld dort zur Mühle. In jenen Mauern, denke ich, beteten schon tausend traurige Herzen um Hülfe, um Troſt und Ruhe; und ſiehe, ſie gingen nur ein paar Schritte weit aus dem Tempel auf den grünen, geräumigen, mit einer weißen Mauer geſicherten Platz, und fanden alles was ſie ſuchten. — Kirche und Gottesacker gehören zuſammen, wie Wunſch und Erfüllung.«

Die Gegnerin ſchüttelte noch zweifelnd und unbekehrt das Haupt, als Johanna's Bräutigam, — dem die Sprache der Dichter vertraut iſt, und der, wie ſolche Jünglinge pflegen, auch das Schönſte noch zu verſchönern und Blumen mit Blumen zu beſtreuen ſucht, — mit feurigem Schwung den vom Abendlicht gerötheten Spiegel des Sees prieß, ſo wie den hier und da durch Erlen blinkenden Fluß; und behauptete »er kehre mit ſeinen vielfachen Krümmungen deshalb

so oft wieder um, weil es ihm so leid thue, das herrliche, sanftabhängige Thal zu verlassen, das ihm einen so ruhigen Lauf vergönne; ihn mit hohen nickenden Blumen umfasse und mit truppweise vertheilten Bäumen, die sich, über den silberblinkenden Spiegel hingebogen, an dem hüpfenden Schatten ihrer Blätter zu ergötzen schienen. Er selbst habe schon einigemal den Wipfel einer alten überhängenden Weide erklettert und so lange hinabgeschaut, bis ihn eine gewisse Sehnsucht, sich in die weichen blauen Fluthen hineinzustürzen, ergriffen; und dann habe er recht tief in der schwindelnden Seele das verführerische Wort der Göthischen Syrene empfunden:

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
das feuchtverklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angesicht
Dich her in ew'gen Thau?“

Zuletzt that auch Johanna, — nachdem sie ihrem Ludwig für seine poetische Vermes-

ſenheit mit dem Finger gedroht hatte, den er mit leiſem Kuſſe zu beſchwichtigen wußte, — noch ein gemüthvolles Wörtchen hinzu. Sie fand alles, alles ſchön und gut, was die andern gelobt hatten, und erwähnte dann, nur wie beyläufig, daß ſie in einer Landſchaft ſo gern das Menſchliche, das Bewegliche, Lebendige aufſuche und mit ihren Blicken begleite. Wenn ſie, wie jetzt, bey dem nahenden Feyerabend ſo viele Geſtalten kommend oder gehend, eilend oder ſchleichend, jauchzend oder ſtill, allmählig in ihren, im Grünen ruhenden Dörfern ſich verlieren ſehe; ſo werde ihr ganzes Herz zu ihnen hingezogen, und in Gedanken gehe ſie mit ihnen heim, und fühle es mit inniger Luſt, daß Gott doch eigentlich um ihrentwillen alles ſo ſchön geſchaffen habe.“

So ſprachen Alle nach der Verſchiedenheit ihrer Neigungen und Anſichten die Gefühle ihres Herzens aus, bis aus der Tiefe des Gartens die mildverſchmelzenden Töne

zweyer Waldhörner zu uns herauf, und weit durch die ſtille Gegend klangen. Der ſüße Ruf ſchien uns zu gelten, und wir folgten ihm. Dort in der Ebene grünte zwiſchen zwey hohen, Kühlung wehenden Waſſerſtrahlen eine geräumige Laube, aus welcher ein frohes buntes Gewimmel von feſtlichgekleideten Landleuten, (größtentheils Arbeiter des Guthes und Heimfelder Einwohner,) bekränzt und bekränzend uns jubelnd entgegen zog. Es waren Johanna's Gäſte.

Ihrer ununterbrochen-thätigen Jugend ſind die Arbeiten dieſer wackern Menſchen ſo wenig fremd geblieben, daß ſie vielmehr ſelbſt oft die Aufſicht und Leitung mit ihrem Vater getheilt hat. Wie viele unter ihnen mögen wohl, wenn das Bedürfniß ſie zu einer Bitte zwang, die das herzlichſte Zutrauen ohnehin ſo ſehr erleichtern mußte, Vorſchuß oder verdeppelten Lohn aus des edlen Mädchens Hand empfangen haben! — Allen ſchien ſie ſo lieb! Und alle bemühten ſich

jetzt, es in ihrer treuherzigen, für die Empfindung immer ein wenig unbehelfenen, Sprache auszudrücken. Mit lieben, freundlichen, sich gern herabstimmenden Worten reichte die schöne Braut ihre, bald rothgedrückte und kräftig geschüttelte Hand im Kreise herum.

Eine reichliche Gabe Wein, vom Vater gespendet, erlaubte manchen Ehrentrunk bald auf sein Wohl, bald auf das Glück des jungen Paares. Die Clarinette des blinden Martin, (eines Virtuosen aus Heimfeld, der durch Anlage und Uebung, mit Begleitung seines Sohnes und Führers, auf verschiedenen Blasinstrumenten selbst Kennern nicht mißfiel,) mischte sich bald zärtlich, bald jubelnd darein. Auch dem übrigen Instrumenten-Chor hörte man, obwohl sie alle das Dorf gebildet hatte, Geschmack und Uebung an.

Die Zuschauer des ländlichen Tanzes wurden bald Theilnehmer. Niemand mochte

es weigern, an diesem, von lauter fröhlichen Stimmen durchtönten, von lauter freundlichen wonnevollen Blicken angelächelten Abend!

Doch Ein Genuß stand noch bevor, der ihn mit einer seligen Rührung schloß.

Der Mond färbte sich allmählig. Einzelne lichtweiße Wölkchen zogen langsam nach Westen und zerflossen im leuchtenden Aether. Ein erquickender Luftstrom ergoß sich vom Walde her in das ruhende Thal. Da führte der Vater uns im langen Zuge hinab an den See zu einer von ihm im Geheim verbereiteten Wasserfahrt auf schöngeschmückten Schiffchen. — Die weit vor uns hingegoßne Wasserfläche spiegelte des Himmels dunkelblaues Aetherkleid grünlich auf weichen kraußen Wellen nach. Gott! welch ein Abend! — riefen Viele; dachten wenigstens Alle. Der Blick fliegt trunken in die reine blaue Höhe; er senkt sich in die tiefe helle Fluth; er ruht auf den Wiesengründen und auf den grünen

Hügeln der beyden Ufer, von Gärten, Baumpflanzungen und Dörfern bedeckt; er ſucht die fernſten ſchwarzdunkelnden Berge im Oſten, und die im Abendgold glühenden Gipfel im Weſten, und muß zuweilen, überfüllt, ſich unter das kleine Augenlied verbergen, daß ihm die weite Erde und einen unendlichen Himmel zudeckt! — —

Das Ohr durfte indeß das Auge nicht beneiden. Ein eignes Schiffchen trug den Muſikanten-Chor. Bald nahe, bald ferne, bald zur Seite erklangen die lieblichen Töne. Jetzt ein klagendes Adagio, deſſen ſanfte Klänge, ſo wie das Schiff, (vielleicht abſichtlich,) zurückblieb, ſich uns nachzuſehnen ſchienen; jetzt wieder plötzlich in unſrer Nähe, mit einem ſchallenden Schlag auf die große Trommel, ein jubelndes Allegro, daß es den in Freude und Wehlſeyn glühenden jungen Bauern, welche die Ruder führten, electriſch in die rüſtigen Arme fuhr, und das Fahrzeug über ihren verdoppelten Ruderſchlä-

gen tanzte! Jetzt aber als ſich die Fahrt um einen verſpringenden Felſen bog, ſtanden beyde Schiffe. Der Vater ordnet ihre Stellung und läßt eine erwartungsvolle Pauſe entſtehen. — Da ſteigen endlich, wie aus der Tiefe der Wellen, ſanfte gehaltene Töne eines Hornes herauf, und ein andres geſellt ſich zu ihm. Ihr kurzes Lied iſt ſüß, wie eine Frage liebender Sehnſucht. Ach, und welche Antwort wird ihr! — Echo, die ewige Freundin einſamer Klagen, wohnt dort auf einem grünen Vorſprung der grauen Felswand des Ufers. Süßer, herzrührender habe ich ſie niemals antworten gehört! Wir lauſchten alle mit gehaltenem Odem, und wollten des reizenden Wechſelliedes gar nicht müde werden, bis endlich der Vater, (auch in den reinſten Genüſſen immer mäßig,) winkte: „Es iſt genug!“ Das muſikaliſche Schiff blieb von nun an ſchweigend zurück. Auch unſer Freund von Heimfeld eilte auf einem kleinen Kahne allein zu ſeinem lieben

Dörfchen hinüber. Die große Gondel aber zog ſtill und langſam, wie ein, ſich im Abendhauche kühlender Schwan, am grünen Ufer heimwärts hin, wo noch weißblinkend in der Dämmerung einzeln oder truppweiſe die ländlichen Gäſte ſtanden und wandelten.

Am Ende des Sees, hart unter dem Heimfelder Kirchenhügel, da wo er ſich ſteil und felſig herab in das Waſſer ſenkt, vernahmen wir noch einen ſeltſamen, fortſtrömenden, ſanften, tiefen Ton, der allein von der Herrlichkeit des glanz- und klangvollen Abends übrig geblieben, und bebend das Verſchwundene zu beklagen, oder, als habe er ſich verſpätet, den übrigen nach in den Himmel hinauf zu ziehen ſchien. Bald aber ſammelten ſich die Klänge, und dann ſchwell's allmählig zu kräftig brauſenden Accorden auf.

Es war die Orgel der über uns emporragenden Kirche; — und den Organiſten erräthſt Du nun leicht! — Die hohen pfeilartigen Fenſter der Kirche hatte er geöffnet.

ſe daß es in vollen reichen Wellen heraus in den tiefſtillen Abend ſtrömte, der nun ſchon ein leuchtender Mondabend geworden war.

Leiſe, ſanftfließende Harmonien bauten ſich über ſtarken, majeſtätiſch fortſchreitenden Bäſſen auf. Der Organiſt ſchien unentſchloſſen, welches heilige Lied er zum Ziele wählen ſollte, und durchſuchte mit kunſtgeübten, dem Ohre wohlthuenden, Uebergängen die lieblichſten Tonarten. Jetzt ſchien er bey der Weiſe:

„Nun ruhen alle Wälder“

weilen zu wollen; dann aber, — als erlaube ihm eine heilige Begeiſtrung nicht, bey der umnachteten Erde zu harren, — ſchwang er ſich empor zu jenem feyerlich rührenden Anfang der Melodie:

„Jeruſalem, du hochgebaute Stadt,
wollt' Gott, ich wär' in dir!“

Und endlich ſchien der Gedanke an das edle Paar, das ſeinen Accorden lauſchte, und, mit allen überſchwenglichen Freuden der Zeit-

lichkeit noch an die Erde gebunden, ſich nun erſt ihren heiligſten Pflichten weihen wollte, — dieſer, ihm und uns allen ſo rührende, letzte Gedanke des hinabgeſunkenen Verlobungstages ſchien ihn wieder aus der himmliſchen Heimath in die irdiſche zu rufen, und ſeine Empfindungen ergoſſen ſich, — zugleich wie eine religiöſe Mahnung klingend, — in die Weiſe eines unſrer ſchönſten Kirchenlieder:

„Auf Gott, und nicht auf meinen Rath
„will ich mein Glücke bauen.“

O Serena! Hätteſt Du doch den Blick unſrer Johanna geſehen, mit dem ſie ihrem erwählten Freunde die Hand hinüberreichte! „Mit Gott?“ ſchien dieſer milde rührende Blick zu fragen. „Ja, mit Gott!“ antwortete ſeine einſchlagende Rechte, und ſein ganzes, in ſtarker, männlicher Rührung erbebendes Weſen.

Wir übrigen ſangen die Worte des Chorales leiſe nach. Auch unſer Freund, der

dort oben einsam in der dämmernden Kirche vor der Orgel saß, mußte sich wohl das Lied selbst versingen, denn die Melodie wiederholte sich sechsmal, nur mit veränderten, immer stärker zur Seele sprechenden Harmonieen. — Und als wir nun zum letzten Verse kamen:

„Was ist des Lebens Herrlichkeit!
„Wie bald ist sie verschwunden!“

als selbst Johanna's mannfester Vater sein gesenktes Auge hinter der Hand verbarg, während die fromme Tochter in Thränen zerfloß: — da war wohl niemand unter uns, der *nicht jene unendliche* himmlische Freude gefühlt hätte, die sich von einem unendlichen irdischen Schmerz kämpfend losringt, und dann rein und glänzend, wie ein Engel, zur ewigen Heimath hinaufsteigt!

Das Lied schloß ohne Nachklang. Die Kirchenfenster gingen klirrend zu. Alles war stumm.

Wir landeten geräuschlos; Einige schie-

den mit leisem Händedrücken; Andre wandelten noch durch die kühlen Schattengänge sinnend hin. Ich aber eilte den Hügel hinan zu jener Rasenbank, wo ich den schönsten Abend zu feyern begonnen hatte. „Und wo ist denn Dein stiller, treuer Freund? Wo ist die Liebe Deiner Jugend, Du armes Herz?“ So rief's in Einem fort Deiner einsamen Natalie zu. Und sie hatte keine Antwort; aber sie breitete in namenloser Wehmuth ihre Arme gegen den gestirnten Himmel hinauf.

Da raschelte es näher und näher durch die blühenden duftenden Büsche her, und eine Gestalt beg sich heraus, harrte einen Augenblick, schwebte dann schneller zu mir her, daß ich ahndend wie vor einer Geistererscheinung zusammenschreckte. „Ach, ich habe Sie gesucht!“ flüsterte eine Stimme, und — Johanna ruhte an meinem Herzen! „Ich aber habe Dich gefunden!“ rief ich mit aller Kraft, die mir die mannigfachen Entzückun-

gen und Rührungen des Tages noch übrig gelaſſen hatten. — Und ſo ſchloß ſich der Schweſterbund zwiſchen mir und ihr. Ewig wird ſie wohnen in dieſem Herzen neben Dir und neben dem Bilde des theuren Todten, den ich immer ſuche, und nimmer finde.

Ich fühle wohl, daß ich meine letzten Blätter an Dich hier ſchließen ſollte.

Was ich in Marburg für Dich ſchrieb, habe ich jetzt theils noch einmal überleſen, theils ergänzt, und nun wird es mir ſchwer, wieder in den alten Ton der Reiſenachrichten zurückzukommen.

Und bedenke ich's recht, ſo habe ich Dir von Caſſel nur ſehr wenig zu erzählen. Durch einen Zufall war ich genöthigt einen großen Theil des geſtrigen Tages im Gaſthofe zuzubringen, (er kam Dir zu gute!); manche Einladungen zu verſchiedenen Cirkeln, deren humaner geſelliger Ton uns eine freundliche Erinnerung zurückläßt, nahmen andre Stun-

den in Anſpruch. Zudem ſcheuchte die ſtrenge Winterluft von Spaziergängen zurück, die uns ohnehin nur einförmige Schneeflächen zeigten; ſo iſt es gekommen, daß ſogar die berühmte Wilhelmshöhe unbeſucht blieb. Von dem Merkwürdigen der Stadt ſelbſt wurde nur das Muſeum flüchtig durchblickt. Die Erfüllung aller andern Wünſche, welche die herrlichen Umgebungen Caſſels dem Reiſenden wecken, bleibet einer günſtigeren Zeit aufbewahrt.

In wenigen Stunden rücken wir auf der Straße nach Eiſenach der lieben Heimath näher. Ich bin am Ziel meiner Reiſe und meiner Briefe an Dich!

Wie aber mag es kommen, Serena, daß dieſes Wort mich wehmüthig macht? — Warum kann ich die gute heitre Laune, in die ich mich durch meine vorigen Briefe ſo oft hineingeſchrieben, nun in dieſem letzten Blättchen nicht wieder finden?

Iſt es die Ahndung irgend eines Unfalls,

der vielleicht nach ſo vielen lebenreichen, genußvollen Stunden andre herbeyführt, die nur einförmige Sorge und lähmenden Kummer bringen? — Oder iſt es jener, die innerſten Seelentiefen aufſuchende und durchdringende Schmerz, der uns, oft unſichtbar, aber immer gegenwärtig, durch die Vergänglichkeit unſers kleinen Lebens hin begleitet, und ſo oft hervortritt, als wir bey neuem Wechſel der Verhältniſſe ausrufen müſſen: „Das iſt nun auch vorbey:“? —

Nun, Du theure Freundin, und all ihr theuren Freunde! — ſo giebt es ja doch keinen Schmerz ohne einen Troſt! — Senkt eine Blüthe die entfärbten, welken Blätter trauernd nieder, ſo entwickelt im Stillen ſchon ſich ihre Frucht; und, — ſoll nicht die Ewigkeit der Freundſchaft treuer Herzen nach kurzen Erdentagen gemeſſen werden; o ſo giebt es auch für ſie kein wehmüthiges „Lebewohl!“ ohne ein ſeliges „Willkommen!“

II.

Beilage zum ſiebenten Brief.

Beethoven's Zwiſchenacte

zu

Göthe's Egmont,

mit deklamatoriſcher Begleitung.

In der Leipziger musikalischen Zeitung, (Jahrg. 1821. No. 22.) wo diese Deklamationsstücke zuerst erschienen, gab ihnen der Verf. ein Vorwort mit, welches auch hier nicht fehlen zu dürfen scheinet.

»Nur allzuselten geht Egmont über die vaterländischen Bühnen, und ungern büßen viele Freunde dieses dramatischen Meisterwerkes zugleich mit ihm den Genuß eines musikalischen ein. Wir meinen die unvergleichlichen Zwischenacte, welche Beethoven für jene Tragödie komponirte. — Wollte man sie als Conzertstücke geben, so müßte ihre Wirkung großentheils verloren gehn, so lange nicht die mangelnde Darstellung des Dramas einigermaßen ersetzt, und durch ir-

gend ein Kunſtmittel die poetiſche Einheit des Ganzen hergeſtellt würde.

Hierzu ſind die nachſtehenden Deklamationsſtücke beſtimmt, welche Zuhörer vorausſetzten durften, die das große dramatiſche Gemälde ſelbſt bereits kennen, und denen daher eine bloße Skizze zur lebendigen Hervorrufung der Hauptmomente genügt.

Vielleicht könnte Beethoven's Muſik mit dieſer deklamatoriſchen Begleitung beſſer gehört und mehr gewürdigt werden, als bei der theatraliſchen Aufführung des Stückes ſelbſt. Denn wo iſt ein Theaterpublikum, das muſikaliſche Zwiſchenacte, — zumal ſolchen Gehaltes, — — mit der nöthigen Ruhe und Aufmerkſamkeit anzuhören geſtimmt wäre? Je mehr das Drama an und für ſich die Aufmerkſamkeit ſpannt, ſo lange der Vorhang gehoben iſt, deſto leichter pflegt ſie zu erſchlaffen, ſobald er ſinkt; und leider iſt man nun einmal daran gewöhnt, bei jeder dramatiſchen Darſtellung, die ſich nicht ausdrück-

lich als Oper oder Melodram ankündigt, die Musik nur als Dareingabe und Lückenbüsserei zu betrachten!

Auf diese Bemerkungen gründete der Vf. dieses Versuchs die Hoffnung: daß manchen Freunden der Tonkunst damit gedient sein werde. — Ein Deklamator findet sich unter ihnen in unsern Tagen ohne Mühe, und mit dessen Beihülfe könnte jene herrliche Komposition Beethoven's auch in solchen musikliebenden Zirkeln aufgeführt werden, wo man sie außerdem niemals zu hören bekäme.

Eine andre liebe Hoffnung will der Vf. nur flüchtig berühmen, — überzeugt, daß auch die umständlichste Darlegung ihrer Gründe beim Publicum doch nicht ansprechen würde, falls er vielleicht selbst über ihren Gehalt im Irrthum sein sollte, — welches bessere Kenner entscheiden mögen. — Es scheinet nämlich, als sei mit diesem Versuche die Aussicht auf einen neuen Vereinigungspunkt zweier verschwisterter Künste eröffnet: der

Dichtkunst, — durch welche die Sprache zur Musik, — und der Tonkunst, — durch welche die Musik zur Sprache wird.

Ueber die Unzulässigkeit einer gewissen musikalischen Miniaturmalerei, wie sie sich nicht selten in den Werken sonst guter Meister (so z. B. hier und da bei Haydn,) in manchen Melodramen, ja sogar in einigen Produktion unseres größten Komponisten findet, haben Kennerstimmen längst entschieden. Darüber sind sie indeß wohl ebenfalls einverstanden: daß die Wirkung desto erfreulicher sein müsse, wenn ein Meister der Tonkunst schon gegebene, der Nation vertraut gewordene poetische Darstellungen im Großen aufzufassen und gleichsam al fresco zu malen verstände. Hier handelt sichs nicht darum, das Piepen einzelner Vogelstimmen, und »wie der Hund im Grase streift,« — oder wie's Tag und Nacht wird, — wie der Löwe brüllt, der Sturmwind pfeift und der Regen rauscht ꝛc. auszudrücken,

(ein oft lächerliches, öfter verunglückendes Unterfangen!) Nein, hier gilt's, große Gemüthszustände, die durch das rein Menschliche ihres Wesens leicht aus Seelen in Seelen überströmen, durch die schöpferische Kraft des Dichters zuerst in sich selbst, und dann unwiderstehlich auch im Hörer hervorzurufen; — hier gilt's, das Höchste, was ein verhülltes Verhängniß, was Tugend oder Schuld aus dem Freudenbecher oder aus der Zornschale über Menschenherzen ausgegossen, — Entzücken, Liebe, Freude, Friede, Trost, — Wehmuth, Jammer, Seelenquaal des Schmerzes und der Verzweiflung, — da wo keine Worte ausreichen, begeistert in Tönen auszusprechen, ja selbst, (insofern es die Gränzlinie des Schönen nicht überschreitet,) auszuschreien und auszustöhnen.

Beethoven hat sich zu seinen Zwischenakten zum Egmont offenbar durch die Stellen des Stückes zunächst veranlaßt gefunden,

welche eine muſikaliſche Begleitung ausdrücklich vorſchreiben: allein er hat noch unendlich mehr geleiſtet, als vom Dichter erwartet, und als bisher vom Publikum erkannt werden iſt! —

Hier glauben wir jene muſikaliſche Malerei, die wir für die einzig zuläſſige halten, als Muſter aufgeſtellt zu ſehen, und gewiß ließe ſie noch bei vielen andern dramatiſchen Werken eine mannigfaltige Anwendung zu! Wir nennen jetzt nur Göthe's Fauſt, (der in ſeiner koloſſalen Geſtalt ohnehin auf unſern Bühnen nicht Platz findet;) auch große Werke eines, unſerer Sprache fremden Genius, wie z. B. die der griechiſchen Tragiker, — welche weder als Ueberſetzung, noch als Umarbeitung ſich der deutſchen Bühne jemals recht aneignen werden, — müßten, ſo aufgefaßt und behandelt, ihren hohen poetiſchen Werth gefallend und bildend kund thun. Einzelne einfache Scenen könnten dialogiſch recitirt werden; hie und da müß-

ten Gesangchöre den Total-Eindruck ganzer Akte wiedergeben; selbst mimische Tableaux, wie man sie neuerer Zeit darzustellen weiß, würden, mit geschmackvoller Sparsamkeit an rechter Stelle erscheinend, (z. B. Klärchens Bild in Egmonts Traum,) von angenehmer Wirkung sein.

So scheinet mit diesem Versuche (der sich übrigens für nichts anders giebt, als für eine bescheidene Einfassung eines köstlichen Juwels,) ein weites, des ferneren Anbauens wohl lohnendes Feld eröffnet zu sein: — für den Dichter, den Komponisten und den Deklamator, — welcher letztere hier aus dem bisherigen engeren Kreise heraustritt, und sich zum höheren Rang der griechischen Protageniſten und Choragen erhebt ꝛc.“

✦

Die erfreuliche Wirkung, welche bei mehrmaliger Aufführung dieser Deklama-

tionsſtücke (u. a. zu Leipzig,*) Berlin, Hamburg, Bremen, Nürnberg ꝛc.) ſich äußerte, — vorzüglich aber das billigende Urtheil, welches Egmonts großer Dichter darüber ausſprach,**) unterhält auch jetzt noch die ermunternde Hoffnung: es werden

---

*) Mein würdiger Freund, der als geſchmackvoller Aeſthetiker allgemein geſchätzte Hr. Hofr. Dr. Am. Wendt, machte ſich um die erſte Bekanntmachung meines Verſuches und um die öfteren Aufführungen der herrlichen Beethovenſchen Muſik (die er für eine der gelungenſten dieſes großen Meiſters hält,) vorzüglich verdient; — welches ich hier dankbar erwähnen zu müſſen glaube.

**) In einer gütigen Zuſchrift des Herrn Geh. Rathe von Goethe heißt es unter anderm: „Wenn unſere Theater mit Decorationen und Coſtümen die Stücke belaſten und ſie faſt erdrücken, ſo wird hier die Einbildungskraft des Hörers aufgeregt und der eigentlichſte Inhalt zur Empfindung gebracht. Dieſe Art zu epitemiſiren könnte uns zu einem Analogen der älteſten griechiſchen Tragödie zurückführen, wo der erzählende Chor die Hauptſache war, die Sprechenden und Handelnden aber faſt nur zufällig eintraten. So konnte man auch hier einige Scenen ausgeführt geben, von andern im Allgemeinen nur den Inhalt. Auch Geſang müßte eintreten, und ließe ſich dadurch gar manches Angenehme und Ueberraſchende bewirken."

fernerhin Freunde und Pfleger der Künſte dieſe Idee, ſo wie ſie mit Liebe gegeben ward, auch mit Liebe auffaſſen, und den unvollkommenen Anfang kunſtgerecht fortſetzen und vollenden.

Prolog.

Der Geist, — bedrückt, gebunden in den Schranken
Der engen, oft nicht heitern Wirklichkeit, —
Schwebt leicht und frei im Reich der Ideale.
Am Abend sinkt des heißen Tages Bürde,
Wenn aus der Musen klarem Himmelsquell
Mit neuem Muth wir neue Kraft uns schöpfen.
Dann wandeln, von der heitern Kunst geführt,
Wir fesſellos in ihres Tempels Hallen;
Und dort im Hayn, wo auf der Göttin Wink
Die holden Wunderblumen freudig sprossen,
Die, zartgepflückt zum farbenreichen Kranze,
Ihr unverwelklich um die Lyra blühn. —
Bald lauschen wir entzückt mit Ohr und Herz,
Wenn sie die goldnen Saiten läßt ertönen;
Und bald rollt jener Vorhang vor uns auf,
Der magisch schimmernd eine Welt enthüllt,
Wo sanftbewegt die lieblichen Gestalten, —
Des Lebens Luſt und Leid verschönend, walten.
Wenn Carlos dort an Posa's Herzen ruht;
Wenn mild und groß Maria Stuart scheidet, —
Zu ihrem Sternbild auf die Jungfrau schwebt; —
Wenn dann Torquato Tasso's herbe Schmerzen
In süßen Lauten tönend sich ergießen;

Dann Götz die ſtarre, kalte Eiſenhand
Auf's treue, warme, deutſche Herz ſich drückt;
Dann Egmont, — frei und treu und groß, —
In mächt'ger Liebe für ein leidend Volk,
Sein Stolzes Haupt, von Lebensluſt umkränzt, —
Die Wangen, die dem Tode nicht erblaſſen, —
Dem Mordbeil des Tyrannen muthig reichet:
Wo iſt ein Herz, das dann nicht höher ſchlägt?
Ein Auge, dem die Thräne nicht entfällt,
Die tief der Menſchheit heil'gem Born entſteiget,
Das Auge glänzend ſchmückt, das Herz erweichet?

Wir wagen jetzt auf neubetretner Bahn
Verehrteſte! ſolch edlem Ziel zu nahn.
Seid uns geneigt, wenn mir ein großes Leben,
Wie's uns ein großer Dichter aufgeſtellt,
In kleinen flücht'gen Bildern wiedergeben.
Uns iſt ein edler Meiſter beigeſellt,
Durch mächt'gen Ton das ſchwache Wort zu heben,
Ergänzend unſer mangelhaftes Streben.
So möge denn, was ſich dem Blick entzieht,
Geſtaltenreich der Phantaſie entſteigen!
Hier, wo der Kunſt die Opferflamme glüht,
Wird ſie zu ſüßem Wahn den Hörer neigen;
Sie wird begeiſternd ihm ein Eden zeigen,
Das ewig jung um ihren Tempel blüht.

Der Kenner Tadel, — ob er ſich erhebt,
Und wo wir ſtraucheln, uns zu richten ſtrebt, —
Er wird doch huldigend der Liebe ſchonen,
Die ſich des edlen Dichters Freunden weiht,
Und zagend ſelbſt, ſich ſüßer Hoffnung freut:
„Es werd' ihr ſtiller Dank uns freundlich lohnen.“

(Hier tritt die Ouvertüre zum Egmont ein.)

I.

Ein muthig Volk, das ſeine Kraft erkannt,
Es reichet nicht den wundgedrückten Nacken
Dem fremden Joch auf immer willig hin;
Einmal erwacht, zerſprengt es ſeine Ketten.
Dann bricht im Kampfe manches edle Herz:
Doch nicht umſonſt! Des Vaterlandes Heil
Keimt aus der Kämpfer heil'gem Opferblut.

Erdrückend lag auf jenen Niederlanden, —
Die jüngſt ſich fremden Herrſchern neuentrungen, —
Des ſpan'ſchen Philipps blutbeflecktes Zepter.
Ein wachſend Fünklein, unſerm Vaterland
Entglommen, — ach, es wurde jenem Volk
Zur Fackel eines großen wilden Brandes,

Der weit durch Flanderns lebenreiche Au'n,
Vom Schwert geſchürt, nun ſeine Flammen wälzte.
Dorthin getragen von des Dichters Flug,
Sehn ahnend wir die dunkle Wolke ziehn,
Die näher jetzt und näher blitzend droht.

Noch unentwurzelt ſteht ein kräft'ger Baum,
Mit Blüth und Frucht die Zweige weit verbreitend.
Wen dort die Furcht, — wen hier die Liebe treibt,
Er ſchließet ſich dem edeln Grafen an,
Der's minder achtet, Prinz von Gaure zu heißen.
Den Namen Egmont nennet jedes Herz!

Dem Feind ein Schrecken, — kindlich mild dem Freunde, —
Hat ihn der Ruhm gekrönt in heißen Schlachten,
Und Bürgerdank in friedlich froher Zeit.
Wo ihm bedrängt ein Flehender ſich naht,
Getröſtet geht und ſegnend er von hinnen.
„Hoch — unſer Egmont hoch!“ ruft Kind und Greis,
Wo ſich der lebensfrohe Jüngling zeigt.
Ein hoffnungsreiches Jauchzen iſt ſein Gruß,
Und jubelndes Getümmel ſein Geleite.

Da führet aus dem fröhlichen Gedränge
Der Dichter uns zum kleinen ſtillen Haus,

Wo Klärchen wohnt; — ein anmuthvolles Kind,
Das Aller Liebling ſich zum Liebſten wählt,
Und treugeliebt von ihm, — des Lebens Glück
Nur ſeinen Blicken dankt. — Die Mutter warnt; —
Es ſteht der bleiche Freund, dem ſie die Hand
Um Egmont nun entzieht, verzweifelnd da: —
Umſonſt! — Kein Rückweg mehr! — In Egmont leben
Kann ſie allein; — wo nicht: — mit Egmont ſterben!

O laſſe nur dein luſtig Lied ertönen!
Das Leben eilt, der Freude Laut verklingt,
Und durch den Jubel deiner Liebe dringt
Des ungeliebten Treuen banges Stöhnen.
Wo Brackenburg verarmt von Ferne ſteht,
Da ringt auf ewig von der Luſt das Leben
Sich blutend los. Ein leiſer Schauer weht,
Wie Todesahnung aus der Töne Beben.
Ein tiefes Weh ſteigt aus zerrißnem Herzen; —
So eint ſich Liebesluſt mit Liebesſchmerzen!

(Lied Klärchens „Die Trommel gerührt,“
dem das Andante No. 2. a. folgt.) *)

---

*) Sowohl im Klavierauszuge als in Partitur ſind die ſämmtlichen Zwiſchenakte Beethovens in der Muſik-Verlagshandlung v. Breitkopf und Härtel zu Leipzig zu haben.

II.

Dem kleinen Herzen, das ſich jammernd quält,
Dünkt nur ſein Leiden groß; der großen Seele
Wird eignes klein bei theurer Brüder Noth. —
Nicht lange weilt das Mitleid bei dem Schwachen,
Der thatenlos in Liebespein verzagt.

Ein höh'res Leid hält unſern Blick gefangen!
Für eines ganzen Volkes Heil erzittern
Muß unſer Herz mit ahnungsvollem Bangen!
Schon wächſt der Aufruhr thürmend zu Gewittern;
Das gute Recht wird ſträfliches Verlangen;
Der Löwe ſchaudert vor des Kerkers Gittern
Und regt den Schweif: — ſo hat mit wildem Toben
Des Pöbels Grimm zertrümmernd ſich erhoben.

Doch wie im Meerſturm unter Flammengüſſen
Der Schiffer Schaar nach ihrem Fährmann ſchauet,
Der kühn das Steuer lenkend faßt: ſo grüſſen
In Egmont wir den Retter! Ihm vertrauet
Das Volk ſein Heil. Beſchämt und ſchweigend büſſen
Die Frevler, wo Er naht; — die Ordnung bauet
Sich auf aus Trümmern; Hoffnung, neugeboren,
Sie athmet frei und glaubt den Sturm beſchworen.

(Allegro. No. 2. b.)

Wem in des Schickſals nimmertreuem Wechſel
Das höchſte Glück, ein treuer Freund, beharrt, —
Ihm reicht das Leben keinen Dornenkranz,
Eh' es mit zarten Roſen ihn durchflochten!

Wo Egmont wandelt, — hoch auf ſteilem Pfad, —
Dem Spanier längſt verdächtig und verhaßt, —
Da geht ein Freund ihm warnend ſtets zur Seite.
An Hoheit, — nicht des Standes nur allein,
Des Herzens auch, — iſt Wilhelm von Oranien
Dem edlen Egmont gleich. Vom Himmel ſelbſt
Scheint er ihm zugeſellt, daß er den Sturz
Nah an des Abgrunds jähem Rand ihm zeige.
Denn minder raſch, die Tücke klug belauſchend,
Hat Wilhelm ſeiner Gegner Spiel durchſchaut.
Schon zählt er Alba's Schritte, — wägt die Ketten,
Die er den edlen Fürſten, wie dem Volk,
Tief in des Fanatismus finſtrer Höhle
Geſchmiedet. — Margaretha's mildes Zepter, —
Er ſieht es ſchon entwendet und entweiht;
Sie ſelbſt verſcheucht vom Lande, das ſie ſchützte: —
Da eilt er, dem Verderben zu entrinnen.
Doch ach! ſein Egmont folgt ihm nicht! — Umſonſt
Hält flehend er den theuern Freund umſchlungen.
In ſtolzer Sicherheit auf heil'ges Recht

Sich stützend, will er kühn dem Herzog stehen;
Will von ihm selbst des Königs Willen hören.

Ihm ist das Leben nur ein muntres Spiel;
Er mag um seinen höchsten Preis nicht geizen.
Es soll kein schleichend Mißtraun, kein Verdacht,
Das leichte Blut ihm hemmen und vergiften.
Ihm gilt für todt, wer stets den scheuen Blick
Auf eigne Sicherheit gerichtet hält.

„Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt," —
So fraget Egmont den besorgten Freund, —
„Was ist denn dran? — Wenn uns der Morgen nicht
Zu neuen Freuden weckt, und keine Lust
Der Abend uns zu hoffen übrig läßt:
Ist's weiter denn des An- und Ausziehens werth? —
Gepeitscht von unsichtbaren Geistern, gehn
Die Sonnenpferde dieser kurzen Zeit
Mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch;
Und Uns bleibt nichts, als muthig fest zu stehn,
Die Zügel straff zu halten; — rechts und links
Vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder
Hinwegzulenken; — doch wohin es geht? . . .
Wer weiß es?! —" . . .

Ach! Deines Wagens Lauf, — ihn kennt dein Freund!
Drum lockt er fort mit treuer Liebe Zähren
Als scheidend er am festen Herzen liegt.
Noch will er ab des Pfeiles Spitze kehren,
Der schon herab aus dunkler Wolke fliegt.
Sein Ruf verhallt. — Den Sichern aufzuschrecken
Vermag er nicht; — nur Alba kann ihn wecken!

(Larghetto. No. 3.)

III.

„Freudvoll und leidvoll" —
Das ist das Loos des Lebens und der Liebe. —
Noch freudvoll harrt, als schon der Abend sinkt,
Die Liebe dort in Klärchens stillem Haus,
So nah' dem Leid, das ihr der Morgen bringet!

Die Sehnsucht junger, heißer Leidenschaft
Und einer bangen Mutter düstre Klagen,
Sie rühren wechselnd uns in tiefster Brust.
Es klagt die Mutter: „Alles über Einem
Vergißt du! — Ach es kommt, es kommt die Zeit, —
Es hat die Jugend dann, die schöne Liebe,
Und Alles, Alles hat ein Ende!"

„Laßt kommen diese Zeit! ruft Klärchen aus:
Sie komme wie der Tod! — Daran zu denken
Ist schreckhaft! — Egmont! Dich entbehren? — Nein!
Nicht möglich ist's, — nicht möglich! . . . .“

(Lied No. 4. „Freuden und Leiden.“)

Und Egmont tritt herein! . . .
Zum letzten Mal im ird'schen Himmel schwebt
Ein Engel selig lächelnd ihm entgegen! —
Doch das Gefühl, das ihre Herzen hebt,
Giebt nur das Herz, giebt nicht die Zunge wieder;
Und was umsonst die Rede strebt zu sagen,
Das dürfen Töne auszusprechen wagen.

(Allegro No. 5. bis zum Marsche.)

Erwache, Held! — In deinem Vaterlande
Muß, wer es liebt, der Freude nun entsagen.
Ein Fremdling schüttelt Ketten, schmiedet Bande;
Dein theures Volk soll Sklavenfesseln tragen.
Das Richtschwert zuckt, — die Fackel glüht zum Brande;
Nun gilt's, für Alles treu dein Alles wagen!

Für Volk und Heerd, im Streite ſtark, zu ſiegen,
Und, iſt's verwehrt, doch ſtreitend zu erliegen!

Dein Herzblut opfernd ſollſt du dich erheben
Zu bitterm Haß aus ſüſſen Minneträumen!
Es naht der Feind, es harret mit Erbeben
Dein Volk des Retters. Kann ſein Egmont ſäumen?
Ihn ruft der Ruhm, die Pflicht, — auf Tod und Leben
Zum Kampf hinaus, der Freiheit Bahn zu räumen.
In Brüſſels Mauern führt mit kaltem Spotte
Der grimm'ge Alba ſchon der Schergen Rotte!

(Mancia vivace.)

IV.

Umgarnt vom Netz des ſchlauen Jäges, ſteht
Nun Egmont, ahnungslos des nahen Falles,
Vor Philipp's Todesboten. — Für das Volk
Erhebt er laut das Wort; — von Pflicht und Recht, —
Nicht der Beherrſchten nur, — des Herrſchers auch, —

Läßt mächtig er die Rede ſich ergießen:
Umſonſt! — Ihm ſteht ein eisumzogner Fels
Entgegen. — Alba kennt nur Sklavenwerth.
Ihm iſt zum Kerker reif, wer frei ſich dünkt.
Des Geiſtes ewig freiem Eigenthum,
Dem Glauben, will er enge Feſſeln ſchmieden; —
Und Egmont ruft, im Innerſten empört:
„So fordre unſre Häupter! Iſt es dann
„Auf Einmal doch gethan! — Ob unters Joch,
„Ob unters Beil des Niederländers Nacken
„Sich beugen ſoll — das gilt dem Edlen gleich! —
„Umſonſt, umſonſt hab' ich ſo viel geſprochen! —
„Die Luft erſchüttert, — weiter nichts gewonnen!"

Und als der Edle jetzt mit ſtolzem Muth
Sich ab von jenem Sklavenkönig wendet,
Da bricht hervor die ſchwerverhaltne Wuth!
Nun hat der Held die ſchöne Bahn vollendet!
Es füllen Söldner Spaniens das Gemach; —
Zu ew'gem Ruhm, — dem Feind zu ew'ger Schmach, —
Muß Egmont, übermannt den treuen Degen, —
Der Freie zu des Knechtes Füßen! — legen.
„Oranien!" ruft er aus. Des Freundes Mahnung,
Achtlos verſchmäht, nun wird ſie Todesahnung!
Des Kerkers Pforte klirrt . . . .

O mildert, ſanfte Saiten,
Den gräßlich herben Laut, der uns verletzt, —
Daß mildes Mitgefühl das Auge netzt;
Daß mit dem Leidenden wir willig leiden! —
Wann in des Meiſters ſchmelzendem Akkord
Der Schmerz uns naht, verſtummt das rauhe Wort.

(Poco sostenuto, No. 6.)

Die Eiche ſtürzt im Wetterſtrahl zuſammen,
Da ſinket auch die Blume, deren Reben
Den Stamm umgrünten, ſterbend in den Flammen. —
O Klärchen! Treues Herz! Wie kannſt du leben,
Wo blut'ge Henker deinen Freund verdammen?
Noch ſucht ſie Hülfe; — will den Ruf erheben
Mit Manneskraft! Die Zarte will es wagen,
Des Aufruhrs Fahne ſelbſt voranzutragen!

Kein Helfer naht! Ein tödtlich ſtarres Schrecken
Lähmt Muth und Arm der Bürger. Nur Bedauern
Kann der Verzweiflung Schmerzensruf ſich wecken,
Und unerſteiglich ſind des Kerkers Mauern.
Auf wird der Morgen bald die Bühne decken,
Wo Egmonts Mörder ſchon am Richtbeil
lauern! —

Still wird das Herz und bricht der Lebensmüden.
Aus iſt die Zeit; — Sie ſucht den ew'gen Frieden.

(Larghetto, No. 7.)

(Melodram unter den letzten Tönen dieſes Larghetto.)

Süſſe Blume! bald geſunken,
Welkſt du nicht am Freundesbuſen!
Einſam bluten deine Wunden —
Müde, müde
Glimmt die Lampe, *) — — nun wird's ſtille! —
Friede, Friede
Mit dem Geiſte, mit der Hülle!

(Kurze Pauſe.)

Hinweg aus dieſem Todesdunkel ſtrebt
Der bange Blick, und ſuchet Troſt und Licht.
Ach! kann er Licht und Troſt im Kerker finden,
Wo Klärchens Freund der letzten Stunde harrt? —

---

*) Dieſe Worte bekommen ihre Stelle da, wo im Klavier-Auszuge der Beethoven'ſchen Muſik das Verlöſchen der Lampe bezeichnet iſt. Uebrigens bleibt die Vertheilung des obigen Melodrams dem Gefuhl des Deklamaters überlaſſen.

Gesprochen ist das Urtheil: „Wenn der Morgen
Den Himmel röthet, soll sein edles Blut
Den Boden seines Vaterlandes röthen!"

Doch seht den Helden in der letzten Nacht!
Dort muß, wer zagt, zu festem Muth erstarken!
Ist diese Wange bleich? Dieß Auge starr?
Hat die Verzweiflung dieses Herz ergriffen?
Deckt diese hohe Stirne Todesschweiß?

Der recht gelebt, — er weiß auch recht zu sterben!
Er sinnet ungebeugt den Wegen nach,
Die ihn des Schicksals ernste Hand geführt, —
Bis aus der Nacht ein goldner Morgen dämmert.
Er denkt der Freunde, — auch des letzten Freunds,
Den ihm zuletzt ein wunderbar Geschick
In Alba's Sohn geschenkt: — Der Jüngling kann
Den Großen, der als Muster ihm geleuchtet,
Nicht retten zwar, doch sich ihm ewig weihn,
Und dann den letzten Wunsch vom Herzen nehmen.

Er ist erfüllt! — Des Lebens Rechnung schließet
Sich freundlich ab. Ein männlich festes Hoffen,
Daß nicht umsonst sein Blut er nun vergießet,
Zeigt ihm des Paradieses Pforten offen.
Ein süsser Traum zu höh'rem Trost entsprießet
Dem sanften Schlummer. — Himmlisch übertroffen

Iſt irdiſches Verlangen in den Tönen,
Die ihn zum Sieg mit ew'gem Lorbeer krönen.

Und Klärchen reicht den Kranz! — Vorangegangen
Frei von der Erde Feſſeln, darf die Treue
Im Sternenkleid der Freiheit ſtrahlend prangen.
Daß ſich der Bund auf ewig nun erneue,
Winkt ihm des Engels ſehnendes Verlangen.
Süß wird der Tod, denn ſelig war die Weihe! —
O hört ihn ſelbſt, wie er den Sieg errungen;
Blickt hin, wie ſich der Held zum Licht entſchwungen!

◆

(Melodram No. 8.)

Egmont.

Süſſer Schlaf! du kommſt, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am willigſten. — Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes. Ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir, und hören auf zu ſein.

(Muſik: Egmonts Traum begleitend.)

(Egmont erwacht.)

Verſchwunden iſt der Kranz! — Du ſchönes Bild; das Licht des Tages hat dich verſcheucht! Ja, ſie war

ren's, — ſie waren vereint, die beiden ſüſſeſten Freuden meines Herzens! Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten bergte ſie die Geſtalt; das reizende Mädchen kleidete ſich in der Freundin himmliſchen Gewand. In einem ernſten Augenblick erſchienen ſie vereinigt, — ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf; die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut.

Nein! es war nicht umſonſt vergoſſen! Schreitet durch! — — Braves Volk, die Siegesgöttin führt dich an. Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyrannei zuſammen und ſchwemmt erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg!

(Trommeln in der Ferne.)

Horch, Horch! — Wie oft rief mich dieſer Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! — Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen. Ich ſterbe für die Freiheit, für die ich lebte und fecht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Iphigenie, nachsinnend.)

Ja, führt ſie nur zuſammen! Schließt eure Reihen, — ihr ſchreckt mich nicht! Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Sperre zu ſtehn, und ringsumgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt raſch zu fühlen.

(Iphigenie.)

Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! — Es blinken Schwerter — Freunde, höh'ren Muth! — Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! ... Schützt eure Güter; und euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beiſpiel gebe!

(Iphigenie raſch einfallend.)

III.

Das Festspiel

zu

Petermichelsthal.

Ein Märchen.

Bei der Genauigkeit und Vollständigkeit, womit unsre neusten Erdbeschreiber bändereiche Werke ans Licht stellen, muß man sich billig wundern, daß man in ihren Registern den Namen Petermichelithal vergebens sucht. Wollten die Herren Geographen nur die kleine Mühe daran wenden, selbst zu diesem Städtchen hinzureisen, sie würden finden, daß es keineswegs verdiene, über die Achsel angesehn zu werden.

Da hier zufällig vor einigen Jahren ein seltsames, in jener Gegend noch heute berühmtes Festspiel gegeben werden, so haben wir dadurch eine schickliche Gelegenheit, die eben bemerkte unverzeihliche Lücke einiger-

maßen auszufüllen. Wir beginnen die Erzählung jenes denkwürdigen Vorganges damit, daß wir einige Lichter auf dem Schauplatz anzünden, wo die Scene spielt, um sodann die handelnden Personen selbst darauf-, und dem Leser verführen zu können.

Die Landstadt Petermichelthal steht in ihrer Bahn um die Sonne der Kultur gerade auf jenem kritischen Punkt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, wo alles treibt und sproßt. Nicht nur haben die Häuser der Hauptstraße ihr altes schmutziges Kleid abgelegt und sich mit allen Regenbogenfarben angeputzt; nicht bloß hat der Kirchthurm, der sein Haupt gleich dem berühmten Pisaner geneigt hatte, sich wieder emporgerichtet, einen goldfunkelnden Knopf aufgesetzt, und sich mit einem Altan umgeben, von welchem Sonntags die schönsten Sachen aus dem Freischütz, Cheräle und Wiener Faveritwalzer abwechselnd herabgeblasen werden; — nicht nur erblickt man im Innern

der Häuser ſtatt der ehmaligen runden Fenſterſcheiben lauter Glastafeln, ſtatt der ledernen Armſtühle hochgepolſterte Sophas, und ſtatt der Eckſchränkchen mit bunten gewundenen Säulen, hohe mahagonifarbige Büreaus, ſondern die Bewohner ſind noch weit auffallender umgewandelt, als ihre Wohnungen.

Selbſt alte ehrwürdige Rathsherren haben ihre langſchößige Weſte und den halbblauen viereckigen Rock ausgezogen, um geſtreifte Gilets und zierlich abfallende Modefracks anzulegen. Kein Mann denkt mehr daran, ſich Locken über'm Ohr zu machen, und keine Frau vergißt es, ſie alle Morgen neu aufzuwirbeln. Die ehmaligen Häubchen voll ſeidener Flatterbänder ſind von dem nachſchiebenden Haarwuchs mit hohen Kämmen verdrängt und gänzlich abgeſtoßen, wie ein überwintertes Buchenblatt von der nachſpreſſenden Frühlingsknospe. Auch drängt ſich bei dieſen lieblichen Pflanzen ſonſt noch man-

cherlei an das Licht hervor, was ſonſt unter Blättern und Fruchthülſen verſteckt blieb. — Die jungen Herren tragen ihres Theils Brillen, um zu beweiſen, ſie ſeien für jene Reichthümer der Petermichelthaler Natur nicht blind. Vor den dicken Knotenſtöcken, die ſie als Sinnbild deutſcher Heldenkraft in der Fauſt herumwerfen; von dem breiten, nicht immer völlig weißen, Spitzenkragen, der ſich über die Schwarzen, im erhabnen Mittelalter zugeſchnittenen Röcke herbreitet; von den kleinen ſchattenloſen Sammtbarets auf dem buſchigten, dichten, ſchlichten Haupthaar, ſo wie von den umherſpreſſenden Stutz-, Zwickel-, Knebel- und andern Bärtlein ſchweigen wir, um uns nicht die Erlaubniß zu verſcherzen, noch etwas über die Bildungsanſtalten der guten Stadt beizufügen. — Sie ſind brillant! — Ein Privatiſirender Gelehrter und ehmals verunglückter Candidat hat an dem großen Strome der deutſchen ſchönen Literatur gleichſam ein Schöpf-

rad angelegt, vermittelſt deſſen er die ſonſt ſo magern Fluren ſeiner Vaterſtadt auf das reichlichſte bewäſſert. Durch dieſes Pumpwerk, — Leihbibliothek genannt, — ſtrömt der gute Geſchmack bis in die fernſten Winkel und belebt Alles. Sogar in den unſcheinbarſten Theilen der Stadt, — im großen und im kleinen Sackgäßchen und in den ſogenannten letzten Häuſern am Gänſebühl, — wohnet Mancher und Manche, die ein ſinniges Wörtchen über Literatur zu ſprechen wiſſen. O wie angenehm finden ſich beleſene Kunden überraſcht, wenn ſie, in die Werkſtätte eintretend, neben dem Bügeleiſen den »Erasmus Schleicher« aufgeſchlagen erblicken; oder wenn ſie ſehn, wie unter dem Flachsrocken ſich der »Alte Ueberall und Nirgends« auf dem runden Knie der Spinnerin ſchaukelt; oder wenn die Putzmacherin, entzückt von »Friedrich mit der gebiſſenen Wange,« pathetiſch ausruft: »Das Buch koſtet mich zwar ſechs Kreuzer, denn

ich hab's zweimal gelesen: aber das Geld reut mich nicht! Es ist ein göttliches Werk!"

Da nun aber, einem echt vaterländischen Sprichwort zufolge, handeln den Mann macht, so sind die schönen Gefühle und Grundsätze, welche die Lesebibliothek verbreitet hat, mit Recht in Handlung übergegangen — durch das neuerrichtete Liebhabertheater.

Ein fremder Wandersmann, der auf seinem Wege durch's Städtchen vor einem Fenster vorbeikommt, dessen herausschauender schwarzer Lockenkopf einem Blenden gegenüber die Frage zu ruft: „Gehn Sie heut' Abends auf's Rathhaus, Frau Nachbarin?" — ein solcher staunender Fremdling muß wohl auf die Gedanken kommen: hier wohne sogar die schöne Welt den Nachtsitzungen des städtischen Parlamentes bei; aber seine politische Verwunderung nimmt eine ästhetische Richtung, wenn er erfährt: daß eben auf jenem Rathhause die Liebhabergesell-

schaft das Neuste und Beste aus den Werken deutscher Dramatiker in's Leben treten lasse.

Ja! wo sonst gelangweilte Rathsherren schnarchten, da fließt jetzt so manche schöne Thräne vom tragischen Schmerz ausgepreßt, oder von zarttheilnehmender Liebeslust entlockt, oder auch von der erschütternden Kraft hochkomischer Scenen heraufgetrieben. — Der Einfluß dieser Bildungsanstalt ist so mächtig, und die Moralität nimmt so sichtbar überhand, daß der Oberamtsadjunkt, — der schönste Geist in Petermichelthal, — schon mit der Bemerkung hervorzutreten wagte: „man sollte die Stadtpfarrer allmälig aussterben lassen; die Besoldungen könnten sodann in die Liebhaber-Theaterkasse fallen, wogegen sich die Mitspielenden gern verbindlich machen würden, Sonntags bloß moralische Stücke zu geben.“

Wir sind aber hier zufällig einem Manne näher getreten, von dem wir sobald nicht

wieder loskommen werden, da er, genau genommen, der Held unsrer Erzählung ist.

Der Oberamtsadjunkt Emil von Strahlenberger ist des reichen Gutsherrn und Amthauptmanns, Kurt von Strahlenberger, einziger Sohn, und daher schon von Geburt eine der bedeutensten Personen der Stadt. Doch was er sich selbst verdankt, überstrahlet weit die blinde Gunst des Glücks.

Schon die Vorschule zur Akademie hatte er als Page in der fürstlichen Residenz zum Entzücken der Eltern durchlaufen, weil er bei aller innern Unartigkeit äußerlich so ungemein artig geworden war, und es mit einer gewissen Bescheidenheit zu verbergen wußte, daß er allerdings der Aergste unter seinen Argen Gesellen gewesen; obgleich in jenen höfischen Erziehungs-Instituten bei rühmlichem Wetteifer Aller nur selten ein Einzelner den Vorrang der Leichtfertigkeit zu gewinnen vermag.

Auf der Universität studirte Emil nicht,

wie die niedern Naturen, ums liebe künftige Brod; — nein, das hatte er Gottlob ohnehin! — sondern wie ein genialer Kopf und geborner Staatsmann: bloß um der Uebersicht willen. Den sogenannten Blick in das Ganze der Wissenschaft zu gewinnen, blickte er in die meisten juristischen und kameralistischen Kollegien hinein, so oft und so lange es ihm seine edle Zeit gestattete, — die er allerdings in jenen flüchtigen Blühtenmonaten gewissenhaft benutzen mußte, um das Leben auch von seiner praktischen Seite ganz zu erfassen und zugleich sein ästhetisches Talent im vertrauteren Umgange mit den Geistern berühmter Schriftsteller auszubilden. — Diese waren in feiner Auswahl zu Hunderten in den dortigen Leihbibliotheken versammelt, zu welchen geschmackvolle Jünglinge sich natürlich weit mehr angezogen fühlten, als zu der bestaubten Universitäts-Bücherei, die ohnehin nur wenige Stunden des Tags offen stand, wäh-

rend die jüngeren geistvolleren Schwestern ihre Bildungsmittel bei Tag und Nacht spottwohlfeil austheilten.

Hohe Genien lernen, wie sehr sie sich auch in Acht nehmen, dennoch gar Manches auf Akademieen, was sie wieder vergessen müssen, um frei von pedantischer Nachbeterei und todtem Gedächtnißkram ihr schöneres Selbst zu retten. Hierzu ist bekanntlich eine Reise ins Ausland ein eben so angenehmes als unfehlbares Mittel. So schritt denn auch unser Emil aus den letzten Kollegien, — die er der Uebersicht und des Schlusses wegen niemals versäumte, — unmittelbar in den Reisewagen. Es ist Schade, daß wir ihm nicht Schritt vor Schritt folgen dürfen; aber sein eignes Journal wird gewiß einst diesen Mangel ersetzen und uns alle mit pikanten, großartigen Welt- und Lebensansichten überraschen. Wir eilen jetzt mit ihm in seine Vaterstadt zurück, wohin ihn we-

niger die Neigung des Herzens, als der Zwang der Verhältnisse, heimzukehren beweg.

Der alte Amtshauptmann verwaltete nämlich seine Stelle von jeher bloß als eine Art von Sinecur, indem er klüglich solche Sekretäre zu wählen mußte, die ihm alles kleinliche Arbeiten bis auf die hohe Namensunterschrift ersparten. Nun hatte er sich als Belohnung seiner Verdienste für den hoffnungsvollen Sohn vom Fürsten seine Amtshauptmannschaft, jedoch unter einem bescheidenen Titel, und nur als Fußbank zu künftigem höheren Steigen erbeten, und zog sich auf sein Rittergut in die Nähe der Residenz zurück. So sehr auch Emil in großen Städten die kleinen verachten gelernt hatte, so leuchtete ihm dennoch die Gründlichkeit des väterlichen Planes ein, und der großmüthige Gedanke, eine Art von Amphion und Pygmalion für jene kleinstädtischen Steine und Klötze zu werden, erleichterte ihm das Opfer der Heimkehr nicht wenig.

Zu seiner Verwunderung hatte ihm während der langen Abwesenheit der fortschreitende Geist der Zeit schon bedeutend vorgearbeitet; denn er fand die Petermichelthaler in der That hinlänglich herangereift, um ihnen sogleich durch die Herausgabe einer schöngeistigen Wochenschrift, und durch die Errichtung eines Liebhabertheaters noch mehr unter die Arme zu greifen.

Hätte er doch seinen, durch neuere Ereignisse vereitelten Plan ausführen, und die Geschichte jenes Theaters dem Publikum in einem der gelesensten Tagblätter mittheilen können! Dann erst hätte man die Verdienste des Kunstfreundes und die Schwierigkeiten erkannt, welche alle zu besiegen waren, ehe nur einmal Menschenhaß und Reue, Pagenstreiche und Martinsgänse aufgeführt werden konnten; geschweige denn Maria Stuart, die Braut von Messina mit Chören, und die Zauberflöte mit ihren Sängern, Vierfüßlern und mit dem gesammten kriechenden

Perſonale! — daß er wohl zwanzig Mal die Stadt durchrennen mußte, ehe nur die Rollen unterzubringen waren, das hätte ſich der leidenſchaftliche Theatermann wohl noch gern gefallen laſſen: aber daß die mühſam vertheilten Partieen nicht ſelten wieder mit Proteſt zurückkamen, das war doch kaum zu erdulden! denn da ließ bald der Mann ſagen: »für den Charakter, welcher ſeiner Frau zugemuthet worden, ſei ſie zu gut, und auch zu jung;« — bald ein Andrer: »Es dürfe die Seinige mit der allzuſtarken Rolle ſich jetzt nicht befaſſen. Ob denn Don Karlos nicht warten könne, bis die große Wäſche gehalten ſei?« — dann ein Dritter: »Er trage Bedenken, ſeine Tochter mit dem dermaligen erſten Liebhaber tagtäglich probiren zu laſſen. Wenn aber der Herr Amtsſchreiber die Rolle mit ihr ſpielen dürfe, ſo wolle er nichts dagegen haben. ꝛc.«

Faſt noch ärger machten es die Damen, und nur Emils Stand, Anſehn und ſing-

reiche Beredſamkeit vermochten zu bewirken, daß eine Rathstochter ſich zur Kammerzofe verſtand, wenn die Tochter eines Unbetitelten die Gebieterin vorſtellte. — Kommt es nun aber nach ſolchen mühſeligen Verarbeiten und vielfachen Proben zur Ausführung ſelbſt, dann muß man unſern Emil hinter den Kouliſſen beobachten! Sehen muß man ihn, wie er, gleich einem Feldherrn, den Adlerblick nach allen Punkten hinwendet, um in regelvoller Ordnung alle Abtheilungen ſeiner Truppe mit leiſem, aber mächtig wirkendem Winke hinaus auf den Schauplatz zu treiben oder von da zurückzurufen; — wie er dann, wenn ſein Stichwort kommt, ſelbſt heraustritt und mit überdachtem Geberdenſpiel, (er ſtudirt immer zwiſchen zwei Spiegeln ein,) im hinreißendſten Ausdruck ſeine Jamben von ſich giebt! Bemerken muß man es, wie er der erſten Liebhaberin, wenn ſie ſich brav gehalten, ſüße Blicke und aufmunternde Kußhändchen zuwirft, — oder

auch, wie er Bürgermeisters Ferdinand, der jede Bedientenrolle verhunzt, hinterrücks einen Esel bohrt; oder wie er, aus der Koulisse hervorgebogen, dem allzulauten Soufleur, (der zugleich Balgtreter bei der Stadtkirche ist,) die grimmig geballte Faust zeigt, so daß der arme Mann erschrocken aus dem Forte in's Pianissimo zurückfällt und im fortspielenden Stücke schon einzelne Pfeifen zu stocken anfangen, — gerade wie in seiner Orgel, wenn er es etwa einmal am Winde gebrechen läßt, — und wie dann Strahlenberger noch erbos'ter mit schallendem Schritt hinab unter die Breter geht und dem armen Windmacher mit leisen Donnerwettern und heimlich derben Rippenstößen das Buch aus der Hand reißt, um das stockende Werk wieder in Gang zu bringen: — ja, alles das muß man selbst sehen, um eines Liebhabertheater-Direktors Leiden und Verdienste ganz nach Würden zu schätzen!

Emil, — wir wollen es gestehn, — war

bei ſeinen edelmüthigen Beſtrebungen nicht völlig frei von eigennützigen Rückſichten. Der junge Mann war ſelbſt Schriftſteller und hatte ſich mit großem Eifer ins dramatiſche Fach geworfen. Schon lagen ſechs Trauerſpiele im Pulte fertig da, mit welchen er hervortreten zu können ſehnlich harrte. Allein es ſchien noch zu früh. Seine Truppe, glaubte er, müſſe erſt noch durch Werke geringeren Merthes mehr bearbeitet und für höhere Dichtungen empfänglicher gemacht werden, — womit er allerdings die ſeinigen meinte. Vorläufig, und bis die Liebhaber auf dieſem Kulminationspunkt angelangt ſein würden, gab er von ſeiner Erfindung nur kleine Luſtſpiele zum Beſten, denen es nicht an Witz und Spitze fehlte; denn er war bei der argloſeſten Miene doch ein arger Satiriker, — überhaupt im Städtlein gefürchtet wegen ſeiner ausgezeichneten Stellung. Als Oberamtsadjunkt lenkte er das Recht; als Polizeidirektor hatte er die

Augen in allen Häuſern; als Acciſeoberaufſeher die Hände in allen Taſchen, und als ſchöner Geiſt konnte er Freunde unter dem Lorbeerkranz, Feinde aber am kritiſchen Pranger ausſtellen in ſeiner Wochenſchrift.

Nach dem allen ſetzt der Leſer für die Behauptung: „Emil ſei ein Mann von Kopf,“ den eignen gewiß zum Pfande ein; allein die Leſerin verlangt noch dazu, daß wir nun auch eine Spanne tiefer herab die moraliſche Sonde anſetzen.

Allerdings wird der Menſch, gleich einer Predigt, ſchicklich in zwei Theilen abgehandelt, und wir weigern uns daher nicht, auf die Frage: „wie es denn mit dem Herzen dieſes genialen Mannes ſtehe?“ zu antworten: Sehr gut! — So gut es ſich nur immer von einem Herzen erwarten läßt, das unter der Oberhofmeiſterſchaft eines ſolchen Kopfes ſeine Schule in der großen und ſchönen Welt gemacht, und dort gelernt hat,

ſich ſelbſt über Alles, Andere aber nur um dieſes theuern Selbſtes willen zu lieben.

Emils Gemüthsleben hatte jene Einheit Stärke und Klarheit gewonnen, woran es gemeinen Seelen gebricht, die ihre Kraft in der ſogenannten allgemeinen Menſchenliebe verdünnen und zerſplittern, — daher ſie denn, wie unſer Baron fein zu bemerken pflegte, nothwendig bankerott werden müſſen, indem ſie täglich mehr ausgeben als einnehmen.

Auch im Verhältniß zum ſchönen Geſchlecht hatte ſich der geniale Jüngling einen höheren Standpunkt zu erringen gewußt. Er liebte nicht ſowohl die Frauen ſelbſt, als vielmehr das Studium des weiblichen Herzens im Allgemeinen. Er hatte ſich's daher zur Pflicht gemacht, auf ſeinen Reiſen, wie in der Heimath, ſo viele zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, als nöthig ſchienen, um gleichſam die Quinteſſenz der Eigenthümlichkeiten des ſchönen Geſchlechts abzuziehn

und ſich eine Art von Centralfrau zu erſchaffen, welche ihm dann bei ſeinen dramatiſchen Arbeiten zu jeder handelnden Perſon eben ſo dienen könne, wie dem bildenden Künſtler die Gliederpuppe, die ſich, bald ſo bald anders drappirt, in jede beliebige Stellung gefügig ſchieben und rücken läßt.

Sein neuſtes Studium war ein armes liebes Kind Mariane Meier mit Namen, deren Geſchick ſie in Strahlenbergers gefährliche Nähe führte.

Ihre Mutter, die Wittwe eines Landpredigers, hatte ſich mit dieſer einzigen Tochter aus nothwendig gewordener Sparſamkeit bei einem ſtädtiſchen Verwandten eingemiethet. Sie bewohnte, in großer Abgeſchiedenheit lebend, ein kleines Hintergebäude, deſſen paar Blumenbeetchen vom ſtrahlenberger'ſchen Luſtgarten nur durch einen niedern Staketenzaun getrennt waren.

Jener wohlunterhaltene große Garten, mit ſeiner grünen duftenden Laube in der

Mitte, war Emils poetiſches Laboratorium. Hier wurden zugleich Ananas und Drama's, Melonen und erotiſche Lieder, Aloe's und Satiren zur Reife gebracht. Stunden lang ſchritt oft der Dichter in den ſchattigen Gängen auf und ab, und ſtarrte in die dämmernde, wogende Bilderwelt ſeiner brütenden Phantaſie. Trat ihm dann eine neue Geſtalt aus der ſchwülen Wolke entgegen, ſo rennte er haſtig der Laube zu, um ſie niederzuzeichnen vor dem Zerfließen in Luft.

Auch Mariane trug an ſchönen Frühlingstagen und Sommerabenden ihre Arbeit heraus ins Freie, und während der Nachbar Dichter auf ſeiner Ideen- und Bilderjagd den ganzen Park durchirrte, Welten ſchuf, Könige und Hexen aus dem Nichts ins Daſein rief, oder auch beneidete Schriftſteller in das Nichts zurückſchleuderte, — ſaß das ſtille Mädchen, mit wenigen hausbackenen Ideen innigvergnügt, im geliehenen Schatten einer Linde da, die von drüben her ihre

laubreichen Aeste über einen Theil des kleinen Gartenräumchens ausbreitete. Die Schöpfungen der Jungfrau beschränkten sich auf ein zierlich durchnähtes Heubenstreifchen, oder auf bunte Blumenmosaik aus Seide und andre ähnliche Meisterstücke weiblicher Autorschaft.

Fast den ganzen Frühling hindurch trieben die beiden jungen Leute ihre Geschäfte in dieser anmuthigen Nachbarschaft ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Mariane war dem Baron zu unbedeutend, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; er hingegen war für Marianen viel zu vornehm, als daß sie darauf Anspruch zu machen gewagt hätte. Da indeß der Poet am Schluß des Wennemonats zugleich eine seiner gelungensten Tragödien schloß, und nun der Blick aus der idealen Welt sich allmählig wieder zur gemeinen wirklichen niedersenkte, da ruhte doch zuweilen sein Auge mit einem unverkennbaren Wohlgefallen auf der schönen schlanken, immer so

reinlich wie zierlich gekleideten Gestalt im ärmlichen Gärtchen drüben; besonders wenn sie Sonntags im schleierweißen Putz unter dem grünen Lindenschatten stand, oder wenn sie mit der blanken Gießkanne zwischen den Blumenbeeten hinschwebte und die nickenden Blüthenkinder mütterlich pflegend auferzog. — Er nahm sich dann vor, das Mädchen mit seiner näheren Bekanntschaft zu beglücken.

Eines Abends, wo sich seine Blicke schon zuweilen unwillkührlich erhoben, die langausbleibende Nachbarin zu suchen, schritt sie endlich langsam die Treppe herab. Der engelschöne, kindlichheitre Kopf, von dem die leichten blonden Locken zurückfielen, war sanft abwärts gebogen; in jedem Arm trug sie einen hohen schwankenden Nelkenstock; die dunkelrothen Blüthen spielten, so wie die Gärtnerin behutsam herab in die Beete trat, ihr nickend und kosend um die runden

Wangen, deren Blüthe heller, aber nur noch lieblicher ſtrahlte.

Emil fand mit einem laut bewundernden Ah! die Stellung höchſt maleriſch, und wie ſchon oft ein ſchönes Bild ein ſchönes Gedicht erzeugt hat, ſo ergriff jetzt auch ihn die ſchöpferiſche Begeiſterung. Die beiden Nelken belebte die poetiſche Phantaſie mit zwei Blumen-Engeln, die im duftenden Kelche wohnten, und dem zärtlichen jungfräulichen Mütterchen, das ſie trug, unter ſüſſem Küſſen die artigſten Schmeichelwörtchen zuflüſterten.

Das kleine Sonett ſtand ſchnell auf dem Papiere, und gefiel dem Verfaſſer ausnehmend wohl. Was nun aber damit beginnen? — „Dichter lieben nicht, zu ſchweigen;“ — er lief, ohne ſich lange zu bedenken, zu Marianens Gärtchen hin.

Ein ſanfter Gruß und ein Blick, in welchem ein, ihr unbekanntes Feuer glühte, trieben dem überraſchten Mädchen ein

höheres Roth auf die Wangen. Sie trat indeß näher herzu um ſich ehrerbietig vor dem Grüſſenden zu neigen.

»Werden Sie es verzeihen, ſchöne Nachbarin, redete er ſie an, daß ein Maler, ohne erſt um die Erlaubniß nachgeſucht zu haben, Ihr anmuthiges Bild zu entwerfen wagte?

»Ich bin, antwortete ſie ſtockend, ſo viel ich weiß, noch niemals abgemalt werden; — wüßte auch gar nicht, wer ....«

»O doch! fiel Emil ein: ich wüßte wohl Einen. — Kurz, ich bin ſelbſt dieſer Verwegene. Wollen Sie wohl Ihr Portrait hören? — denn ſehen läßt ſichs leider nicht. Mir ſteht wohl einigermaßen die Feder, aber nicht der Pinſel zu Gebote.«

Er las, ohne auf weitere Zuſtimmung der Verlegenen zu warten, die zierlich klingenden Reimlein her, deren Sinn nicht minder ſchmeichleriſch war, als Blick und Ton des Verleſers.

Mariane, ein gutes unbefangenes Kind ohne beſondere Geiſtesbildung, durchſchaute, wie die Beſten ihres Geſchlechtes, mit klarem Blick den kleinen Kreis in welchen ihr beſchränktes Loos ſie geſtellt hatte. Sie wäre auch wohl künftig einmal ſelbſt einer poetiſchen Begeiſtrung fähig geweſen — in den Aeußerungen reiner Mutterliebe: aber Emils kunſtgerechtes Sonett zu würdigen, gingen der Naturtochter freilich alle nöthigen Verkenntniſſe ab. Sie verſtand darin gar Manches nicht; doch leider ſo viel: »daß ihre Wangen blühten — ſchöner blühten, als die Blumen, die ſie küßten; daß Engel ſie ihre Pflegerin und Schweſter nannten und zum Dank verkündigten: »jenes geheimnißvolle Leben, welches den Kelch der Blumen erſchließe, werde nun bald auch den zarten Buſen der helden Jungfrau erwärmen und beſeligen.« — Gewiß zu viel für eine Mariane! —

Es fehlte ihr gleichwohl nicht an jener

instinktartigen weiblichen Taktik, die sich gemüthlich auf den Thron setzt, sobald sie die dargebotene Huldigung bemerkt. — Sie dankte zwar anfangs immer noch verlegen und erwiderte ziemlich dorfmäßig: „daß der Herr Baron gewiß nur seinen Scherz mit einem armen Madchen treiben wolle;“ doch fand sich bald wie von selbst ein größeres Selbstvertrauen, als sie noch jemals empfunden. Das Gespräch gewann mehr Leben; Emil, — der noch dazu vor Freude über das gelungene Trauerspiel heute eine Flasche Burgunder mehr als gewöhnlich getrunken hatte, — war ganz entzückt von dieser lange verschlossen gewesenen Perle, deren Muschel er nunmehr durch seine Annäherung und zarte Berührung geöffnet zu haben glaubte.

Wie ein Wort das andere giebt, so setzt ein solches Gespräch schon ein zweites als Fortsetzung voraus. Auch wurde in jenem Frühling der Himmel immer wolkenloser, die Abende immer milder, und jeder nach-

folgende fand daher die neuen Bekannten am Gartenzaune in immer lebhafterer Unterhaltung begriffen. Es dauerte gar nicht lange, ſo glaubte der junge Held nur wenig zu wagen, wenn er gegen das ſchwache Paliſadenwerk, das ihn allein noch von der liebenswürdigen Nachbarin trennte, im Sturmſchritt anrückte. Ein ſchicklicher Vorwand zu dieſem Angriff war bald gefunden.

»Ihnen, — ſo ſprach er nach kurzer Verrede, in welcher einiges Selbſtlob gewiß nicht an unrechter Stelle war, — Ihnen, der reinen unverkünſtelten Natur, muß ich meine Trauerſpiele vorleſen! — Sie können mir nur wenig darüber ſagen, — ich weiß es! Aber ich verlange gar keine Worte. Die Miene, der Blick, der Seufzer, die Thräne, die ganze äußere Andeutung innerer Bewegung iſt mir eine hinlängliche Kritik der effektvollen Stellen meiner Dichtung.«

»Sehr gütig von Ihnen! — erwiderte Mariane lächelnd (denn bei aller Urkunde

kam es ihr dennoch etwas befremdend vor, daß der Trauerſpieldichter ihre Seufzer und Thränen als unausbleiblich vorausſetzte;) Aber, fuhr ſie fort, ich verſtehe leider nur allzu wenig von Schauſpielen!. Habe eigentlich noch gar keine geleſen, und die liebe Mutter will mir nur ſehr ſelten den Beſuch des Theaters erlauben.“

Deſto beſſer! rief Emil: Meine Göttin iſt die Natur, die Kunſt nur meine Dienerin. Drum biete ich auch eben einer Mariane Vorleſungen an, die ich ſelbſt der fähigſten, geübteſten Schülerin unſrer kleinen Bühne nicht ſchenken würde. — „Alſo darf ich? — Und gleich jetzt?“ — Er zog ſchon ſein bereit gehaltenes Heft aus der Taſche.

„Doch hier, Beſte! fuhr er, die Erlaubniß nicht bezweifelnd, fort: hier wäre es auf alle Fälle wohl zu unbequem, — wo nicht für den Vorleſer, doch für die Zuhörerin. Lieber kommen Sie zu mir herüber in

die Laube! Dieſe alten mürben Latten (er hatte ſchon unter der Rede eine davon losgewiegt) leiſten geringen Widerſtand. Hier nur dieſe noch zurückgebogen, und — die Thüre ſteht offen! — — Darf ich bitten,« ſetzte er mit der unbefangenſten Miene und ganz mit dem Tone hinzu, womit man einen fremden Gaſt ins Zimmer zu treten einladet, — »darf ich bitten, ſich nur ein wenig zu bücken, um dieſes Noth- und Hülfspförtchen zu paſſiren?« — —

Tauſende von uns Männern haben vor und nach Cäſarn an ihrem Rubicon geſtanden. Für die Frauen und ihre zarter geſponnenen Verhältniſſe iſt es nicht einmal ein Fluß, den ſie zu überſpringen brauchen; nein, eine feine Gränzlinie, oft mehr fühlbar als ſichtbar, zieht ſich um ihr abgeſchloſſenes, geregeltes Daſein, und es bedarf zuweilen nur eines Schrittchens, nicht gröſſer als einer zierlichen Tänzerin kleinſter

Sprung, — um das Dieſſeits zum Jenſeits, die Unſchuld zur Schuld zu machen.

Mariane fühlte das, wenn auch nur dunkel, am Eingang jener bedenklichen Pforte; ſie wußte aber dieſem Gefühl keinen andern Ausdruck zu geben, als das magdliche Wort: „es möge ſich nicht ſchicken.“ Gewiß würde ſie das auch deutlicher geäußert haben, als es ſchon durch den ſchamhaft geſenkten Blick und eine leiſe verneinende Bewegung des Kopfes geſchah, wenn nicht gerade im kritiſchen Momente ihre Mutter ins Gärtchen getreten wäre, und ſie aller Antwort überhoben hätte.

Ein guteingeübter Bühnendichter und Spieler, wie unſer Held, war wohl gewiß nicht aus ſeiner Rolle zu bringen durch eine zufällig eintretende, zum Stücke nicht gehörige Perſon, zumal wenn ſie ſo ſehr zu den bedeutungsloſen gerechnet werden konnte, als die hier erſcheinende. — Es war ein freundliches, ſich tief vor dem vernehmen

Herrn neigendes altes Mütterchen, deren Anzug, bei aller Reinlichkeit, doch nur wenig von der Bauerntracht abwich.

Marianens Mutter war in der That von niederer Herkunft. Ihre arbeitsame Häuslichkeit, ihr stiller heitrer Sinn bei empfehlender Gestalt, besonders aber ihre fromme Andächtigkeit in den Predigten ihres Gatten, hatten ihr einst sein Herz gewonnen. In einem ärmlich einfachen Leben, wie es so viele Landgeistlichen zu führen genöthigt sind, war sie völlig unbekannt geblieben mit den Künsten und Genüssen der großen Welt. Demüthig, fromm und arm am Geiste, lebte sie hier nach dem Tode ihres unvergeßlichen Eheherrn, fast von Niemand bemerkt, unter Marianens kindlicher Pflege, die nun ihr Liebstes, ja ihr Alles auf der Welt geblieben war.

Unser Poet faßte diesen einfachen Charakter sogleich richtig auf, und brachte in den populärsten Redensarten, die er finden konn-

te, manches Verbindliche und Gefällige ver: „Gerade ſo freundlich, ſo gut, habe er ſich die Mutter einer ſolchen Tochter gedacht, und ſchon der erſte Blick überzeuge ihn, ſie werde eine Bitte unterſtützen, die er ſo eben an das liebe Töchterchen gerichtet.“ Die Bitte ſelbſt ward nochmals vorgetragen, und blos ein unbedeutender Umſtand, — der zugemuthete Beſuch in der Gartenlaube, — blieb unberührt; zumal da die verneinende Antwort, was dieſen Punkt betraf, ſchon deutlich genug auf des Mädchens Geſicht zu leſen geweſen war.

Während die Pfarrwittwe, von der Herablaſſung des Herrn Barons nicht wenig geſchmeichelt, ihm ſeine Höflichkeiten, ſo gut ſie's vermochte zurückgab, (bloß einige Male hatte ſie das gnädig mit unterthänig verwechſelt,) eilte die Tochter, nun viel heitrer, hinauf ins kleine Zimmer, um noch zwei Seſſel herab in den Lindenſchatten zu holen. Die losgewiegten Staketen waren

längſt wieder angedrückt, und der ſchlaue Dieb kam jetzt ganz ehrlich auf großem Umwege über die Straße zur rechten Thüre durchs Haus herein.

Es begann die Vorleſung ohne Weiteres; ſie wurde von nun an faſt jeden Abend regelmäßig fortgeſetzt, und nicht bloß auf Strahlenbergers, ſondern in der Folge auch auf andrer Dichter Bühnenwerke ausgedehnt. Emil hielt den Plan, die ſchöne Zuhörerin allmählig in ſein Gebiet hinüberzuleſen, immer feſter.

Die Mutter, — deren Bücherkenntniß außer Bibel und Geſangbuch wohl wenig mehr, als Arndt's wahres Chriſtenthum, Paradiesgärtlein und Sturms Morgen- und Abendſtunden umfaßte, — hörte den ſtrömenden Jamben, den ſanftquellenden Trochäen und plätſchernden Hexametern anfangs mit Erſtaunen zu, gewöhnte ſich dann an den fremdartigen Wortſchall und dachte wenig dabei; nickte auch wohl zu ſüßem Schlum-

mer ein. Denn daß ſie von dieſen hohen vernehmen Dingen nichts zu verſtehen brauche, deſſen wußte die gute Frau ſich gar wohl zu beſcheiden. Anders verhielt ſich's mit der Tochter.

Ein guter Vorleſer, — Emil war's gewiß! — würde ſinnigen, aufmerkſamen Hörern ſogar dann eine ferne Ahnung des Inhaltes zu geben vermögen, wenn er ihnen in einer völlig fremden Sprache vorläſe. Mariane hatte das Fremde, was für ſie anfangs in der poetiſchen Sprache nothwendig liegen mußte, unerwartet ſchnell überwunden. Die Perſonen, welche ſich hier in einer ganz neuen Welt vor ihr bewegten, gewannen ihr bald ein höheres Intereſſe ab, als die gewohnten Geſtalten im Alltagsleben der gemeinen Wirklichkeit. Anlage und Hang zum Romanhaften hatte in ihrem, ſo wie in jedem jungen weiblichen Herzen, geſchlummert und wurde jetzt auf eine Art und Weiſe geweckt, welche die Phantaſie nicht weniger

als das Herz, das Ohr nicht minder als das Auge in Anſpruch nahm. Kurz, der kunſtſinnige, hübſche, ſchön deklamirende Herr Nachbar las ſich jeden Abend tiefer in ihre Gunſt hinein. Schon durfte er es wagen, zuweilen mitten im Feuer der Begeiſterung die Hand des neben ihm lauſchenden Engels an ſeine Lippen, an ſein Herz zu drücken, wenn etwa Mütterchen gerade eingeſchlummert, oder in ihren häuslichen Geſchäften abweſend war. — An einem ſchönen Sommerabend bei einer der ergreifendſten Stellen aus „Romeo und Julie“ hatte er ſich jener poetiſchen Freiheit mit beſonderem Affekt bedient; dann ſtockte er plötzlich und flüſterte dem bewegten Mädchen, wie ein blöder Jüngling, faſt ohne vom Buch aufzublicken, zu: „O liebe Seele! Warum ſprechen denn unſre Herzen zu einander nur von Ferne und wie durch fremden Mund! Dürft' ich Ihnen nicht lieber mein Inneres aufſchließen in des Herzens eigenſter Sprа-

che? — und würden Sie wohl, theure Mariane, dieses kleine Blatt" (hier drückte er ihr ein längst bereit gehaltenes Brieflein in die Hand) „würden Sie es grausam zurückweisen, da es deutlicher ausspricht, was ich doch nicht länger zu verbergen Kraft habe?"

War auch die Jungfrau sichtlich erschrokken, so schien es doch mehr von einer freudigen, als unwilligen Ueberraschung herzurühren. Antworten, oder auch nur das Dargebotene zurückgeben konnte sie ohnehin nicht, denn der schlaue Korrespondent hatte klüglich gerade einen Moment gewählt, in welchem man schon von dem Vorplatze her die trippelnden Schritte der zurückkommenden Mutter vernahm.

So war denn nun die gelehrige Schülerin in eine höhere Klasse der erotischen Schule eingerückt: der geheime Briefwechsel war eingeleitet, der von jetzt an mit den Vorlesungen in gleicher Bahn fortlief.

Man wird vielleicht Strahlenbergers Methode zwar eben so regelmäßig, aber auch nicht weniger langwierig finden, als den kunstgerechten Proceß, den ein geschickter Advokat durch alle Instanzen hindurchführt. Wundern wird man sich indeß darüber weniger, sobald man noch einen gewissen geheimen Bewegungsgrund kennen lernt, der den methodischen Liebhaber leitete. — Dieser Grund war so edel! — Nicht für ihn allein, sondern für die gesammte kunstliebende elegante Welt sollte diese sorgsam gepflegte aufkeimende Liebe erfreuliche Blüthen und Früchte bringen. Der Dichter hatte nämlich den Plan zu einem Romane entworfen, der seiner Ueberzeugung nach unendlich an Feuer und innerem Leben gewinnen mußte, wenn er, gleichsam nach einer vorherbestimmten Harmonie, in zwei Welten zugleich, in der idealen, wie in der wirklichen, sich gestaltete.

Das Werk war von der einfachsten An-

lage und ſollte durch die meiſterhafte Ausführung erſt ſeinen vollen Werth erhalten. Es hatte ſich nämlich, nach dieſem Entwurfe, der Held, — eine männlich poetiſche Natur, — einer ſchönen weiblich empfänglichen, wiewohl noch wenig gebildeten, Seele halb im Scherz angenommen, um ſie verſuchsweiſe wo möglich zu ſich heraufzuheben. Die Schülerin aber hatte ſo wunderbar ſchnelle Fortſchritte gemacht, daß bald aus Scherz Ernſt ward, und der Lehrmeiſter zu ihren Füſſen ſeine Schuld, ihr Verdienſt, und der Liebe ſiegende Allgewalt bekennen mußte. „Die Vergeltung“ war das Romänchen betitelt.

Wohlerſonnen wechſelte die Erzählung mit Briefen ab; denn nach dieſem Plane konnte der Verfaſſer vorzüglich gelungene Blätter, die er Marianen in die Hand gedrückt, ſpäterhin nachdrucken laſſen im Buche, und ſie dort dem Helden ſchenken, ſo wie vielleicht die Antworten Marianens der gedruck-

ten Heldin. — Doch letztere waren, wie die Erfahrung lehrte, eben nicht hoch in Anschlag zu bringen. Theils blieben diese Briefchen gewöhnlich lange aus, und um nur Eines herauszulecken, wahren oft mehrere glühende beschwörende Blätter nothwendig; theils zeigte dasselbe, wenn es nun endlich erschien, orthographischer Mängel nicht zu gedenken, eine so wenig geübte Feder, daß, — wollte der Dichter gewissenhaft arbeiten und sein Honorar nicht mit Sünden verdienen, — er gar wenig Briefliches von Marianen aufnehmen konnte in die „Vergeltung.“ Er tröstete sich indeß mit der Bemerkung: „wenn auch der papierene erdichtete Liebeshandel ein wenig zurückbleibe, so schreite dagegen der lebendige wirkliche deste rascher vorwärts.“

In der That war schon einige Male die bewußte Zaunlücke, — das Paradiesespförtchen, durch welches diese Eva heraus in die Welt geführt werden sollte, — auf die sieh-

entliche Bitte des Pförtners, von Marianen benutzt worden; doch nur, um mit scheuer Eile in dem nahgelegenen Gewächshause einen prächtigen Orangenstrauß, — freilich auch zugleich einen heißen Kuß auf die stummen, fühlbar bebenden Rosenlippen, in Empfang zu nehmen. Denn ach! wie konnte die Freundin dem Freunde einen Dank verweigern, der für sie zugleich eine Gabe war?

Alles schien im besten Gange; selbst die Briefe der reizenden Nachbarin wurden allmählig brauchbarer; verwechselten wenigstens nicht mehr so oft Hartes und Weiches, Doppeltes und Einfaches, Großes und Kleines. Kurz, der Lehrmeister glaubte es verantworten zu können, wenn er den hoffnungsvollen Zögling nunmehr in die dritte Klasse versetzte; d. h. wenn er seine Schülerin zur thätigen Theilnahme an seinem Liebhabertheater aufrief.

Er hatte ihr nichts Geringeres, als eine

Gurli zugedacht. Zwar war er bei ſich überzeugt: »um auf der Bühne eine Unſchuld recht gut zu ſpielen, müſſe man eigentlich keine mehr ſein;« — doch es war ja vielleicht noch nachzuhelfen; — und auf alle Fälle mußten die Proben nähere Auskunft über die zu erwartenden Leiſtungen geben. So trat er denn unbedenklich mit ſeinem Antrag hervor, fand aber gleich anfangs Widerſtand von einer Seite her, wo er ihn am wenigſten erwartet hatte, — bei der ſonſt ſo gutmüthigen, nachgiebigen Mutter. Daß Mariane eines Predigers Tochter, und ihre Mutter eine arme Wittwe ſei, war eigentlich alles, was ſie entgegenzuſtellen wußte: allein dieſe beſchränkten An- und Einſichten eines alten Mütterchens zu beſiegen, koſtete dem Theaterdirektor nicht bloß einen groſſen Aufwand von Beredſamkeit, ſondern ſogar einen ſchönen meißner Taſſenaufſatz, auf deſſen niedlichen Gefäßen unter goldnem Bändchen unzählige Vergißmeinnicht blüh-

ten. Prachtvolleres hatte die gute Frau noch niemals gesehn, und vor solcher unermeßlichen Freigebigkeit mußte jede Einwendung verstummen; aber unbedingt zuzusagen, wollte gleichwohl das mütterliche Gewissen nicht verstatten: — „Mariane sollte mitspielen, aber nur ein einziges Mal, bloß dem Herrn Baron zu Ehren;“ — dabei blieb es. „Nun, wir werden schon sehen!“ dachte der, — und es handelte sich also nur noch um die Rolle. Für die zugedachte Gurli bezeigte das wunderliche Mädchen durchaus keine Neigung. Emil gab endlich die Wahl frei. Sie sann alle Personen durch, die sie aus den Vorlesungen kennen gelernt hatte, und wählte endlich — Ophelia in Hamlet.

Der Direktor erstaunte; — dann sprach er abrathend: „Diese Rolle scheint vielleicht auf den ersten Blick leicht; aber sie ist, wie manches stille Wasser, von furchtbarer Tiefe. Opheliens ganzes Geschlecht ist darin versenkt. Wer nicht besser zu schwimmen versteht, als

ſie, der bleibe vom unheimlichen Meere! — Eine gute Ophelia ſucht man jetzt auf den größten Theatern vergebens, und ſchwerlich iſt jemals eine Anfängerin mit ihr aufgetreten!«

Nach dieſen Bemerkungen wollte Mariane zurücktreten, und nun gar nicht ſpielen, ſo daß es am Ende neuer Ueberredung bedurfte, damit ſie nur die erſte Idee wieder aufnahm.

Die Proben zogen ſich in die Länge. Im Anfang ging's nicht übel; bald aber ſanken Emils Hoffnungen. Gelernt hatte Mariane zwar gut genug, allein es fehlte am rechten Ausdruck; auch war ſie ſchlechterdings nicht dahin zu bringen, Alles zu ſagen, was die irre Ophelie ſpricht. Der Direktor fing ſchon an, ſeine künſtleriſche Betriebſamkeit, auf welche er ſonſt mit allem Rechte ſtolz war, für dieſes Mal zu bereuen; er konnte indeß nicht wieder zurück. Die ſchon zu weit vorbereitete Aufführung ging vor ſich, und

— mißlang auf eine Weiſe, wie noch keine der früheren! Ophelia ſtockte nicht ſelten, ſprach eintönig und leiſe; kein Zuwinken auf der Bühne, kein Bitten hinter den Couliſſen wollte helfen, und gerade in einer der ergreifendſten Scenen, wo ſie mit Blumen phantaſtiſch ausgeputzt in den königlichen Familienkreis vor dem Bruder erſcheint, verlor ſie ſo völlig den Kopf, daß beſonders das weibliche Publikum, — welches Marianen längſt die ausgezeichnete Gunſt Strahlenbergers mißgönnte und übel deutete, — ein unverhehltes ſpöttiſches Lachen hören ließ.

Unſern Emil, der den Hamlet machte, ſetzte der Fall des Stückes in eine innerliche Wuth; verleitete ihn ſogar zu einigen auffallenden Verſtößen in ſeiner eignen Rolle, und nach dem Schluſſe wußte er ſich ſo wenig zu beherrſchen, daß er Marianen vor allen Mitſpielenden beſchämte und einige bittere Worte »über ihre Ungeſchicklichkeit und Anmaßung« fallen ließ.

Das gute Kind, das von dem geliebten Manne bisher nur süße Schmeichelworte gehört, erschrak heftig vor seinem ergrimmten verfinsterten Blick und vor der harten Rede. Sie bedeckte ihr schönes, von Reue, Scham und Schmerz erglühendes Gesicht mit ihren bebenden Händen und mit den Strohblumenkränzen, die sie noch krampfhaft in denselben festhielt; aber sie konnte doch den heißen Strom ihrer hervorbrechenden Thränen nicht hemmen und verbergen.

»Nur Sie, — schluchzte die Tiefgekränkte, — nur Sie haben uns zu diesem traurigen Spiel beredet — und ach! ich schicke mich doch so wenig dazu!«

»Gänschen!« murmelte Emil leise vor sich hin. — Laut nahm er indeß doch wieder einen milderen Ton an; ja er wollte Marianen sogar den Arm bieten, um sie nach Hause zu begleiten: doch sie schlug es unter neuhervorbrechenden Thränen ab.

Dieſer verhängnißvolle Abend ſchadete Marianen viel bei dem kunſtliebenden Direktor, und mancherlei Umſtände wirkten gemeinſchaftlich auf den Entſchluß hin: ſeiner Neigung für ſie nunmehr eine andre Richtung zu geben. — Sein Roman war im Manuſcripte bereits ziemlich weit vorgerückt, und, — er konnte ſich's unmöglich verhehlen, — die Heldin desſelben war denn doch ein ganz anderes, edleres Geſchöpf, als dieſes beſchränkte, verländelte Weſen! Sogar ſeine eignen Briefe waren ſeit einiger Zeit leer und matt geworden, und die Vorleſungen fingen ihn zu langweilen an. Beſonders kam aber noch eine gewiſſe, ſeine Geduld ermüdende, ſeine Flamme faſt auslöſchende Erfahrung in Betracht: daß nämlich jeder, auch der ſinnreichſte Plan, die Schülerin vielleicht doch noch zu einer guten Theaterunſchuld umzubilden, an einer unbegreiflichen Standhaftigkeit des blöden Mädchens ſcheiterte, — ſo unendlich viel ſie ihm auch,

ihrer Meinung nach, schon eingeräumt und aufgeopfert hatte.

Doch alles dieß würde unsern Helden nicht abgehalten haben, wenigstens einen regelmäßigen, und daher weniger auffallenden Rückzug zu machen, hätte ihm nicht ein Wink des Schicksals die Bahn höherer Pflichten mit einem drohenden Zeigefinger angedeutet.

Der Amtshauptmann hatte ihm gerade am Tage vor der Aufführung des Hamlet aus der Residenz geschrieben und große Nachrichten mitgetheilt. Durch kluge Unterhandlung des Vaters, so wie durch des Sohnes wachsenden Schriftsteller-Ruf, eröffnete sich dort die Aussicht zu einer glänzenden Partie. — Die schöne, grundreiche, in allen großen Zirkeln als Stern erster Größe strahlende Freiin Victoria von Adlershaut wollte die Seinige werden, sobald er nur die werbende Hand in gehöriger Form nach ihr ausstreckte. Sie reichte ihm dann mit der

ihrigen ein Herz, von lauter Brillantblumen garnirt, zwei ansehnliche Rittergüter nach des Vaters Tod, der bald zu hoffen stand, und den Kammerherrnschlüssel durch hohe Konnexion.

Herrn Kurts Brief war in der liebenswürdigsten Laune geschrieben, der man es deutlich anmerkte, wie wohlig das väterliche Herz in einem Meere süßer Hoffnungen schwamm, und wie sicher es darauf rechnete, auch das kindliche bald eben so wonneselig darin schwimmen zu sehen. Ganz am Ende kam noch folgende Nachschrift:

„Apropos! Man erzählt mir sub rosa, daß Du zu einer betagten Predigerwittwe in Deiner Nachbarschaft eine zärtliche Neigung gefaßt habest, die weit genug gehe, um Dich sogar zum Schulmeister ihrer kleinen Tochter zu machen. — Ich will's nicht weiter untersuchen, aber — sei klug! — Damen von Welt lernen zwar wohl

auch Spaß verſtehen, nur nicht leicht vor der Hochzeit. — Sapienti sat. —«

Der feine Weltmann hatte ſich im würdigen Sohne nicht verrechnet. Das unvermuthet ihm entgegenkommende Glück ward mit zwei Armen feſt an ein frohlockendes Herz gedrückt.

»Wie doch Alles ſich ſo wunderbar fügen muß!« ſchrieb er in ſein Tagebuch: »Gerade jetzt, wo die Pflicht ruft, muß es dem Herzen erleichtert werden, ihr eine flüchtige, grillenhafte Neigung zum Opfer zu bringen. — Die Romanenwelt iſt wohl ganz der rechte Kampfplatz für das rege ſtrebende Jünglingsalter: der Mann aber gehöret der wirklichen an. Drum friſch vorwärts, ohne dich irren zu laſſen durch die bunte Phantaſieenwelt die nun hinter dir lieget!«

Im gleichen Sinne ſchrieb und dankte er dem Vater Kurt. Die ſpaßhafte Nachſchrift ward mit einer ähnlichen erwidert. »Er begreife wohl, hieß es darin, daß eine

Victorie nicht gern an der Seite eines Mädchenschulmeisters durch das hochzeitliche Triumphthor einziehen möge; und da hoffentlich die Schülerin bereits genug profitirt habe, um sich künftig selbst fortzuhelfen, so habe er schon die letzte Lection mit ihr gehalten. Seine thörichte Neigung zur Mutter aber verspreche er redlich zu bekämpfen, und lege zum Pfande der Besserung hiermit das Gelübde ab, die Schwelle der gefährlichen Nachbarschaft nie wieder zu betreten.“

Er hielt in der That mit so vieler Strenge Wort, daß er sich nicht nur des Hauses, sondern, — der unvermeidlichen Nachbarschaft wegen, — sogar des eignen Gartens enthielt.

Wir Uebrigen, die wir uns dadurch keine Freude versalzen und keine Braut verscherzen, wollen immer ein wenig einkehren in das arme kleine Haus des verspotteten Paares. Da nun der poetische blaue Dunst zerronnen ist, in welchen uns früherhin des

Dichters Nähe eingehüllt hatte, so können wir schon leichter hindurch, und bis auf den Grund des zerdrückten Herzens blicken, das dort still an seinen Wunden verblutet.

Die beiden Frauen hatten sich früher allerdings in seltsamen, abenteuerlichen Hoffnungen verirrt. — Die Mutter, welche anfangs Strahlenbergers Annäherung für grosse Leutseligkeit und liebreiche Herablassung nahm, war doch nicht einfältig genug, um späterhin in ihm den Anbeter ihrer Tochter zu verkennen. Wo aber eine andre, weltkundigere Mutter erschrocken sein würde, da wagte diese treuherzige, beschränkte Seele, an eine künftige glänzende Versorgung des lieben einzigen Kindes zu glauben; ja sie wußte das nicht einmal zu verhehlen. »Glaube mir, sagte sie einst an einem Morgen zu Marianen: Dir steht ein grosses Glück bevor, meine Tochter. Nun habe ich Dich

schon zum zweiten Male im Traum mit einem gelbfunkelnden Kranze und mit vielen Blumen angeputzt gesehen. — O du liebe Mariane! — Ja, eine reiche geehrte Frau kannst Du werden! Aber Du verdienst es auch.«

Die Tochter lächelte dann erröthend und schwieg sinnend. — Keines Wörtchens zwar erinnerte sie sich von allen treubehaltenen Reden des Liebhabers, welches auf eine solche Verbindung bestimmt hingedeutet hätte; aber sie glaubte auch dessen kaum zu bedürfen. Seine liebeglühenden Worte, Blicke, Briefe, — alles was er in Bewegung setzte, sie zu gewinnen; seine Kunst und sein, lauter Natur lügendes Spiel, — es hätte selbst eine Weltkundigere täuschen können; wie vielmehr ein unbefangenes, unerfahrenes Landmädchen, das zum ersten Male, und mit allen Kräften des blühenden Jugendlebens liebte! — Ein eifriger Liebhaber ist in den Augen einer edlen schuldlosen Jung-

frau immer zugleich ein Eheluſtiger und Freiwerber.

Nie hatte Mariane in ihrem enggeſchloſſenen Kreiſe eine Ahnung von dem unnennbaren Reiz einer Welt gehabt, wie ſie Emil vor ihr aufſchloß. Sein Geſchmack an ſchönen Werken der Dichtkunſt und ſein eignes ſchönes Talent hatten allen ihren Empfindungen eine andere Richtung gegeben. Aber das innerſte Weſen dieſes Gemüthes zu faſſen, war der ſtolze Dichter mit all' ſeinem Phantaſiereichthum doch viel zu arm und kurzſichtig! Ohne Falſch, kindlich, treu und warm, fromm und rein, — gleich empfänglich für das Rechte, wie für das Schöne, — ungebildet, aber bildſam wie zartes Wachs, das ſich unter echter Künſtlerhand zu einem reizenden Engelbilde geſtalten konnte, — ſo war Mariane aus ihrem einſamen Dörfchen aus der Erziehung biederer, aber dürftiger und nicht welterfahrener Eltern hervorgegangen. Reiche Blüthen lagen hier noch in ge-

ſchleſſener Knoſpe ſchlummernd. Vom Hauch einer wahren, reinen Liebe angeweht und erwärmt, würden ſie ſchnell zum herrlichſten Flor gelangt ſein, erquickend für Auge und Herz. Vor dem heißen giftigen Odem hingegen, der gleich dem Samiel über brennende Einöden, — über eine von Wolluſt durchloderte Selbſtſucht herhauchte, konnten die zarten Knoſpen freilich nur verkümmert und mit verwiſchten Farben ſich aufthun!

Marianens Geſchichte lag zugleich vorgezeichnet in dieſen Grundzügen ihres Weſens. — Innig und ohne Arg hatte ſie ſich dem heißgeliebten Manne hingegeben, und nur ſpäterhin, wo die räuberiſche Abſichtlichkeit hinter der empfindſamen Maske bisweilen allzukenntlich hervorblickte, erſchrak ſie im Innern und ahnete dunkel; Emil ſei doch wohl das Ideal nicht, welches ſie in ihm liebte. Dieſe Ahnung ſtieg vor der bangenden, ſelbſt nicht mehr von jedem Vorwurf freien, Seele wie eine ferne qualmende Wol-

ke auf, aus der sich das Ungewitter entwikkeln sollte, das über ihr heitres Jugendleben verhüllend herzog. Jene Ahnung war es wohl ohne Zweifel, die ihr zuflüsterte, Ophelia's traurige Rolle zu wählen.

Als sie nun in den Kreis der Spielenden eintrat, da gingen ihr plötzlich neue Lichter auf. Das zweideutige Verhältniß, in welchem Emil mit einigen eingeübten weiblichen Mitgliedern seiner Truppe stand, war nicht ganz zu verschleiern, — wurde vielleicht sogar absichtlich vor ihr aufgedeckt! Darin mochte der Grund ihrer Verwirrung und des Mißlingens ihrer Rolle hauptsächlich zu suchen sein, — obwohl man einer solchen Seele überhaupt kein großes Schauspielertalent zuzutrauen geneigt ist.

So zog also die furchtbare Wolke immer näher und näher, und als der Geliebte sie so kalt, so höhnend behandelte, — als seine gekränkte Eitelkeit vor allen diesen schadenfrohen, ihr eigentlich noch völlig fremden

Menſchen in ſchonungsloſem Zorn gegen ſie ausbrach, da deckte der erſte gräßliche Blitz ihr den Abgrund ihres Elendes auf.

Tiefbeleidigt, beſchämt vor aller Welt; vielleicht, — jetzt erſt fühlte ſie das deutlich! — vielleicht beſchimpft auf immer durch einen überall hervorblickenden Verdacht gegen ihre Ehre, — wankte ſie wie vernichtet nach Hauſe.

Und dennoch glühte noch die alte Liebe in der treuen Bruſt! Dennoch hoffte ſie am folgenden Tage von einer Stunde zur andern, Emil werde kommen, ſich zu vertheidigen und ſie zu tröſten! Aber als jede Hoffnung ſchwand; als nach einigen verweinten Wochen, — wo ſie nicht ganz verſchont blieb von mütterlichen Vorwürfen, — die Nachricht von des Ungetreuen naher Vermählung ſich verbreitete, und täglich mehr beſtätigte: da endlich fiel der zerſchmetternde Schlag hernieder, und traf nicht nur das

Herz, — das war ſchon früher gebrochen, — ſondern den Sinn der armen Verlaſſenen.

Ihre Thränen vertrockneten; aber ſie gerieth in eine dumpfſinnige Erſtarrung, aus welcher die angſtvolle Mutter ſie nicht mehr zu erwecken vermochte. Da ſtand ſie ſchon am Eingang jenes furchtbaren Zaubergartens, wo tückiſche Dämonen und phantaſtiſch gaukelnde Traumgeſtalten mit grinſenden Larven den armen Pilger erwarten, der ſich zu ihnen verirrt, und den ſie dann mit ſich fortreißen in ein unabſehliches Labyrinth, um dort ihr wildes unmenſchliches Gaukelſpiel mit ihm zu treiben.

Bei Marianens beginnender Geiſtesverwirrung trat jetzt der letzte und tiefſte Eindruck der Theaterſcene in größter Lebendigkeit hervor, und behauptete endlich allein die Herrſchaft. — Sie glaubte Ophelia zu ſein. Alle Worte ihrer Rolle waren ihr ſtets gegenwärtig und wurden zur fixen Idee. Sie war ſtill, ohne Klage, ohne Thräne; ihr

liebstes, fast einziges Geschäft beschränkte sich darauf, Blumen zu sammeln, welche sie dann sorgfältig in ganz kleine Theilchen zerpflückte. — Die Mutter konnte anfangs das ganze, unermeßliche Unglück der geliebten Tochter noch gar nicht überschauen; sie glaubte immer noch, es hänge von dem Mädchen ab, sie zu vernehmen und ihr zu folgen, wie sonst. Da rief sie dann flehend dem bleichen Kinde zu:

„Ach Du traute Tochter! du nimmst dich ja gar keiner Arbeit mehr an! Wovon sollen wir denn nun leben? — Sieh doch diese alten schwachen Hände an; — die können ja unmöglich alles allein verdienen! — Und ich bin ja auch immer so müde und zerschlagen; — arbeite doch mit mir, wie Du es sonst immer so gern gethan!“

Mariane aber blickte nach solchen rührenden Ermahnungen die Mutter mit einem irren Lächeln an, zog die Nadeln aus dem Strickzeuge, das ihr zur Arbeit in die Hän-

de gelegt worden war, und ſtreute ſie umher mit Opheliens Worten: »Da iſt Vergißmeinnicht, das iſt zum Andenken. Ich bitt euch liebes Herz, gedenkt meiner! Und da iſt Rosmarin, das iſt für die Treue.«

Hätte doch Emil, der große Theaterkünſtler, ſeine vollendete Schülerin jetzt geſehn! Vielleicht würde er da ſeinen harten Tadel zurückgenommen und bekannt haben: eine ſolche Ophelia, habe ſelbſt keine der berühmteſten Bühnen aufzuzeigen!

Aber er ſah ſie nicht! Er betrieb nun emſig die näher rückende Hochzeit mit der glänzenden Victoire. Das in der Reſidenz umlaufende Gerücht: »es habe ſich ein armes gemeines Mädchen in den Bräutigam verliebt, und ſei ein wenig närriſch darüber geworden,« ſchadete ihm nicht im Geringſten, ſondern leiſtete vielmehr ſeinem Rufe guten Vorſchub. Victoire hatte darüber manches Witzwort und allerlei neckiſche Scherze zu vernehmen, die ſie dann mit eleganter Wendung erwidern

konnte. Das gab, als Verirſpiel bei den Theetiſchen, oder als Erholungsintermezzo bei ernſten anſtrengenden Whiſtpartieen, einen ergetzlichen Zeitvertreib und war gleichſam das Salz zum Hautgout dieſer Mariage.

Was der Bräutigam ſelbſt über Marianens Zuſtand dachte und ſagte, werden wir am beſten von ihm, und zwar aus dem Bruchſtücke eines Briefes vernehmen, den er an einen vertrauten Geiſtes- und Herzensverwandten richtete:

»Heute ſchloß ich, bis zur letzten Feile, den bewußten Roman, den Du ſo ſehnlich erwarteſt; — freilich ganz anders für meine Heldin, als ſich's mit der unglücklichen M. M. gefügt hat!

Freund! Mir wachte ein Engel! — Dieſe unſchuldige Spielerei konnte mich wahrlich weit führen, hätte die kleine Unüberwindliche ihren Vortheil verſtanden, und im rechten Momente benutzt! — Im engſten Vertrauen: ich war einmal nahe

daran, in ernſte Liebe zu gerathen, und nur wackere Selbſtbeherrſchung hat mich vielleicht vor großer Thorheit und — vor einer wahnwitzigen Frau bewahrt; denn ſicher hatte die Krankheit da ſchon begonnen, als ſie Opheliens Rolle wählte! — Vielleicht eine erbliche Anlage; — wer mag's wiſſen!

Aber wie dauert mich jetzt die Arme; — beſonders, da ſie eine ſo einfältige Mutter hat! Stelle Dir vor: geſtern ſchicke ich ein nicht leichtes Goldröllchen hinüber zur Unterſtützung der Kranken, und — erhalte es von der Alten zurück mit der unausſprechlich albernen Bitte „ich möchte doch um Gotteswillen nichts mehr ſchiken.“ — Nun denn, wer Andrer Hülfe verſchmäht, ſehe zu, wie er ſich ſelber helfe!“

Das Publikum von Petermichelthal, — hier, wie anderwärts, ein launenvolles wetterwendiſches Ding, — ſchien plötzlich eine

ganz andere Ansicht der Sache gewonnen zu haben. Neid und Schadenfreude waren befriedigt und verstummt; das Mitleid trat ungehindert in seine Rechte ein. Mancher, den Strahlenbergers Stolz heimlich oder öffentlich gekränkt hatte, ergriff nun die Gelegenheit begierig, seinem verbissenen Aerger Luft zu machen: gar mancherlei ungünstige Urtheile kamen in Umlauf, die sich sonst nicht hervorgewagt hatten.

Während Emils Doppelroman im Stadtgespräch von allen Seiten beleuchtet und bitter genug recensirt wurde, öffnete an einem dunkeln stürmischen Abend der Wirth zum **großen Christoph** seine Pforte einem Reisenden, der ziemlich unsanft anklopfte, und mit unerhört schweren, seltsamen Flüchen über die Höllenwege dieser Gegend, wo sein Wagen stecken geblieben sei, Nachtquartier verlangte.

Der Steffelwirth, — so nannte man den Gastgeber des Städtchens, — war

deſſen längſt gewohnt; denn er hatte eine Art von Strandrecht auf alle Reiſenden, welche die Petermichelthaler Wege paſſiren mußten.

Indem er dem neuen Ankömmling hinauf zu ſeinem Zimmer leuchtete, ſakramentirte er ſelbſt wetteifernd mit, über Bürger und Bauern, Polizei und Landesregierung, hauptſächlich aber über den Stadtmagiſtrat; ſo daß bei dieſer Einhelligkeit der Gefühle und Grundſätze ſich bald ein befreundetes Verhältniß zwiſchen ihm und dem Gaſte anzuknüpfen begann. Es wuchs dasſelbe noch mehr durch den glücklichen Umſtand, daß der Wirth überausgern ſprach, und jener, wie es ſchien, nicht minder gern zuhörte.

Die geſammte allgemeine Stadthiſterie alter und neuer Zeit konnte an dieſem Abend, während man die nöthigen Anſtalten zur Herbeiſchaffung des beſchädigten Reiſewagens traf, vorgetragen, — die allerneüſten Ereigniſſe aber vorzüglich mit Umſtändlichkeit

erörtert werden. Der Fremde paßte auf, wie ein Reisebeschreiber.

»Herr Wirth!« so nahm er endlich das Wort: »Ich bin der Doktor Katzenberger ...«

»Wa — was!« rief der Steffelwirth, und schlug im freudigen Erstaunen die Hände zusammen: »Also wohl gar der berühmte Katzenberger, den wir hier in der Lesebibliothek ....«

»Nur sein Bruder;« fuhr Jener ruhig fort. »Ich reise, im Vertrauen gesagt, als berufener Brunnenarzt in das bekannte Maulaffer Bad; — Hätte wohl Eile; allein um Euer scharmantes Städtchen etwas mehr, und gleichsam von Person, kennen zu lernen, wend' ich ein paar Tage daran. Die Brunnenpatienten, die sich dort krank gesoffen haben und die ich nun kuriren soll, mögen meinetwegen daraufschnappen, wenn sie nicht warten wollen, bis ich komme. — Ich muß Ihnen sagen, Herzensmann, ich studire mit Leidenschaft die Tollheit. Ein

Narrenhaus ist für mich ein wahres Paradies; (wie denn auch das Paradies eigentlich schon ein wahres Narrenhaus gewesen, weil wir sonst aller Wahrscheinlichkeit nach heute noch darin herumspazierten.) — Was ich aber sagen wollte .... könnte ich denn nicht jene Ophelia, von welcher Sie mir da allerlei närrisches Zeug erzählen, auf ein Stündchen sprechen? — Herrn von Strahlenberger muß ich, als berühmten Schriftsteller und halben Namensvetter ohnehin besuchen.«

»Ei nun,« fiel der Wirth ein, »so ist's ja Ein Gang, Herr Doktor! Opheliens Häuschen sitzt am Strahlenbergerschen Schlosse an, wie ein Schwalbennest an der Kirche. Gleich Morgen führ' ich Sie hin. Die Alte wird, hoffe ich, keine Umstände machen; besonders wenn Sie etwa ein gutes Receptchen umsonst verschreiben, — denn es fehlt leider am Besten!«

»Sie meinen, am Verstand?« fragte der Doktor. »Auch!« sagte der Wirth: »ei-

gentlich meinte ich aber jetzt mehr das baare, als das wahre Beste.“ — Der Doktor reichte ihm mit einer Art von Lächeln die Hand: „Er liebe solchen Klingwitz ungemein,“ sagte er zur Gutennacht.

Am folgenden Morgen rannte Katzenberger mit einer Eile in der Stadt umher, als ob er schon im Maulaffer Bade seine erste Visiten-Runde zu machen hätte. Der zerbrochene Wagen gab ihm Veranlassung, vielerlei in den Werkstätten und Krambuden selbst einzukaufen oder zu bestellen. Außerdem hatte er noch da und dort eine Erkundigung einzuziehn, einen Gruß auszurichten von irgend einem Vetter aus der Fremde, und nebenbei Empfehlungskarten des Bades abzugeben, das er unter seinen ärztlichen Schutz genommen hatte. Eh' es noch Nacht wurde, gabs wohl kein bedeutendes Haus in der Stadt, wo er nicht eingekehrt, und wenige ihrer Bewohner, mit welchen er nicht Rede und Gruß gewechselt hatte. Am läng-

ſten verweilte er allerdings bei Strahlenbergern und bei Marianens Mutter. Ob er hier heilkundigen Rath ertheilt, wurde vorläufig nicht bekannt. Aus dem Strahlenberger'ſchen Schloſſe hingegen lief bald ein Gerücht durch die Stadt: „Der Fremde ſei ein großer Deklamator und habe den Oberamtsadjunkt ſelbſt durch einige Probeſtücke in Erſtaunen und Entzücken verſetzt. Ja, es ſei ſogar Hoffnung da, er werde ſich zu einer Gaſtrolle auf dem Rathhauſe verſtehen.“

Dieſe frohe Kunde langte noch früher im großen Chriſtoph an, als der Doktor, und der Wirth ſagte pfiffig zu ſeinen Gäſten: „Was hab' ich Ihnen denn heute Mittags bei Tiſche geſagt? — Hinter dem ſteckt was!“

Alles war in höchſter Spannung; und als in der That am folgenden Morgen der Balgtreter mit einem Arm voll naſſer Komödienzettel die Straße herabgeſchritten kam,

da riß ein Liebhaber dem andern folgende närriſche Ankündigung vor der Naſe hinweg:

Heute Abend
von einem reiſenden Kunſtfreunde
zum Beſten der Armen:

„Der Vergelter; oder Das war Ich!“

Ein Feſtſpiel ohne Aufzüge.

* * *

Perſonen:

(Der Kunſtfreund macht ſie alle ſelbſt, und das Stück auch. Er bittet bloß um die Erlaubniß, unſichtbar bleiben zu dürfen; wogegen aber, ſo lange das Stück ſpielt, hinter einem chineſiſchen Vorhange unterſchiedliche ganz gehorſamſte Nebelbilder ſich beſtreben werden, die hochgeehrteſten Zuhörer einigermaßen zu Zuſchauern zu machen.)

* * *

Anfang: 6 Uhr prácis. Das Ende iſt noch nicht zu beſtimmen.

Das Billet koſtet 3 Petermännchen; gilt für alle Plätze.

An diesem Tage redete nun kein geschmackvoller Petermichelthaler ein andres Wort, als vom bevorstehenden Abend. Gerüchte, Urtheile, Vermuthungen und Zweifel verdrängten einander.

»Das war Ich« kannte man wohl recht gut, und hatte es hier bereits zur Genüge gegeben; daß jedoch jenes Stück nicht von Katzenberger sei, wußte jedes Kind.

»Also offenbar wieder eine Nachahmung!« urtheilte der Eine. »Das mache mir Niemand weiß!« rief der Andere: »denn ein solches originelles Kraftgenie läßt sich nicht zum Nachahmen herab.« — »Aber so sagt mir doch nur, Herzensleutchen!« redete ein Dritter dazwischen: »wie kann ein einziges Menschenkind alle Personen selber machen?« »Ja, und das Stück obendrein?« rief Einer aus dem Hintergrunde hervor: — der mußte sich's indeß gefallen lassen, ein wenig ausgelacht zu werden.

Der dicke Oberbürgermeister brummte verdrießlich drein: „Ich verstehe so gut Spaß, als Einer, und darf mir kein Mensch nachsagen, daß ich nicht gern aufs Rathhaus gehe, wenn sie drehen spielen: aber das Entreegeld zu drei Petermännchen — das hole der Henker! Es ist ein wahres Lumpen-Entree! Was kommt dabei heraus? Hans und Grete, und selbst die Bauernlümmel vom Dorfe laufen zu, rechtliche Leute aber müssen schwitzen und den Qualm einfressen.“

Die Frauen hatten noch weit mehr zu besprechen, als die Herren; besonders war der chinesische Vorhang ein unerschöpflicher Gegenstand ihrer Untersuchung. Man war jedoch am Ende ziemlich einverstanden darüber, daß er aus einer Art von Florence verfertigt sein müsse, „weil sonst die Nebelbilder nicht durchschimmern könnten.“ Viele wendeten sich an den Oberamtsadjunkt und bettelten um vorläufige Befriedigung der kitzelnden Erwartung; dieser lächelte aber ver-

schmitzt: »Habt nur Geduld; ihr sollt euch wundern! Allen gefällts indeß schwerlich;— das sage ich zum Voraus. Der Humor ist, wie der Glaube, nicht jedermanns Ding. Mancher lacht da mit, wo er selbst ausgelacht wird. Wer's dann merkt, den verdrießt's, und wen's verdrießt, der schimpft.— Die Süssigkeit einer humeristischen Ohrfeige zu schmecken, dazu gehört ein wenig mehr Geist und Laune, als leider! bis jetzt noch unter uns zu verspüren ist!«

Da der Thürmer listig das Räderwerk der Stadtuhr ein Stündchen vorwärts hatte rennen lassen, und man diesen feinen Streich höheren Orts gern ignorirte, so saßen noch vor fünf Uhr die dicht zusammengedrängten Schaugäste, den starkschwitzenden Oberbürgermeister an der Spitze, mit weit offenen Augen vor der Bühne da, und blickten den weißen florartigen Vorhang an, der die Scene verschleierte.

Der Künſtler ließ nicht lange auf ſich warten. Ehe man noch wußte, daß er herein ſei, ſah man ſchon ſeinen Schatten am chineſiſchen Verhang geſchäftig vorüber ſchweben. Dann wisperte es eifrig und heimlich hinter der Scene; unkenntliche Geſtalten kamen herbei und eilten fort, gleich flatternden Nachtvögeln, und die Zuſchauer athmeten kaum vor Erwartung.

Jetzt mit einem Male waren alle Lampen verloſchen, und aus dem tiefen Dunkel hob ſich hinter dem Verhang ein Strahlenbüſchel leuchtender Raketen; buntfarbige Feuerräder begannen zu ſprühen; verſchlungene Namenszüge brannten in blitzendem Juwelenglanz, und von ſchillernden Farbenwellen überwallt, ſtellte ſich durch den milchweißen Flor ein weiter Luſtgarten mit einem hohen prächtig erleuchteten Landhauſe im Hintergrunde dar.

Etwas Aehnliches hatte man niemals geſehen. Ja, ſelbſt die bewanderſten, phan-

taſſereichſten Leſer der hier ſo beliebten Zauber- und Feenromane hatten die Möglichkeit dieſer Pracht nie geahnet; alles ſchwelgte in zappelndem Entzücken.

Sogleich gab es nun auch etwas zu hören, was die Aufmerkſamkeit nicht weniger in Anſpruch nahm; die Handlung des Stükkes begann.

Mit unerhörtem Gezänke lief ein kleiner, lächerlich dicker Mann, der, wie ſich bald zeigte, einen Verwalter vorſtellte, wüthend im Garten umher. Gärtner, Bediente, Hausknechte, Mägde wurden zuſammengerufen, um unter ihnen die Schurkenſeele ausfündig zu machen, welche aus Neugierde oder Muthwillen ein Feuerwerk, zur Ankunft der hohen Braut des Gutsherrn für Morgen veranſtaltet, heute ſchon angezündet habe, und den ganzen koſtbaren Apparat völlig zwecklos verpuffen laſſe.

Das linkiſche Benehmen des Verwalters bei dieſer ſchwierigen Unterſuchung; — die

wechselseitigen Anklagen, Vertheidigungen und Foppereien, — besonders aber die mannichfaltigen Versuche zu löschen, wobei die närrischen Nebelbilder an den zischenden Feuerballen sich die Finger verbrannten, dann mit vertrakten Sprüngen im Garten herumsetzten und niegesehene Gesichter schnitten: — alles das hielt den Furore des Publikums auf seinem Gipfel fest.

Man erfuhr übrigens in diesem ersten Akt nicht viel mehr, als daß eine große Hochzeit zugerüstet werde; daß der Bräutigam, der reiche Besitzer dieses Gutes und Fleckens, schon unterwegs sei, um alle Anstalten selbst zu betreiben und dann morgen die Braut, von vielen vornehmen Anverwandten begleitet, im Triumphe nachzuholen.

Ein Umstand aber erregte ganz besonderes Aufsehn. Unter den Schloßbedienten fand sich nämlich eine allgemein bekannte Person des Städtleins; — es war der Amtsdiener, Monsieur Zuschlag hier zu Lan-

de geheißen. Konnte man auch die Gestalt hinter dem chinesischen Vorhange nicht vollkommen deutlich erkennen, so war doch Sprache und Ausdruck so unverkennbar und treu kopirt, daß Alles im Parterre sich erstaunt anblickte, und immer Einer dem Andern ins Ohr zischelte: „Das ist ja doch leibhaftig unser Monsieur Zuschlag?“ — — Dieser aber saß noch leibhaftiger mit in der vordern Reihe der Zuschauer und schüttelte verlegen den Kopf, — denn er erkannte sich recht gut.

Im folgenden Akt kam der Bräutigam mit einigem Hofstaat. — Verliebt in seine Braut, am meisten aber in sich selbst, flossen ihm die süssen Jamben wie Wasser von den Lippen und erzählten so viele Familienumstände, als nöthig waren, um den Zuhörer völlig einheimisch im Stücke zu machen und mit sehnlicherem Verlangen nach dem Anblick der erwarteten Braut selbst zu erfüllen.

Der Bräutigam hatte seinen Günstling unter dem Titel eines Privatraths mitge-

bracht, welcher das bevorstehende Fest durch gute Einfälle und durch seine genaue Ortskenntniß noch mehr zu heben geschickt war. Es sollten die Voranstalten bedeutend erweitert, und unter anderm auch ein Schauspiel von Liebhabern aufgefuhrt werden; daher der Privatrath Auftrag erhielt, ein gutes Stück vorzuschlagen und taugliche Subjekte zur Aufführung unter den Bewohnern des Fleckens auszuwählen. — Diese Privatraths-Rolle erregte aufs Neue ein allgemeines Erstaunen.

Es wohnte nämlich zu Petermichelthal in den sogenannten letzten Häusern ein Schuster, bei dem nicht nur der linke Fuß sondern auch die Zunge immer hinter seinen Bestrebungen zurückblieb, woraus denn ein drolliger Gang und noch drolligeres Stottern entstand. In der That mußte man sich schon manches Paar Stiefel von ihm haben anmessen lassen, um nicht laut aufzulachen, wenn der Mann sich mit den schwierigeren Lippen-

buchstaben M und P herumbalgte, ehe er sie recht packen und zum Maule heraustreiben konnte, — so wie man etwa einen zudringlichen Gast endlich ungeduldig aus der Thüre wirft. — Diese kleinen äußerlichen Mängel wurden indeß durch innere Vorzüge des Stiefelfabrikanten reichlich ersetzt: er war ein feiner Kopf, einer der besten Kunden des Lesebibliothekars, ein geübter Kenner des Schönen, zugleich aber auch ein scharfer Kritiker des Liebhabertheaters, — alles mit Passion.

Nun mußte sich's wunderbar treffen, daß der Privatrath im Stücke kein andrer Mensch war, als unser lahmer Schuster. Alles lachte bei dieser Entdeckung; man nickte und winkte sich von Stühlen und Bänken her zu; — bloß zwei Personen blieben ernsthaft: der Lesebibliothekar, (ein Mann, der Freunde zu schätzen und ihnen im Nothfalle treu und gewärtig zu sein wußte,) und — der Schuster selbst. Dieser erhob sich entrüstet im

Hintergrunde, stemmte sich auf sein gutes Bein an der Wand empor und fing laut zu murren und zu schimpfen an. Er wurde indeß von seinen Nachbarn beim Rockschoße auf die Bank niedergezogen, und zum Stillschweigen ermahnt, damit der Gang des Stückes nicht gestört werde.

Es handelte sich jetzt auf der Scene um das aufzuführende Schauspiel. Nach langem Wählen wurde für Hamlet entschieden.

„Es ist ein amusantes Stück," stotterte der Privatrath, „und hat ziemlich viel Ruf in der Welt. In ihm wird bekanntlich noch ein andres Stück aufgeführt, und da wir nun selbst schon Komödie spielen, so tritt der unerhörte Fall ein, daß im Schauspiel ein andres, und in diesem noch eins, also gleichsam ein Drama in der dritten Potenz, vorkommt. So hoch hat es selbst der große Shakespeare nicht getrieben. Es muß ungeheuern Effekt machen!"

Er drang mit seinem Vorschlage durch,

und man schritt nunmehr zur Besetzung der Rollen. Der Rath erbot sich mit Freuden, selbst im Orte herumzugehn, um anzuwerben. »Es giebt,« versicherte er, »in diesem kleinen Neste dennoch große Talente. So zum Exempel ist mir hier eine Ophelie bekannt« (hier warf er ein schmatzendes Kußhändchen in die Luft,) »eine Ophelie, gnädiger Herr! — wenn die Ihre holde Braut nicht in Thränen zerfließen macht, so hat sie einen kalten Marmorstein in der schwanenweißen Brust, statt des lieben, warmen, butterweichen Herzchens.«

Hier schloß der zweite Akt, und verbreitete unter den Zuschauern eine seltsame Stimmung. Unheimliche Ahnungen, daß der Künstler sie vielleicht alle zum Besten haben welle, flogen kenntlich von Gesicht zu Gesicht. Strahlenbergern aber lief es wie Fieberschauer kalt und heiß über die Haut. Doch rieth ihm die Klugheit, abzuwarten wo es hinaus welle, und einstweilen die Süßig-

keit der erhaltenen humoristischen Ohrfeige in der Stille zu kosten.“

Der folgende Akt ward gleich anfangs so bedenklich, und im Fortgange so unermeßlich frech, daß der Fall des Stückes und die höchste Wahrscheinlichkeit vorauszusehen war, es werde der Künstler den Schluß gar nicht geben dürfen. Denn auf der Wanderung, welche der Privatrath unternahm, um für seinen Hamlet zu werben, traten mit jeder neuen Scene eine Menge ganz bekannter Personen des Städtchens auf, die auf das treuste kopirt mit erstaunlicher Naivetät das Innere ihres Charakters vor Aller Augen zur Schau stellten. Jeder unter den Zuschauern, dessen Ebenbild noch nicht aufgetreten war, zitterte vor dem Augenblicke, wo ihn die Reihe treffen würde: denn selbst die innersten Familiengeheimnisse wurden nicht geschont, die versteckteſten Gebrechen und Vergehungen aufgedeckt: — alles aber mit so unvergleichlichen Possen ausstaffirt,

daß mitten im verbissenen Aerger oft ein unwillkührliches Gelächter ausbrach.

Bis jetzt hatten indeß immer noch Zehne über Einen lachen können; auch dachte Mancher: »Habe ich mein Theilchen, so solls nun Der und Jener auch erst abkriegen;« — und so hielt sich denn manche geballte Faust in der Tasche zurück.

Eine Saite gab es jedoch für dieses Publikum, die noch niemals ein Fremdling zu berühren wagen durfte, ohne daß sie ihn in den feindlichsten Mißtönen angebrummt hätte.

Petermichelthal stand nämlich in jener Rangordnung so mancher guten Städte und Flecken des deutschen Vaterlandes, welche nicht bloß eine Menge fremder Thorheiten, gleichsam als die Sündenböcke der ganzen Umgegend, tragen müssen, sondern dazu noch eine schwere Ladung offenbarer Erdichtungen und bittrer Verläumdungen mit nachzuschleppen haben. Von unserm werthen Städtchen

war unter anderm ein altes Mährlein im Umlauf, welches seinen Bewohnern den weit und breit bekannten Spitznamen der Petermichelthaler Eselreiter zugezogen hatte.

Es war, — so lautete die Sage, — als eine übliche Strafe für gewisse Sünden, ein neuer sehr schön gearbeiteter hölzerner Esel auf dem Marktplatze errichtet worden, wo er in der That heute noch steht. Nach der Vollendung dieser zweckmäßigen Zierde eines öffentlichen Platzes mußte das Werk von der gesammten Bürgerschaft besichtigt und als wohlgerathen anerkannt werden; — welches in der Ordnung war. Leider wurde sie aber durch das Stadt-Oberhaupt selbst in etwas gestört. Es gerieth nämlich der regierende Bürgermeister, — vielleicht aus bloßer Neugierde, oder auch, um den Eindruck genau zu prüfen, der davon zur Verbesserung der städtischen Moralität zu erwarten stehe, — auf den Einfall, das sitten-

richterliche Thier in eigner Person zu besteigen; und nur als er schon ganz gemüthlich droben saß und in Gedanken, als säße er noch auf seinem Wiegenpferdchen, die Seiten des geduldigen Vieh's mit den Fersen zu bearbeiten anfing, — nur da erst wurde er, auf die christliche Gemeinde herabschauend, an vielen schiefgezogenen Mäulern gewahr, daß die guten Leute ein wenig der Beck stieß. *)

»Aha!« dachte der Bürgermeister, »ich bin zu weit gegangen!« und wollte eilend herniedersteigen; brachte aber durch diese Eilfertigkeit sich und die Bürgerschaft so sehr aus dem Gleichgewichte, daß Alles sich wälzte, — Er im eigentlichsten Sinne des Wortes, indem seine weichsten Theile auf die härtesten der Stadt, das basaltane Marktpflaster, aufpufften; die übrigen Bürger figürlich, — vor Lachen.

*) Sollte außerhalb Petermichelthal diese metapherische Redensart allgemein bekannt sein? — Sie bezeichnet die unterdrückte Lachlust nicht unbildlich.

Der Magiſtrat wurde zuerſt wieder ernſthaft und ſteckte rathſchlagend die Köpfe zuſammen. Damit kein Makel an der ehrwürdigen Perſon ſeines Vorſitzers haften bleibe, ward einmüthig beſchloſſen: »es ſolle jeder Bürger nach Alter, Stand und Würden eſelreiten, wofür zur Vergütung der kleinen Unbequemlichkeit jedem eine Kanne Wein auf allgemeine Koſten abzureichen ſei.« Und ſo geſchah's. — Der ganze ſolenne Aktus ſchloß ſich auf das Ergötzlichſte in den frohdurchjubelten Hallen des Rathskellers.

Wer hätte es wohl dem Schauſpieldichter hinter dem chineſiſchen Vorhange zugetraut, daß er ſogar dieſes kitzliche Fleckchen antippte und eine Frage auf's Tapet bringen würde, für welche kein wackerer Petermichelthaler eine andere Antwort hatte, als ein paar derbe Ohrfeigen? — Und dennoch ließ er ſich durch ſeine tolle Laune verleiten!

Der Privatrath brachte nämlich, als er nun endlich mit der ſchwierigen Rollenbeſez-

zung für Hamlet fertig war, noch ein Volksfest zu ehren der hohen Braut in Verschlag, und zwar ein solennes Eselreiten mit Trompeten und Pauken, nebst freiem Trunk für die Herren Reiter.

Wie ein elektrischer Schlag zuckte diese ungeheure Idee durch alle Nerven, die ohnehin durch das Vorhergegangene schon straff genug gespannt waren. Jetzt stand Einer für Alle; es galt die Ehre der ganzen Stadt!

Ein dumpfes Murmeln verkündigte das heranziehende Ungewitter. Jeder Zuschauer erhob sich von seinem Sitze und machte einen langen Hals, um den Oberamtsadjunkt zu beobachten: — ob der nicht vielleicht selbst an die Spitze der Schlachtordnung zu treten Lust habe?

Herr von Strahlenberger hatte aber schon längst wie auf Kohlen gesessen und hastig die Gelegenheit ergriffen, dem verwünschten Schauspieler den kecken Humor zu verbittern und das Handwerk zu legen. Doch hatte

er klüglich bei ſich beſchloſſen, die Sache ohne Rumor abzuthun. Nur ein paar kräftige Worte wollte er mit dem Manne im Vertrauen reden, und ihm dann Veranlaſſung geben, ſich heimlich davonzuſchleichen. Sein gewöhnliches Plätzchen, wenn er nicht ſelber mitſpielte, war gleich neben der Theatertreppe, um ſchnell ab- und zulaufen zu können. So hatte er ſich denn, als jedes Auge ihn ſuchte, bereits unvermerkt hinauf begeben.

Leiſe ſchlich er in die Scene hinein; — aber wie ward ihm zu Muthe, als er nur ſich allein auf der ſchauerlichen Bühne erblickte! Das Stück ging fort, und doch war Niemand auf den Brettern, Niemand hinter den Koulissen. Eine düſtre unheimliche Dämmerung herrſchte um ihn her, und nur einige gelbgrüne Flämmchen hüpften gleich Irrlichtern auf dem Boden, die einen ſtinckenden Schwefelgeruch verbreiteten.

Es packte ihn mit dem Entſetzen der Höl-

le. Vergebens strebte er hinweg; seine Füsse zitterten wie gelähmt vom Schreck und versagten ihm den Dienst: da rauschte plötzlich der Vorhang auf.

»Laßt ihn nicht reden!« schell's unten herauf: »Hört seine lügenhaften Entschuldigungen nicht an! — Herunter mit Dir von unserm Theater, Du verwünschter Schwarzkünstler! Nieder, nieder mit dem verläumderischen Possenreißer!«

Strahlenberger entdeckte jetzt mit neuem Entsetzen, daß der furchtbare Künstler die Rollen mit ihm getauscht habe; — denn im Parterre erblickte er auf seinem eben verlassenen Platze — sich selbst! Ja, dort saß der leibhafte Emil so ähnlich, wie er sich nur jemals im Spiegel geschaut, und drohte mit geballter Faust zu ihm herauf. — Der allgemeine Angriff der erzürnten Menge rückte immer näher; — seine Stimme, hoffte er, werde ihm doch wenigstens nicht zugleich mit seiner Gestalt gestohlen sein:

»Liebe Bürger! rief er, so laut er konnte: es geht hier irgend ein ungeheurer Betrug vor . . . .«

»Was? Nun will er uns auch noch des Betruges beschuldigen?« schrie grimmig der lahme Schuster, und gab ohne Weiteres das Signal zur allgemeinen Schlacht.

Er hatte vor dem Schauspiel gelegentlich einige Kunden bedient und daher sein buchsbaumenes Stiefelmaß noch in der Tasche. Das setzte der Patriot daran. Er schleuderte es dem Theatermann mit solcher Kraft und Geschicklichkeit an den Kopf, daß die beiden stiefelförmigen Schieber das Gesicht mit blutigen Spuren einspannten, als sollte ihm damit eine Maske angemessen werden.

»Bravo!« hallte es im Saale wieder. Monsieur Zuschlag, der immer von Amtswegen einen handfesten Prügel mit sich trug, blickte verlangend nach dem vermeinten Oberamtsadjunkt. »Gnädiger Herr! soll ich . .?« fragte er mit bedeutendem Wink auf sein ge-

hobenes hölzernes Exklamationszeichen. Ein bejahender Blick, — und Zuſchlag war mit Einem Sprunge auf der Bühne, um ſeine Beute zu packen. Was half's dem Armen, daß er aus vollem Halſe ſchrie: »Ich bins ja! Ich bin es ſelbſt, lieber Zuſchlag!« »Ganz recht!« erwiderte dieſer mit grauſamer Kälte: »aber ich will Dich jetzt be»Ichbinſen, bis Du ſelber nicht mehr weißt, wer Du biſt!« Und nun fielen die Schläge hageldicht auf den verkannten freiherrlichen Rücken. Ein verzweiflungsvoller Satz über die Muſikanten hinweg, die mit Fiedelbogen, Fagott's und andern Blashölzern nach ihm ſtocherten, rettete ihn zwar aus des Amtsdieners unbarmherzigen Händen hinab ins Parterre; allein hier trat ihm ſein gräßlicher Doppelgänger entgegen, holte mit nervigem Arm weit aus, und ſenkte ihn dann gewichtig auf die Schulter ſeines Opfers nieder. »Das war Ich!« rief er bei dem gewaltigen Schlage mit durchdringender Stimme,

und der Spaß wurde mit jauchzendem Beifalle aufgenommen. Jeder drängte ſich herzu, um ihn ebenfalls anzubringen, »das war Ich!« ſcholls mit verſtärktem Gelächter bei jedem neuen Rippenſtoße. Die edlen altdeutſchen Jünglinge langten mit ihren Knotenſtöcken hoch herüber, klopften beſcheiden an des Poeten Gehirnkammer an, und jeder verſicherte dabei zum Ueberfluſſe: »das war Ich!« Ja, ſelbſt zarte Damenhändchen waren nicht müſſig, und mitten im tummelnden Gewühle hörte man von manchen Sopranſtimmchen, die männlichen Bäſſe überkreiſchend, den beliebten Titel des heutigen Luſtſpieles ausrufen.

Gleich dem wüthenden Heere ſetzte es dem gehetzten Tragöden nach und verfolgend jagte es ihn die Treppe hinab; unten aber packte den Fliehenden noch einmal der Doppelgänger mit kalter Rieſenfauſt, und durch einen kräftigen Fußtritt ſah ſich der gefeier-

te Dichter hinaus auf die Mitte der Straße befördert.

Aechzend schleppte er sich heim, in grosser Angst, daß man ihn auch da nicht anerkennen werde: doch der Zauber war gelöst. Eine alte Köchin, die von der Hausdienerschaft allein zurückgeblieben war, öffnete dem Anklopfenden die Thüre, und schlug bei seinem Anblick die Hände laut aufschreiend zusammen, ehe sie ihn mit Mühe die Treppe hinan und zu Bette brachte.

Im Rathhause war unterdeß der Sturm beschwichtigt worden. Man hatte sich nach der Execution noch einmal im Theatersaale versammelt, um sich gemeinschaftlich an der genommenen gerechten Rache zu weiden und wechselseitig von seinen Thaten zu erzählen.

„Und wenn's der Satan selber gewesen wäre," sagte der Amtsdiener, — „Vielleicht war er's wirklich!" redete der Pseudo-Emil dazwischen; — „Meinethalben!" fuhr jener

muthig fort: »Wen ich einmal unter die Faust nehme, der muß nieder!«

Nach vielen ähnlichen Reden zerstreute sich endlich die zahlreiche Versammlung. Niemand aber hinkte mit größerer Selbstzufriedenheit heim, als der tonangebende Schuster.

»Was m — einen Sie!« stotterte er manchem Vorüberschreitenden zu: Hab' ich's brr — av gemacht mit m — einer Kr — itik?« »Ja!« antwortete man forteilend: »den Komödianten haben wir ordentlich ausgepocht! — Der wird an die Petermichelthaler Eselreiter denken!« — verscholl's in der Ferne.

Noch hatten nicht alle Bürger, gesättigt von Rache und Abendkost, sich zur süssen Ruhe begeben, als ein heftiges Klopfen an die Thüre des Chirurgus Seifling ihn eiligst heraus und zum Oberamtsadjunkt beschied.

Seifling starrte den zerschlagenen, gar merklich Gedemüthigten mit einem Erstau-

nen an, für welches er anfangs keinen Ausdruck fand. Er unterſuchte vor allen Dingen die Kopfwunde, die der Schuſter dem Dichter angemeſſen hatte, und die wohldurchwalkten Glieder, die doch zum Glück noch alle ganz geblieben; und dann erſt vermochte er auszurufen: „Aber um Maria Stuarts Willen, hochgeehrteſter Herr Oberamtsadjunkt! Wer hat Sie denn ſo elendiglich zugerichtet?“

„Ach!“ ſeufzte der Patient, indem er ſich mühſam nach ihm umkehrte: „wer denn ſonſt, als Ihr undankbaren Petermichelthaler, die ich auf eigne Koſten im guten Geſchmack unterrichtet habe, damit ſie mir nun ſolch einen Lohn geben? — Und hab' ich Ihn denn nicht ſelbſt geſehn, Herr Seifling, wie Er mit Seinem gelben Barbierbecken unbarmherzig auf dieſen Kopf loshämmerte, den Er nun verbinden muß? — — Doch ſtille nur! Suche Er ſich nicht zu vertheidigen, mein Freund! Ihr alle ſeid eigentlich unſchuldig; ich weiß es wohl! —

Der Arge, — ach der Arge" — hier fingen ihm die Augen gräßlich im Kopfe zu rollen an: „Seht! — dort ſteht er wieder in der Ecke und hat mir meine Geſtalt geſtohlen! Hebe Dich hinweg, — hinweg! — Du haſt keinen Theil an mir!" — Hier ſank er erſchöpft zurück.

Bald kam nun auch ein Arzt herbei und brachte durch Hülfe der Kunſt doch wenigſtens ſo viel Ruhe für den Kranken zuwege, daß er einſchlummern konnte.

Wie ſehnſuchtsvoll wartete aber der Amtschirurgus auf den Morgen! — Wo nur ein Fenſterladen zurückgeſchoben, eine Thüre aufgeklappt wurde, da huſchte Herr Seifling hinein, und es drückte ihm faſt ſein volles Herz ab, eh er's herausbrachte: „Wißt ihr denn, wen wir geſtern Abends ganz erbärmlich geprügelt haben, ſo daß er ſchwer darniederliegt, und vielleicht gar um ſeinen ſchönen Verſtand kommen wird? Wiß't ihr's? — Unſern Herrn Oberamtsadjunkt,

unſern großen Dichter und Gönner, haben wir geprügelt, und ſonſt keinen Henker anders!«

Die Morgenſonne ſchaute kaum auf die Stadt, als die Neuigkeit ſchon überall herum war, und aus jedem Munde wiederholte ſich das Echo von Seiflings Frage: »Wißt ihr ſchon, wen wir geſtern geprügelt haben?« bis zuletzt ſelbſt diejenigen Petermichelthaler darauf zu antworten wußten, die man noch im Mantel trug. Rechtliche Männer, die der Sache genauer nachdachten, ſchlugen ein Kreuz und ſagten: »Wir ſollten nunmehr wohl ein wenig in uns gehn und über unſre Sünden ernſtlich nachdenken, da wir offenbar in die Gewalt des böſen Feindes gegeben worden ſind!«

In der That verbreitete man jetzt über den vermeinten Brunnendoktor ſchauderhafte Gerüchte. Auf einem rieſenhaften Rappen mit blutrothem Schweif wollten ihn Einige geſehn haben, wie er funkenſprühend zum

Thore hinaus gesprengt sei; Andere behaupteten: er sei gleich nach der Execution durch den Schlot des Rathhauses als ein feuriger Drache auf nächstem Wege heimgekehrt. — Daß er allerdings in den Gasthof nicht wieder zurückgekommen, bestätigte der Wirth. Sein Wagen war schon vor dem Schauspiele abgefahren.

Strahlenberger wurde zwar von seinen Wunden und Beulen bald geheilt; allein sein Ruhm, wie sein Selbstvertrauen, waren unheilbar verwundet, und sein ganzes Geschick nahm mit dem, über ihm aufgegangenen Unstern eine nachtheilige Wendung. Die Heirath mit der stolzen Victorie wurde rückgängig, weil, — wie man sich in der Residenz ausdrückte, — »der Accident allzuviel Eclat gemacht habe.« Oberamtsadjunkt konnte ein Mann nicht füglich bleiben, der notorisch unter den Händen des Monsieur Zuschlag gewesen war, — gesetzt, auch man hätte die übrigen Schläge und Püffe für

nichts rechnen wollen. Den Kammerherrnschlüssel hatte Emil zwar schon in der Tasche, konnte ihn aber nur als ein unbrauchbares Geräthe an den beiden goldnen Knöpfen auf der Kehrseite aufhängen; denn er hätte keinen fürstlichen Hundestall mehr damit aufzuschließen vermocht, geschweige ein Kabinet. So begab er sich denn auf sein väterliches Erbgut und lebte dort gewissermaßen inkognito. Nachts balgte er sich oft mit seinem furchtbaren Ich herum, und magerte dabei sichtlich ab. Zu seiner Herzensbesserung hatte übrigens das Festspiel wenig oder nichts gefruchtet.

Glücklicher hatte sich's unterdeß bei dem bedauernswerthen Opfer seines genialen Egoismus gestaltet. Marianens Mutter trug kein Bedenken, öffentlich zu rühmen, daß Doktor Katzenberger bei ihr als ein rettender Engel erschienen sei.

Zwar hatte anfangs die gute Frau wenig Zutrauen zu ihm fassen können, weil er

»etwas barsch und spöttisch gewesen sei« — wie sie sich ausdrückte. »Sobald er sich aber mit dem unglücklichen Mädchen näher beschäftiget und sich alles habe umständlich erzählen lassen, wäre er mild und sanft geworden wie ein Kind, und habe sich sogar ein paar helle Thränen von den Wangen wischen müssen.«

Beim Abschiede, — so erzählte noch die Alte, — ließ er ein Pulver zurück mit der Vorschrift, es der Kranken am Abend einzugeben, worauf sie eine ruhige Nacht haben würde. — Sie blieb in der That nicht aus. Mariane verschlief nicht nur die Stunden, wo ihr Verderber seine gerechte Strafe empfing, sondern sie lag sogar noch den folgenden Tag über im tiefsten Schlafe. Manchmal wollte es der Mutter dabei wohl bange werden, besonders als so gräßliche Gerüchte vom Doktor umliefen; allein sie schöpfte immer neuen Trost, sobald sie ihr schlafendes Kind betrachtete. Ach, es athmete ja so

ſanft, und ſichtlich blühten die gebleichten Wangenroſen wieder zur ehmaligen Friſche auf. Die ſchöne Schläferin lächelte auch oft, wie von einem holden Traume entzückt, und als ſie endlich die blauen Augen aufſchlug, da waren ſie wieder völlig klar und verſtändig! Die entzückte Mutter hielt die alte, gute, unſchuldige, frohe Tochter neugeſchenkt am klopfenden Herzen.

Mit glänzenden Blicken richtete ſich Mariane auf, die Hände zum Himmel emporfaltend: »O Mutter!« rief ſie aus: »wie iſt mir plötzlich ſo leicht, ſo froh ums Herz geworden! Ja, nun iſt Alles überſtanden, — Alles verziehn! — Aber laß' uns heute noch heim in unſer kleines Dörfchen ziehn!« — Und dieſe Bitte wiederholte ſie ſo oft und dringend, daß die Wittwe, — die doch an dieſem Freudentage ſehr viel mit Niederknieen, Beten, Weinen und Segnen zu thun hatte, — wirklich noch einige Stunden zum Einpacken abſparen mußte.

Erſt auf dem erſehnten Dörfchen erfuhren die beiden guten Seelen eine neue Gunſt des Schickſals. Es war nämlich ein Verwandter, von deſſen Daſein ſie niemals etwas gewußt, in der Fremde geſtorben, und man ſendete ihnen von unbekannter Hand ein anſehnliches Kapital als Vermächtniß, in lauter funkelnden Harzgulden; ſo daß Mariane nunmehr unter die wohlhabendſten Dorfmädchen gehörte, und ſich in den Stand geſetzt ſah, künftig unter den jungen Männern, die ſich um ihre Hand bewerben würden, eine freie Wahl zu treffen.

»Aber wer war denn nun eigentlich der Doktor Katzenberger?«

So fragte den Wirth zum großen Chriſtoph einſt ein Reiſender, der dieſer Erzählung mit Verwunderung zugehört hatte.

»Wer der war?« — erwiderte der Wirth,

indem er sich furchtsam im Zimmer umsah: »Sie wissen wohl — man soll ihn nicht an die Wand malen!« —

Dagegen behauptete der Reisende: »Jener Gewisse, den man allerdings nicht gern näher zu bezeichnen pflege, würde weit eher dem Herrn Baron von Strahlenberger zu Hülfe gekommen sein, als Marianen gerettet haben. Wenn auch der gewisse Ungenannte allerdings oft sich als ein humoristischer Geist beweise, so mangele ihm bekanntermaßen doch die Seele, und es komme in den Annalen der Hölle gewiß kein Beispiel vor, daß er solche Thränen vergossen habe, wie Katzenberger bei Marianens Unglück.«

Der Wirth konnte so gewichtigen Gründen nicht lange widerstehn, und ward dadurch so offenherzig gemacht, etwas zu bekennen, was er bisher immer noch furchtsam verschwiegen hatte.

Es verhielt sich nämlich allerdings so, wie das Gerücht erzählte: der Doktor war

nach dem Festspiel nicht wieder in den Gasthof zurückgekehrt; aber der Wirth hatte am folgenden Morgen in des Fremden Zimmer zwölf sogenannte Wildemannsdukaten aufgezählt, und darneben einen Zettel gefunden: »Zur Vergütung für den Herrn Steffelwirth.« — Elf davon verwechselte er schnell an einkehrende Juden, weil er besorgte, die Dukaten möchten sich über Nacht in Kohlen verwandeln: den zwölften aber wagte er daran, um ein Andenken des merkwürdigen Gastes zu behalten. Er zeigte das Goldstück, welches noch wie eben aus der Münze gekommen funkelte, dem Reisenden vor.

Dieser, als ein geübter Kenner, versicherte auf den ersten Blick: ein ähnliches habe schwerlich irgend ein Kabinet in Europa aufzuweisen.

Die eine Seite des Schaustückes zeigte den bekannten wilden Mann, dessen Spazierstöcklein ein Tannenbaum ist, mit dem

Schurz von Eichenlaub umgürtet; die andere ſtellte einen ernſten, kräftig ausgeprägten Kopf dar, welcher nach der Verſicherung des Wirthes Katzenbergern ſprechend ähnlich war. Die Stirnlocken zeigten ſich ſo ſeltſam aufwärts gekräuſelt, daß man ſie allenfalls auch für die Hörnerſproſſen eines Satyrs halten konnte.

Unkenntlich zarte Schriftzüge umgaben das Gepräge des Randes. Zum Glück hatte der reiſende Münzkenner ſeine treffliche Reichenbach'ſche Lupe in der Taſche; durch ſie las er mit froh erfüllter Ahnung die Umſchrift:

„RBZIIL, Dei gr. Rex

Sud. Mont.“

Ende des dritten Bandes.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.